



ULB Düsseldorf



+4099 698 01

Geschichte
der
Stadt und des Kreises Hattingen
nebst
Urkundenbuch.

Köln, 1896.
Im Selbstverlag des Verfassers.

Geschichte

der

Stadt und des Kreises Hattingen

nebst

Arkundenbuch.

Druck der Kölner Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. in Köln.

Geschichte
der
Stadt und des Kreises Sattingen
nebst
Arkundenbuch.

Mit Illustrationen, Karten und Plänen.

Quellenmäßig bearbeitet von

Gustav Jägersberg, Köln a. Rhein.



I. Band.

Preis: 5 Mark.

Köln, 1896.

Im Selbstverlag des Verfassers.

DSpG. 4729
h. 50.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

58. 1571

Vorwort.

Nicht, um mich als Schriftsteller zu präsentiren oder um Ehre, Ansehen und irdischen Mammon zu erzielen, übergebe ich dieses Produkt einer mühevollen fünfjährigen Arbeit der Oeffentlichkeit, sondern deshalb, um dasjenige, was Alter und Geschichte geheiigt haben, meinen Landsleuten vor die Augen zu stellen, damit sie sich erbauen und belehren an den Sitten, Lebensgewohnheiten, dem Leben und Streben, den Freuden, den Kämpfen, Sorgen und Nöthen ihrer Altvordern. Denn nur, was man recht kennt, vermag man nach seinem vollen Werthe zu schätzen. Alles Gute, Schöne und Nützliche, was sich in der geliebten Heimath findet, in gemeinverständlicher, kräftiger, eindringlicher Weise dargestellt, muß gemeinnützigen Sinn wecken und verbreiten. Es ist nicht genug damit, wenn unsere Gelehrten, wenn die gebildeten Kreise allein die Bücher und Schriften über unsern Kreis kennen und studiren, es muß auch dem schlichten Manne im Volke ein Verständniß kommen von der Herrlichkeit jener reichen Schätze! Es ist etwas Heiliges um die Heimathsiebe! Was man nicht kennt, kann man nicht lieben und kann auch für dasselbe kein Opfer bringen. Wenn aber ein Volk den Werth der Heimath erkannt hat, dann ist die Liebe zur Heimath auch das Größte und zu jedem Opfer bereit. Sodann soll der Zweck der vorliegenden Geschichte noch sein, solche Liebe zur Heimath und zum angestammten Fürstenhause zu wecken und zu erhalten.

Die Veranlassung zur Bearbeitung dieser Schrift gaben die Herren Bürgermeister Falke und Stadtverordneter August Küper in Göttingen, indem sie mich zum Forschen nach Archivalien betreffend meine Heimath anregten. Dem Herrn Bürgermeister Falke statte ich für seine Beihülfe und besonders für die Empfehlungen bei hohen Behörden, welche es mir ermöglichten, verschiedene geheime königliche Staatsarchive benutzen zu dürfen, an dieser Stelle meinen herz-

lichsten Dank ab, anknüpfend daran die innigste Bitte, mir seinen Beistand zur Vollendung dieses Werkes auch weiterhin nicht versagen zu wollen.

Das ganze Werk wird voraussichtlich in 6 Bänden und zwar in einem Zeitraume von zwei Jahren erscheinen, so daß es jedem möglich ist, dasselbe anzuschaffen, da die Kosten noch keinen Pfennig täglich betragen.

Möge meine Arbeit, das ist mein Wunsch, die Liebe zur heimischen Geschichte in weiteren Kreisen wecken und fördern und der Stadt und dem Kreise Hattingen eine frohe, glückliche Zukunft beschieden sein.

Köln am Rhein, den 15. Dezember 1896.

Gust. Jägersberg.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Älteste Zeit	1
Rauenthal	8
Der Horkenstein	13
Die Tempel der alten Deutschen	28
Die Priester der alten Deutschen	34
Gottesdienst und Opfer der alten Deutschen	36
Die germanische Grabstätte in Rauenthal	42
Geschichte und Entdeckung der Grabstätte	43
Allgemeine Bemerkung über die Grabstätte	47
Das Verbrennen der Todten	48
Die Leichengebräuche der Griechen und Römer	52
Von den Sitten und der Lebensart der Deutschen	60
Ihre Religion	64
Der berühmteste Gott	66
Die Leichengebräuche der alten Deutschen	68
Beweisgründe, daß das Rauenthalsche Grab ein altes germanisches und kein römisches sei	72
Von welchem germanischen Volke ist dieses Grab?	79
Die Sigambrer und Bructerer	80
Beschreibung der Grabstätte	82
Die Urnen	85
Die Ziegelsteine und Platten von Schiefer	88
Die Menschenknochen	93
Die Eisenstücke	97
Die Schale	98
Der Donnerkeil	98
Der zungenförmige Stein	102

	Seite
Der Feuerstein	102
Ein steinerner Knopf	104
Ein kleines Knöpfchen	105
Zwei Fischzähne	105
Ein schmales, längliches Stück Zinn	106
Ein weißes Pulver	106
Ein mit fremden Charakteren bezeichneter Stein oder der Runenstein	107
Angelsächsisches Gedicht über die Runen- Ramen	119
Die alten Deutschen	125
Die Sigambrier von der ersten Begegnung mit Cäsar bis zum Sieg über Lollius	133
Die Sigambrier und Cäsar	141
Die Sigambrier und Agrippa	149
Der Sigambrische Bund vom Rhein bis zur Elbe.	
I. Wider Drusus	155
II. Wider Tiberius	167
Die Fortdauer und Nachwirkungen des Freiheits- bundes.	
I. Der Rest der Sigambrier	171
II. Armin's politische Ziele. Die Sattuarier und Sigambrier an der Ruhr. Roms Verzicht auf Eroberungen rechts des Niederrheins	180



Älteste Zeit.

Die Urgeschichte des Kreises Göttingen ist so dunkel wie unsere Kohlenflöze, namentlich bis zu der Zeit, wo das kriegerische Kulturvolk der alten Römer mit den alten Deutschen oder Germanen unserer Gegend in Berührung kam. Wenige zuverlässige Spuren nur deuten darauf hin, daß, ehe germanische Stämme hier ihr wildes Jägerleben führten, Völker anderer Abstammung auf unseren Bergen, in unseren Thälern, an unseren Flüssen und Bächen ihr Wesen hatten. Daß es Stämme der den Germanen vorangehenden Kelten, die aus dem fernen Asien, der Wiege der Menschheit, der Sonne nach ins Abendland gewandert waren, können wir nach den unten beschriebenen Funden mit Gewißheit annehmen.

Die Höhlen im niederrheinischen und westfälischen Rautgebirge, die im Lahnthale und der Eifel haben reiche Ausbeute an fossilen Thierresten, aber auch an Spuren des Menschen geliefert. Aufsehen erregten die in letzter Zeit in den Anschwemmungen der Mosel und des Rheines bei Moselweis und Vallendar gefundenen Nester des Moschusochsen, von denen eine Spuren der Menschenhand an sich trägt. Der Moschusochse geht heute über die Melville-Insel hinaus und bezeugt ein kälteres Klima in unsern Gegenden, als das Rennthier, der Polarfuchs und das Schneehuhn.

Der wichtigste Höhlenfund ist das Skelett eines Menschen in der kleinen Feldhofshöhle des Neanderthales. Zahlreiche Gelehrte haben sich mit demselben beschäftigt. A. Schaafhausen äußert sich darüber: „Der Neanderthaler Mensch steht durchaus nicht in der Mitte zwischen Mensch und Thier. Ihm fehlt manches Merkmal, welches andere niedere Schädel kennzeichnet. Aber für eine rohe ursprüngliche Bildung spricht das kleine Gehirn mit einfachen Windungen, der thierisch vorstehende obere Augenhöhlenrand, der Torus occipitalis, die einfache Lambdoidea, die gekrümmten Schenkelknochen und der gekrümmte Radius, seine Länge im Verhältniß zum Humerus und das enge Becken. In der Bildung der Augenbrauenbogen

und in der niederliegenden Stirn übertrifft er alle bisher bekannt gewordenen Schädel. Mit diesem Funde ist das fehlende Glied zwischen Mensch und Thier noch nicht gefunden. Hier bleibt eine Lücke, welche die Zukunft ausfüllen wird. Was der menschliche Geist in der Betrachtung der Natur erkannt hat, dafür wird der thatsächliche Beweis nicht ausbleiben."

Noch eine andere wichtige Thatsache für die Vorzeit lieferte das Rheinland. Es ist die Entdeckung der vorgeschichtlichen Ansiedelung in Andernach, die mit Sicherheit in die postglaciale oder in die Rennthierzeit zu setzen ist. Der Beweis, daß erloschene Vulkane in Europa zu Lebzeiten der Menschen noch thätig waren, ist nirgendwo deutlicher erbracht, denn die Mahlzeitreste der Menschen, aufgeschlagene Knochen und Quarzitmesser, bearbeitete Geräthe aus Rennthierhorn, Harpunen zum Fischfang und Reibsteine liegen hier unter dem Bimsstein, sind also älter als dieser.

Wenn man eine Frage aufwirft, die nahe liegt, nämlich die, welcher Fund älter sei, der Neanderthaler oder der von Andernach, so muß man, wie mir scheint, doch den ersteren für den älteren halten. Man wird einem Menschen von so roher Schädelbildung nicht eine Kunstarbeit in geschnitzten Knochen zuschreiben können, wie sie aus Andernach vorliegt. Die Schädel solcher Völker, welche derartige Schnitzwerke verfertigen, wie Lappen und Eskimos, sind höher organisirt.

Der Neanderthaler war nach der Beschaffenheit seiner Knochen und nach der Auffindung ein Zeitgenosse der quaternären Höhlenthier, die Andernacher Funde gehören in die Rennthierzeit, welche jünger ist. Da dieser aber sicherlich in die postglaciale Zeit gehört, wird der Neanderthaler einer früheren Periode derselben zugewiesen werden müssen.

Die Kelten haben vor ihrer Einwanderung in Gallien einige Spuren ihrer Anwesenheit am rechten Rheinufer hinterlassen. Am Fuße des Delberges im Siebengebirge ist eine Stelle, auf der in größerer Zahl keltische Goldmünzen, die sogenannten Regenbogenschüsseln, gefunden worden sind. Sie haben alle dasselbe Gepräge, auf der Vorderseite das lycische Triquetrum, auf der hohlen Seite die drei Ringe und fünf Kugeln, welche Streber auf die Verehrung der Gestirne bezogen hat, die drei obersten stellen die in der alten Religion immer wiederkehrende heilige Dreizahl dar, die andern die

damals bekannten fünf Planeten. Zwei Goldschüsselchen vom Siebengebirge sind ohne alle Prägung, so daß man die Vermuthung nicht unterdrücken kann, ob diese Münzen vielleicht hier geprägt worden sind.

Im Nauendahl wurde 1803 eine altgermanische Grabstätte offen gelegt, in welcher sich ein Stein mit keltisch-irischer Inschrift befand*). Wir geben eine Abbildung dieses Steines auf Tafel I und auf Tafel II eine Lösung der Inschrift von Rabe in Viere.

Die Zeichen, die sich auf dem Steine finden, sind Helsingische Runen, die Inschrift ist keltisch-irisch und enthält ein Klagelied, einen Leichengesang auf den Oberpriester eines keltischen Stammes (Clans), dessen Asche wohl unzweifelhaft die große Urne, neben welcher der Stein lag, barg. Das Lied lautet:

In Urschrift:	In Uebersetzung:
ot ¹ to ² ot ³	O, Mann, o
bor ⁴ sit ⁵ ol ⁶	Gelehrter, großer Held,
ol ⁷ sol ⁸ fot ⁹	große Sonne der Wissenschaft,
tal ¹⁰ fo ¹¹ skat! ¹²	Oberhaupt des Stammes, (sein) Beschützer!
no ¹³ kula ¹⁴ ta ¹⁵	Nicht ein Held der Waffen (warst) Du,
ulof ¹⁶ kyn (ken) ¹⁷	(Du warst) Gelehrter, Leiter des Gerichtshofes!
ul ¹⁸ no ¹⁹ sol ²⁰	Große, erhabene Sonne,
bubal ²¹ to ²²	Klingendes Horn, Mann
o ²³ saot ²⁴ ty (te) ²⁵	von göttlicher Majestät,
lo af ²⁶ sot ²⁷	gelinder Herr (Vater) des Stammes:
na ²⁸ ut ²⁹ lo ³⁰	Die Seele (ist) fort!
tala ³¹ to ³² us ³³ ot ³⁴	Stammesklage Dein Ruhm, o!

*) Die Beschreibung dieser Grabstätte und der darin gefundenen Gegenstände folgt weiter unten.

¹ odh = ach! o! ² to = Mann. ³ wie bei 1. ⁴ bar = Gelehrter. ⁵ suidh = Held ⁶ und ⁷ ol = groß. ⁸ sol = Sonne. ⁹ fod = Wissenschaft. ¹⁰ dal = Stamm. ¹¹ fo = König, Oberhaupt. ¹² sgath = Beschützer, Bertheidiger. ¹³ na = nicht. ¹⁴ cu = Held, lo = Waffen. ¹⁵ Iriſch tu = Du, manſiſch too = Du, corniſch ta = Du. ¹⁶ Iriſch ollamh = Gelehrter, Hebräiſch: aluf = Gelehrter. ¹⁷ ceann = Oberhaupt, Leiter des Gerichtshofes. ¹⁸ ull = groß. ¹⁹ no = prächtig, erhaben. ²⁰ Sonne. ²¹ bubhal = ſchallendes, klingendes Horn. ²² Mann. ²³ o = von. ²⁴ saoth = Majestät. ²⁵ de = des Gottes. ²⁶ lo = Stamm, ab = Herr, Vater. ²⁷ sodh = gelinde. ²⁸ na = Seele. ²⁹ ut = heraus! fort! weg! ³⁰ Stamm. ³¹ tala = Leichengesang, Klageſied. ³² to = Dein. ³³ us = Ruhm, Ehre. ³⁴ Ach! o!

Diese sehr merkwürdigen Funde beweisen, daß wahrscheinlich im 6. Jahrhundert v. Chr. die in Kleinasien entwickelte griechische Kultur durch die Kelten bis in unsere Gegend und an den Rhein verbreitet wurde.

Auf zwei Wegen schließt sich uns die Vorzeit auf. Man kann aus der ältesten Geschichte, aus ihren sagenhaften Ueberlieferungen den Uebergang in die Urgeschichte suchen, aber so wurde sie nicht gefunden. Es waren vielmehr Funde, die der Schooß der Erde barg, die uns zum Nachdenken aufforderten und auf die Urzeit Licht warfen:

„Könnte die Geschichte davon schweigen,
„Tausend Steine würden redend zeugen,
„Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.“
(Schiller.)

Während man aus Thier- und Pflanzenresten schon Schlüsse zog in Bezug auf den früheren Zustand der Erdoberfläche, fand man zunächst nicht Reste des Menschen selbst, aber Arbeiten seiner Hand. Solche Entdeckungen stießen auf Widerstand. Es war gegen die hergebrachte Meinung, daß das Menschengeschlecht so alt sein sollte, wie sich aus diesen Funden ergab. Die man-delförmigen Steinkeile von Amiens und Abbeville blieben 30 Jahre lang angezweifelt, man hielt sie für Naturspiele oder Gegenstände des Betrugs, bis englische Forscher bestätigten, daß diese Dinge von Menschenhand gemacht seien und aus Schichten stammten, welche die Reste von Rhinocerossen und Mammuthen enthielten. Die Steingeräthe von Thenay, die Abbé Bourgois in pliocenen Schichten fand, haben mehreren Kongressen vorgelegen, die Urtheile der Gelehrten waren getheilt. Man zweifelt nicht, daß einige derselben von Menschenhand gefertigt sind. Sie werden im Museum von St. Germain aufbewahrt. Wohl haben Dichter des Alterthums, wie Epikur und Lukrez, über die Anfänge der menschlichen Kultur richtig geurtheilt, aber die Geschichte selbst gab darüber keine Auskunft. Epikur und Lukrez haben die Vorzeit des Menschen geschildert, wie sie etwa erscheint, wenn man annimmt, daß in der ältesten Zeit Rohheit geherrscht hat und erst später Bildung an dessen Stelle trat. In der That haben unsere Funde jene Schilderung bestätigt. Die für uns wichtigsten Beweisstücke für eine ursprüngliche Rohheit und Unvollkommenheit der menschlichen Lebenszustände waren den Alten nicht unbekannt, aber man verstand sie nicht.

Sie fanden wie wir die ältesten Steinwerkzeuge auf dem Felde, aber sie glaubten, sie seien vom Himmel gefallen und nannten sie Blitzsteine, Donnerkeile, es sind die *ceraunia* und *brontia* des Plinius. Zuerst erkannte ein Italiener, Mercati, im 16. Jahrhundert darin Werkzeuge von Menschenhand.

Als einen Beitrag zur Kenntniß der Vorzeit muß man auch die Nachrichten betrachten, welche uns die alten Schriftsteller, wie Herodot, Eratosthenes, Diodor, Strabo und Plinius über wilde Völker in verschiedenen Ländern Europas hinterlassen haben, wo heute gesittete Nationen wohnen. Für eine Fabel hätte man sie halten können, vom Aberglauben eingegeben, aber unsere Funde bestätigen diese Nachrichten und Schilderungen. Die Alten sind aber weit davon entfernt, zu wissen, daß die Kulturvölker ihrer Zeit auch einmal rohe Wilde waren. Unsere Wissenschaft ist gerade in solchen Ländern entstanden, wo jetzt civilisirte Menschen wohnen, weil hier die menschliche Arbeit mehr wie anderswo in den Boden der Erde und in das Innere der Berge eindringt.

Die rohen Stämme mancher Länder befinden sich heute noch in der Steinzeit, die für uns mehrere Jahrtausende zurückliegt. Die vorgeschichtlichen Funde sind Beweistücke, die keinen Zweifel zulassen an der Nothheit der alten Bewohner Europas, wie sie von griechischen und römischen Schriftstellern erzählt wird, während diese Nachrichten an und für sich nicht zuverlässig waren, weil sie durch Dichtung und Aberglauben entstellt sein konnten; die rohe Schädelbildung jener Zeiten beweist ihre Wahrheit. So wird manche Angabe durch ausgegrabene Funde bestätigt.

Wir erinnern an die Ueberlieferung der alten Schriftsteller, daß manche Völkerschaften aus menschlichen Schädeln trinken, so bei Herodot unsere Vorfahren die Scythen und bei Luvius unsere Nachbarn die Gallier. Wir finden die zu Trinkschalen bearbeiteten Menschenschädel. Caesar, Strabo u. A. erzählen, daß Britten und Belgier sich blau und roth bemalt haben, um schrecklich auszusehen; wir finden die Farbstoffe in alten Gräbern und Ansiedelungen und würden ohne jene Nachricht ihre Bedeutung nicht kennen. So ungern wir es hören: unsere Vorfahren waren Kannibalen, und die Erinnerung daran ist noch nicht erloschen.

Die Menschenfresserei ist in der Vorzeit aller Völker nachweisbar. Im Nibelungenlied trinken die burgundischen Ritter das Blut ihrer Feinde, wie es heute noch die Markesas-Insulaner thun.

In der Naturreligion ist das erste die Furcht vor Dämonen, die dem Menschen schaden. Der Teufelsglaube ist älter als die Verehrung eines gütigen Gottes. Man erkennt ein übermächtiges Wesen an dem Gewitter, in der Ueberschwemmung und dem Regenmangel, in dem Gifte, das den Menschen tödtet. Das Sanskritwort „div“ heißt Gott und Teufel, wie das lateinische „Deus“ zeigt. Alle rohen Rassen haben den Glauben an Geister oder Gespenster, dessen Ursprung im Traumgefißt zu suchen ist, welches für Wirklichkeit gehalten wird. Sie besitzen deshalb auch den Glauben an die Unsterblichkeit und an die Fortdauer des Lebens, wie ihre Todtenbestattung zeigt; sie geben dem Gestorbenen Speise und Trank, Schmuß und Geräthe mit, damit er sie jenseits gebrauche. In Westfalen und hauptsächlich im Kreise Hattingen findet man neben den megalithischen Denkmälern das Urnenfeld; wo man der Gottheit opferte und betete, da wurden auch die Todten bestattet. Die Lage des Kirchhofs um die Kirche ist daher eine uralte heidnische Einrichtung.

Zuerst fürchtet sich der Wilde und ballt die Faust gegen den Himmel, wenn es donnert. Bald aber sucht er die zürnende Gottheit zu versöhnen durch Opfer, er gibt das Liebste her, was er hat; so entstanden die Menschenopfer. Erst später wird statt des Menschen ein Thier geopfert. Das Osterlamm der Juden war ein Ersatz für das von den alten Hebräern gebrachte Menschenopfer. Bald aber wird die Gottheit als eine wohlthätige Macht erkannt und in den Naturkräften verehrt, in der Sonne und den Gestirnen, in der erzeugenden thierischen Kraft. Endlich ist die ganze Natur von Göttern belebt, das ist der Polytheismus; aber einer im Götterkreise wird doch als der höchste verehrt, der Botan oder Allvater.

Bei rohen Völkern wird auch dem unscheinbarsten Dinge göttliche Kraft zugeschrieben, aber dieser Gottheit fehlt jede Würde. Der Neger schlägt seinen Fetisch (Gözenbild), wenn er sein Gebet nicht erhört hat. Herodot (4, 94) berichtet von den Thrakern, daß Gottes Bildsäule, wenn er die ersuchte Hilfe verweigerte, vom Volke in den Fluß gestürzt, ins Wasser

getaucht oder geschlagen wurde. In den karolingischen Schriften (Ferabr. 1211, 1428) ist verschiedentlich der Zug, daß Karl der Große Gott droht, wenn er seinen Beistand versage, die Altäre in ganz Frankreich niederzuwerfen, die Kirchen und alle Priester eingehen zu lassen.

Nun erscheint der *Monoth e i s m u s*, der bei den Juden schon in den zehn Geboten des Moses gelehrt wird, die unzweifelhaft ägyptische Weisheit enthalten. Wie das Volk selber ist, so stellt es sich auch seine Götter vor. Bei den Wilden sind es schreckliche Fragen; auch die edleren Völker stellen die Gottheit im menschlichen Bilde dar.

Rauenthal.

Das durch seine vorgeschichtliche Vergangenheit und seine altgermanischen Funde hochinteressante *Rauenthal* liegt in der Gemeinde Baal. Es wird im Süden in seiner ganzen Breite von der Ruhr bespült. In ihm laufen zwei Seitenthäler aus, welche von der Donnerbecke und Daimontesbecke durchflossen werden. Beide vereinigen sich an der Rauenthaler Schule und treiben ungefähr 100 Meter südlich eine Wassermühle. Am rechten Ufer der Donnerbecke, da, wo sie ungefähr den dritten Theil ihres Laufs zurückgelegt hat, liegt in einer Wiese ein großer merkwürdiger Stein, den Pastor Petersen¹⁾ für einen Altar zu Ehren des Gottes Thor hält.

Auf Petersen hat Rauenthal einen großen Eindruck gemacht, denn auf dieses zu seiner Zeit (1824) nicht bewaldete Thal wendet er die Worte Senecas an: „Wenn dir ein Wald aufstößt, der mit vielen alten, mehr als gewöhnlich hohen Bäumen besetzt ist, deren dichte, übereinander liegende Zweige verursachen, daß man den Himmel nicht sehen kann, so dringt sich dir durch diese Höhe des Waldes, durch das Geheime des Ortes und durch den staunenden Anblick dieses offenbar dichten und aneinanderhängenden Schattens der Glaube an die nahe Gegenwart einer Gottheit auf.“ —

Man führt den Namen zurück auf die rauhe Umgebung: rauhes Thal, Ruendahl, Ruwendahl. Petersen nennt es Runnthal und leitet es ab von Runenhöhle. Auch wird es, und das gewiß nicht ohne Grund, von Ruhe abgeleitet. Pastor Kortum sagt, es hieße eigentlich „Rotherthal“, von dem vielen Blut der hier dem Grodo geschlachteten Opfer. Teschenmacher²⁾, von Steinen³⁾ und Bernd Möller⁴⁾ leiten den Namen einfach von der Lage an der Ruhr (*Ruhrendahl*, *vallis Ruræ*) ab. Letzterer singt von demselben:

¹⁾ Der Kirchsprengel Weimar oder über die Gegend, wo Hermann den Varus schlug. ²⁾ *Annales*. ³⁾ *Westfälische Geschichte*. ⁴⁾ *Descriptio Rheni* p. 212.

Vallis Rurac.

Suspikor ast certum vindex quod plurima poenis

Tartara diverso praestitit orbe deus.

Tartara si dubites hic volvere talia: praesto

Hic tibi Ruranae Tartara vallis erunt.

Dum non rite pilis videantur ducere nomen

Rectius haec Rurac nomina vallis habent.

Eruta deserti spectantur rudera castrorum

Tecta latent; tecti monstrat atena pedem.

Cella patet, praebens aditum, diversa latebris:

Dura pavimentum turbat imago Stygis.

Desolata iacent aliis vestigia castrorum

Tracibus: haec etiam Daemone plena iacent.

Der Volksaberglaube, auch zuweilen der Wanderer, hat zur Abend- und Nachtzeit hier Gespenster sehen und Vorgesichten hören lassen, um so mehr, da eine alte, nicht unwahrscheinliche Sage versichert, daß in diesem Thale in alten Zeiten der deutsche Göze Crodo verehrt worden sei*).

In Westhofs Chronik von Dortmund finde ich unterm 29. Juni 1535 folgende Mittheilung:

Im lande van der Mark ist an dissem dage ein berg genant im Nuwendael, daer dickmals die lude ingevoert worden, daer ouch ein wunderlich eventuer inne vurchanden sein sal (so diejenigen, so darin gevoert werden, darvan wetten natofagen) sollen darinne verscheden kamern sein, plaz und ruem to danzen, grote stole und gesette, koken und hert, dar man kocket und breet, danzet und springet und sich guder zijr macket. Aber nach der wollust etliche grufam holler und locker sein sollen, dar sie nach dem danzen henin lopen, alsdan weer daer ein grufam schrijen karmen und jamern; und wanneer einer darin gevoert wert, demselvigen wert verboden van dem invorer, so er alle bedrieff sehen und horen willen, dat er dan neimant up anspreche, reizen aber sunst ander bewisunge halben nicht spreke, er sehe wat er sehe, hore wat er höre. Wan er sich also entholden kan, wert er ungescheetlich widerumb hennet gevoert, aver ist so grijs, als het er hundred jaer ader meer jaer belevet, of ir schone nicht lange darinnen gewesen.

*) Dr. R. A. Kortum, Beschreibung einer altgermanischen Grabstätte.

Die Volksüberlieferungen gipfeln in dem Glauben, daß das Ruendahl ein den alten Deutschen heiliger Hain gewesen, worin speziell der Hauptgott der Westfalen, Crodo, verehrt worden sei, hier soll ein Altar gestanden haben und sollen ihm Opfer gebracht worden sein. Von den Schriftstellern, welche diese Sagen erwähnen, führe ich aus dem vorigen Jahrhundert Pastor Kortum in Hattingen und J. D. v. Steinen an. Letzterer schreibt: „Dem heidnischen Gözen wurde geopfert an der Ruhr, wovon noch Ueberbleibsel bei den Ruinen von Ruendahl.“ Worin diese Ueberbleibsel bestanden, gibt er nicht an. Nach Kortum hat vormalz hier eine Kapelle gestanden und zwar vermuthlich an der Stelle des alten heidnischen Altars. Bekannt ist, daß die ersten Christen an den alten Deutschen heiligen Stellen mit Vorliebe Kirchen und Kapellen bauten.

Daß Ruenthal seit den ältesten Zeiten eine hervorragende Rolle in der Geschichte unserer Gegend gespielt hat, ist gewiß, wie es denn auch besonders gerade dadurch merkwürdig geworden ist, daß hier durch verschiedene spätere und zwar in diesem Jahrhundert gemachte wichtige Funde die alten Volksüberlieferungen in überraschender Weise bestätigt worden sind.

Außer der unten näher beschriebenen Grabstätte wurde hier später auch ein besonders wichtiges Denkmal gefunden: Der aus Stein gehauene Kopf eines Gözenbildes. Dieses sehr merkwürdige Stück wurde lange von dem Pastor C. Fr. Ueltjesfort zu Hattingen aufbewahrt, dann auf Veranlassung seines Freundes Fr. Nautert dem Rheinischen Museum in Bonn geschenkt, worin es sich noch befindet. Ueltjesfort hat über den Fund einen Aufsatz drucken lassen, worin er sagt: „Ein Köhlerzmann grub in der Waldflur, wo die Grabstätte entdeckt war, Lehm, um seine Hütte auszubessern, und fand unter einem fast verwesten sehr großen Stumpfen einer längst gefällten uralten Eiche das Haupt eines steinernen deutschen Gözenbildes. Echte Ueberbleibsel dieser Art sind sehr selten. Ich sah die berühmtesten Sammlungen der ersten Städte Deutschlands, aber fand in dieser Hinsicht nirgend etwas ausgezeichnet Merkwürdiges. Jedenfalls ist dieser Fund ein neuer Beitrag zu dem Sehenswerthen unserer Gegend.“

Nach ausführlicher Untersuchung über die frühere Bedeutung des Kopfes, der entschieden für das Bild des Gözen Crodo erklärt wird, schließt Ueltjesfort: „Die Lage des Ortes,

wo jener Kopf gefunden wurde und wo jene Eiche stand, war ganz dazu geeignet, hier insgeheim die religiöse Weise der Väter zu üben. Es war ein mäßiger Hügel, von der Landseite geschützt durch Sumpf und undurchdringliches Dickicht verwachsener Gesträuche. Nur vom Ufer der Ruhr her wand sich ein schmaler Felsenpfad hinauf. Durch Anlegung einer Mauer um eine Kohlenniederlage ist die Stätte jetzt gänzlich zerstört."

Grevel erklärt, die gelehrte Welt würde wenig Notiz von diesen merkwürdigen Funden genommen haben, wenn sie nicht in den zwanziger Jahren in Erinnerung gebracht worden wären. Der Staatskanzler Fürst von Hardenberg ernannte nämlich unterm 4. Januar 1820 den Hofrath Dorow zum Dirigenten eines vaterländischen Museums zu Bonn, mit der besonderen Aufgabe, die Alterthümer in Rheinland und Westfalen aufzusuchen, sie sammeln und zu beschreiben, „damit der Sinn für die Bedeutung des vaterländischen Bodens und die Geschichte der Vorzeit erregt und genährt werde.“ In einer gleichzeitigen Instruktion an die Oberpräsidenten wird der Zweck dieser Ernennung angegeben: „um die interessanten Fragmente aus der römischen und altdeutschen Zeit vor Zerstörung und Verstümmelung sicher zu stellen und für ihre künftige Erhaltung zu sorgen und durch eine genauere Bekanntschaft mit der Vergangenheit die Liebe zum vaterländischen Boden zu vermehren.“ Leider wurde dieses Institut schon nach wenigen Jahren durch den Minister Altenstein aufgehoben. Das Ergebnis seiner Thätigkeit veröffentlichte Dorow 1823 in einem König Friedrich Wilhelm III. gewidmeten, mit vielen Kupfertafeln versehenen Werke, in dessen 1. Bande die im Nauenthal gemachten Funde ausführlich besprochen und beschrieben sind.

Dorow bringt eine Abbildung des Grobokopfes*) nebst ausführlicher Beschreibung, woraus im wesentlichen hervorgeht, daß er aus gelblich-grauem Sandstein besteht, wie solcher in 2—6 Stunden Entfernung im Steinkohlengebirge vorkommt. Er hat $10\frac{3}{4}$ Zoll Höhe, 5 Zoll Breite des Gesichts und $9\frac{1}{4}$ Zoll Breite des Gesichts mit den Haaren. Haarpuß und auch die Arbeit sind abweichend von allen Steinbildern, welche in Deutschland gefunden sind; das Gesicht mit hohen Backenknochen hat bei seiner Breite (5 Zoll) 7 Zoll Länge und erhält

*) Das Bild folgt im 2. Bande.

durch diese Proportionen einen majestätischen Ernst. Der Bericht schließt mit den Worten: „Ob dieses Haupt nun das Bild einer altdeutschen Gottheit oder das Haupt eines gefeierten Helden gewesen sein mag, mögen gelehrte Antiquare entscheiden.“ —

Grevel fährt dann weiter fort: „Ohne Zweifel wäre es wohl der Mühe werth, daß auch dieser Nauenthaler Fund noch jetzt einer sorgfältigen Prüfung gewürdigt würde. Der Grodenkopf findet sich im Dorow'schen Katalog der Alterthümer des Bonner Museums unter (c, Büsten) Nr. 650 verzeichnet, als „Kopf eines in Nauenthal an der Ruhr gefundenen Götzenbildes“. Das demselben Werk beigegebene Verzeichniß derjenigen Männer, welche sich um die Sammlung der Alterthümer verdient gemacht haben, enthält u. A. die Namen: Prediger Meljesfort und Landrichter Fr. Nautert in Hattingen.

Grevel schließt dann: Nach alledem ist die auch schon von anderer Seite ausgesprochene Vermuthung, daß das Nauenthal wohl noch mehr germanische Denkmäler berge, nicht ganz ungerechtfertigt, wie denn Westfalen überhaupt, nach dem Ausspruche eines gelehrten Forschers, die größte Aufmerksamkeit und gründlichste Untersuchung in antiquarischer Hinsicht verdient. Nicht unerwähnt darf bei der Beschreibung der Denkwürdigkeiten des Nauenthal's bleiben, daß nach der Sage *Belleda*, die berühmte Wahrsagerin und Priesterin der alten Deutschen, hier ihren Sitz gehabt haben soll. Weitere Beweise darüber liegen nicht vor, doch kommen Nautert, Petersen und Brocksieper wiederholt auf diese Ueberlieferung zurück, indem namentlich ersterer die Vermuthung ausspricht (Petersen behauptet dieses geradezu), daß von den ältesten Schriftstellern, welche als Wohnsitz der *Belleda* ausdrücklich das Lippenfer bezeichnen, die beiden benachbarten Flüsse Lippe und Ruhr vielfach verwechselt worden oder vielmehr beide den Namen Lippe (*Luppia*) geführt hätten.

Doch auch ohne den Thurm der *Belleda* bietet das Nauenthal und der Kreis Hattingen im allgemeinen genug des Denkwürdigen aus der deutschen Vergangenheit; die Ruhrgegend liefert den Beweis, daß unser engeres Vaterland nicht wenige ureigene Geschichtsdenkmäler aufzuweisen hat, die an Alter und historischer Bedeutung denen anderer Völker nicht nachstehen.

Der Horkenstein.

Der Horkenstein lag, wie es in einer alten Beschreibung heißt, unweit dem Dorfe Linden an dem Fußwege zwischen Dahlhausen und Hattingen, gegenüber dem Dorfe Nieder-Benigern auf dem sogenannten Grotten-Berge (Berg des Grotten-Krotten-Wodan). Er ist ein Sandstein von 3—4 Meter Länge, wenigstens ein Meter breit, 1 bis 1½ Meter hoch und etwa 20,000 Kilo schwer.

Dieser Felsblock besteht nach einer am 17. März 1823 vorgenommenen Untersuchung ganz unzweifelhaft aus einem Geschiebe älteren Sandsteins, welcher bei der der Geognosie überall zu Grunde liegenden großen Ueberschwemmung von einem Berggipfel losgerissen und auf seinen Standpunkt auf dem Grottenberge gewälzt ist. Als Sandstein hat er feine Kieselkörnchen und Thonerde als Bindemittel. Er kann als älteren Sandstein um desto bestimmter erklärt werden, da er gerade auf jüngerem oder Flözsandstein ruht und daher der Unterschied zwischen beiden sehr deutlich vor die Augen tritt. Er ist ein älterer Sandstein von unregelmäßiger Bildung, specifisch schwerer, im Bruch krystallinischer und gehört dem Uebergangsgebirge an; er stellt sehr deutlich den Uebergang aus dem älteren Sandstein in das Rothliegende dar. Dieser rothe, todte Sandstein bildet das Hauptliegende aller Steinkohlenformationen und ist Grenze für den Flözbergmann, weil unter ihm keine Flöze mehr getroffen werden. Die untere Seite des Horkensteins besteht noch aus weißem Sandstein; in der Mitte geht die weiße Farbe ins Röthliche über, und der obere Theil des Felsens ist schon das ganz vollkommen Rothliegende. An der östlichen Seite ist der Stein ganz schwarz und zeigt Spuren, daß unmittelbar an ihm Feuer gebrannt hat.

Nachdem der Stein schon vor mehreren Jahren von seinem uralten Platze, auf welchem jetzt ein Ziegenstall steht, hinweggerollt war, ohne daß die Gemeinden Linden und Dahlhausen, noch die Behörden sich darum gekümmert hätten, nahm sich der verstorbene Amtmann Schumacher in Hattingen

desselben an und bewahrte ihn vor der beabsichtigten Sprengung und völligen Vernichtung. Schumacher ließ sich den Stein von dem damaligen Besitzer Holzhändler und Wirth Heinrich Eggemann schenken und ihn auf eigene Kosten mit gewaltigen Anstrengungen auf Schlitten nach Hattingen bringen, wo der ehrwürdige Kolos auf einem passenden zugänglichen Plage vor dem Amtsgebäude aufgestellt und sich nunmehr einer größern Aufmerksamkeit und eines zahlreichern Besuches als früher erfreut.

J. D. v. Steinen erwähnt einen Horkenstein bei Tecklenburg. Er leitet den Namen ab von „Arcken- oder Herckenstein, das ist Herkules-Stein; denn unter den hiesigen Herkules müssen allezeit Riesen verstanden werden, wie denn auch die Römer solche große Steine Herculis columnas genannt haben.“

Menatus Andreas Kortum, von 1711—1721 Pastor zu Hattingen, schreibt: „G o r c h e, der Eßgott, davon der Herchens- oder Sorgenstein.

Ueber diesen Gott Gorch e bemerkt v. Steinen: Gurchio, „Gurchio oder Gerchjo ist der alten Sachsen Saufgott gewesen, und kommt der Name her von Gurch, Gürzel und jo-Jehova, Gott. Daher noch jetzt gesagt wird von denen, so weidlich besoffen, er habe die Gurgel wohl geschmieret. Von diesem Gözen ist noch der Gerchens- oder Herchenstein bei Hattingen, und die große Eiche daselbst, als ein Denkmal vorhanden.“

Doctor Kortum hält den Horkenstein für einen Altar und leitet den Namen von Herdeichenstein ab.

Pastor Petersen schreibt in „Der Kirchsprengel Weitmar“ Seite 191: Von den Göttern und deren Namen:

„Wie der Boden jetzt hier beschaffen ist, sind auch die Namen fast aller Götter verschwunden, die als Unsichtbare, nicht in Tempeln mit Menschenhänden gemacht, sondern im Freien und in heiligen Hainen, auch nicht in Bildern verehrt wurden.

Von dem großen Gotte G o d a n *) oder Gwodan, welcher auch wohl schlechtweg der Grote (Chorta, auch Chrodo) genannt wird, welcher der Gott der flüchtigen Zeit und des Raubes war, und den die Römer, einiger Aehnlichkeit wegen, Mercurius nannten, findet sich wohl eine ziemlich deutliche

*) In spätern Jahren hat man sich wohl ein Bild von diesem Groten (Chroto oder Chrodo) gemacht. (Man vergl. Westf. Anz., Kunst- und Wissenschaftsblatt 1822 Nr. 33 den 9. August S. 524.)

Spur an dem Horkesstein, der auf dem Grotenberge (das ist wohl ein dem Chroten geheiligter Berg) in der Miar liegt; denn dieser Berg ist wirklich nicht groß, und nicht weit davon sind Stellen, die höher liegen. Der Name Grotenberg ist also des Chroten Berg, welches sich dann auch durch den auf demselben befindlichen, als Blutaltar kenntlichen Horkosstein bestätigt.

Zur Verehrung dieses Gottes (Godan) liegt auch wohl der große Stein am Gödenhof im Ostern bei Gidel.

Der Name Godenstag, den wir dem mittelften Tage in der Woche geben (und selbst unsere deutsche Benennung Gott), verwahrt auch noch das Andenken an ihn.

Wodan war ein Sohn des Bor und der Weizla, ein Enkel des Bur; als Götter- und Menschenschöpfer heißt er Allvater; als Freund der Helden, Vater der Heerschaaren, Vater der Schlachten. Den ältesten Wodan findet man schon 500 Jahre vor Christi Geburt am Tanais oder Don in Asgaard.“

Im Stadtarchiv zu Goslar befindet sich folgendes Gebet eines heidnischen Sachsen:

Helli Krotti Wudana ilp oks un osten Pana Witelina of Kelta of den aiskena Karel; vi den Slattenera; It lif ti in Ur un two Scapa, un tat Hof. It slakte ti all fanka up tinen ilken Verka.

Heiliger großer Wodan! hilf uns und unserm Herrn Wittekind, auch dem Kelta von dem aischen (schändlichen) Karl. Pfui dem Schlächter! Ich gebe dir einen Ochsen, zwei Schaafe und den Raub. Ich schlachte dir alle Gefangenen auf deinem heiligen Berge.

Petersen berichtet Seite 139 zum Dorf Linden noch folgendes Hierhergehörige:

„Hier findet sich am Herabsinken des Waldrückens, des Forstnackens, ein Rehring, das ist ein Gefängniß für die zum Opfer und zur Ehre Wodans bestimmten Kriegsgefangenen, die bis auf einen bestimmten Tag, gewiß Neujahrstag der alten Sigambrier (24. August?) aufbewahrt wurden. Die rund herumgehenden Umwallungen sind noch sichtbar; der alte Hegemann (Aufseher der Festung) heißt jetzt nach einer lateinischen Uebersetzung Commendoer; er wohnt an der westlichen Seite, dicht daran südlich die Soldatenwache unter dem alten würdigen Namen: Scheidmann (das ist: der

Mann mit der Scheide); neben demselben südlich die Hohlöchte, das Wachtfeuer auf dem Nocken. Vom Schwager (das ist: dem urbar gemachten Acker) bekommen die Gefangenen und auf Posten stehenden Beamten die nöthige Beföstigung. Schwagers Schüttstall, der freie Ochse und Bär, sagen das Ausgezeichnete dieses Hofes. Südlich von der Wohrte (einem alten Warteplatze, wo sonst das Bogelschießen vorgenommen wurde und jetzt noch das Spritzenhaus steht), entspringt am Rolke die Haim-, das ist Blutbecke, die am Diefte schon merklicher wird. Zwischen dem Kommandeur und der Wohrte liegt Grumm, das ist die Stelle, wo bei den beratshlagenden Versammlungen auf der Wohrte die neugierige Menge kraus und bunt durcheinander stand.

Wenn die Gefangenen aus dem Nehring herausgeführt wurden, mußten sie am Hestern alles ablegen, was sie noch hatten, was gewöhnlich auf dem Marktplatz öffentlich feil geboten und verkauft wurde.

Am Dörkte wurden die Kriegsgefangenen hingestellt, um von einem dazu in Linden angestellten Herzog in Haimbeckssiepen geführt zu werden, wo sie dann bald über das Haimessfeld (Blutfeld) in der Miar zum Blutaltare, dem Horkosstein, kamen und ad orcos (in die Unterwelt) geschickt wurden. *Barbara ara, apud quas tribunos ac primorum ordinum centuriones mactaverant.*

Auf dem Horkensteine wurde einer nach dem andern der Länge nach auf die rechte Seite gelegt, die Füße nach Süden, den Kopf nach Norden, sodaß der Hals etwas niedriger als der übrige Körper über die Blutrinne zu liegen kam.

Der Opferpriester*) hätte bald ganz im Blute stehen müssen, wenn nicht das Blut der Geopferten unter der Blutrinne aufgefangen und in die großen Opferfeuer**) geworfen worden wäre, die vorzüglich mit den dort häufig wachsenden Wiäckeln unterhalten und angeschürt wurden. Ein naher Quell diente nachher zur Abwaschung und Reinigung der Opfergeräthe. Das war ein langer Tag, ein ernster Festtag der alten Germanen. Gwoda oder vielmehr, damit sein

*) Alles that hier der Priester, non quasi in poenam nec ducis iussu. sed vellut Deo imperante. Tacitus German. VII. — Martin de la Religion des Gaulois, Tom. 1. 89. 90.

**) Arnkiel lib. XIX. S. 122.

Name nicht unnütz geführt werde (2. Mos. 20, 7), schlechtweg der Große genannt, war versöhnt. Nun erfolgte ein Lobgesang, ähnlich dem, der 2. Mos. 15, 1—15 geschrieben steht. Der große Haufe zog dann nach Linden und feierte den Abend des Tages am Forke unter Spiel und Tanz.

Die auf dem Schlachtfelde gebliebenen Leichen der Feinde wurden häufig in Löcher gesteckt. Solche Löcher sind bei Hüntrop am Dübelsberge, an der Dübelsbecke in der Eppendorfer Mark und im Weimarholz die Dübels-Kuhle.

Die Vorurterer müssen doch auch gegen manche Kriegsgefangene gelinde und großmüthig gewesen sein, denen sie das Leben schenkten und ihnen ein Bleiben vergönnten. Die Namen Dördelmann in Schalke, in Bulmke, in Ueckendorf und andern Orten verrathen noch jetzt wohl die Wohnstätten solcher Kriegsgefangenen.

Auf diesem Horfosstein wurden die gefangenen Tribunen und Centurionen abgeschlachtet. Die Blutrinne ist sehr wohl kenntlich. Die ungehobelte Masse des Steins gleicht einem Balg eines Waldungeheuers, welches auf der rechten Seite liegt und mit dem Kopfe nach Westen oder Sonnenuntergang sieht. Bei dem Verbrennen der geschlachteten Opfer wurden Wiäckeln (Wie = Eickeln, heilige Eichen, der griechischen Juno heilige Beeren, Juniperi, im Hochdeutschen: Wachholberbeersträucher) ins Feuer geworfen. Dort in der Miar drängen sich auch auf dem ärmlichsten Boden die Wiäckeln aus der Erde; ein Hof daselbst heißt noch in den Wiäckeln.

„Wie“ bedeutet das Heilige, als in Wiehacker, Wiehnachten, Wieelper (die heiligen Berge) u. s. w. Wiäckeln sind demnach die heiligen Eichen. Als vor 40 Jahren noch die Lindener und Dahlhauser Gemeinheit nicht getheilt war, wurde bei dem Horfosstein jährlich die Scheibe gestellt und von den jungen Burschen nach der Scheibe geschossen; der Schützenkönig trug einen kleinen silbernen Adler, der immer noch bis auf den heutigen Tag im Pastorathause zu Linden als ein Heiligthum verwahrt wird.

Der Horfosstein liegt nicht weit von der Egge bei Haimann und Haimannsberg (das ist Blutberg). Es läßt sich wohl etwas dabei denken, wenn man in spätern christlichen Zeiten, als man fähig geworden war, auf das Heidenthum zu schimpfen, sich erzählte: daß mit diesem, als die

große Kirche in Niederwenigern hat gebaut werden sollen, der Teufel herangekommen sei und habe damit die Kirche umwerfen wollen; der Stein sei ihm aber zu schwer geworden und dort niedergefallen.

Man wirft sich noch in Linden zuweilen die Frage auf: Wo bliewe wie, wenn de Welt vergeht? Die Antwort ist: „in Haimbecks Siepen.“ So weit Peterfen.

Es beweist dies, daß die Volksüberlieferungen sich in verschiedenster Weise mit diesem den Urvätern heiligen Orte befaßt haben, man bewahrte ihm eine gewisse Beachtung und heilige Schen. Auch fehlt hier die Sage vom Teufel nicht, welche sich an ähnliche Steine in den verschiedensten Gegenden Deutschlands knüpft: Der Sage nach soll, als die große christliche Kirche zu Niederwenigern gebaut wurde, der Teufel mit dem großen Stein aus dem Morgenlande herangekommen sein' um die Kirche damit umzuwerfen; der Stein sei ihm aber zu schwer geworden und dort niedergefallen. Daher nennt man auch vielleicht im allgemeinen diese Steine „Tiebelsteine“, „Düfelsteine“. (Neues Westfälisches Magazin 1790.)

Diese Sage vom Horkenstein hat eine äußerst anmuthige und treffende Bearbeitung gefunden in J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, S. 366. Im getreuen charakteristischen Dialekt der hiesigen Gegend verfaßt, möge sie hier Platz finden.

Dä Horkenstein bi Dalhusen.

Leit Wenigern nich do bowen as 'n Edelsteen en 'm grünen Danke? Alle Böhme bleiht un dä Böggel fleitet, dä Sunne kiekt so anmüthig ut dem Hemmel, dat den Menschenfinnern dat Hätte im Biewe vör Frände hüppt. De Thorn rekt sinne hoge Hand no dem floren Hemmel un röpt: Saiht, Menschenfinner, dat nette Land het inf Gobd gegafft un dat nette Fröjohr ok; nu seiect un pottet, dat git, wenn dä Härfft kömmt, in dä Schüren Waiten un allerhand Rohrn inföhren könn. Un do unnen am Berge flött dä Ruhr verbie un drierget dä Afens met Ruhrten, dä dä Hauer ut 'm Fels schlött un dä Schleppers ut 'm Stollen hahlt.

Vör langen Johren was dat Dorp Wenigern völl klenner as nu, un wo nu dä Stärke steht, do stonn 'ne kleine Kapelle met em Muddergobdesbille, dobie bieern Dag un Nach dä

fromme, hillige Sankt Ludgeres. Dä Lüth ut dä ganzen Nlem-
gegend komen no em un biehrtten, un so lange sich St. Ludgeres
do ophell, kämen alle Lüth in den Hemmel. Dat stonn dem
Döwel nich an, hä gent as 'n brüllenden Löwen herüm, mä
hä konn nimmes in sinne Klauen kriegen. Wann dat so
widder inritt, dach hä, kanns du din Fähr loten utgohn, denn
du krieft künne Siele, dä du pienigen kast.

Hä wort sich verhost un leip noh dem Morgenlanne, üm
sich 'n fasten un groten Steen te halen, domet hä dä Kapelle
un den hilligen St. Ludgeres dood schmieten woll. Als hä
sinnen Steen gefunnen hadde, nahm hä en op den Rüggen
un gent met eenem Schrett tiern Jergen bred un sprunk met
eenem Satz öwwer dat schwatte Määr. Durch völler Häären
Länner draug hä den Steen, mä hä moot am Enne meih,
hä kneiste faste, un kam eenes Owens in de Nögte van Linden.
Als hä noch eenige Schridde gedohn hadde, kam em en Pandel-
jude enteggen, dä draug 'ne Kiepe met ollem Schauhwerk un
Schluffen. Als dä Jude den Rähl met dem Steen sog, freeg
hä 'n ungeheir'n Schoffen un woll gau wegloopen. Ma dä
Döwel reip en an un sag fröndlick: Segg mi, min Sonn, wu
wiet lett Wenigern noch van hie, wo sich dä fromme St. Lud-
geres ophölt, gef mi fottens Antwort, eck häff schwor te drierger
un häff können Schoffen vör mi; eck sie dä Döwel, un dinne
Siele krieg eck doch, mä sä fall et god bi mi häwwen! Do dach
dä Jude: „Mai, was wett' ich? Der Deibel will an's Lehter
dem hilligen Ludgerus, er macht ihn daud, maufedaud, un
dann hätt' ich ka Lösumt mehr; verdien' ich doch a jud Stück
Geld an den Hilligenbillern, die ich em verschachern duh. Un
dorbi huff' ich den Harrn Ludgerus mit manen blanken
Tinnenluchtern zu begocheln, die ich em für sane sülwerne
Lüchter vertuschen will; nain Gilden soll er mich noch in'n
Koop gibben. Mai, ich muß mane Masematten un den hilligen
Mann retten! Duh id doch a jud Wert drann!“ Als dat dä
Pandeljude gedacht hadde, saite hä: „Herr Deibel, ich kumme
von Wenigern un habe vun da nach hier so viel nai Schuh-
un Stübelwerk ufgeschliffen, als ich hab' Schluffen in ma
Kiep. Der Weg ist noch krausam lant. Mai, ich sog die
Wahrheit!“

Dä Döwel kneiste un wort ganz giftig un beht dä Tanne
oppehn un freig den Pandeljuden: „Nu segg mi efftes, wat

is dat vör een Water, wat do unnen ruscht? Eck kann et nich genau sahn, et is hier te völl Buschkasche.“ „Nu mai, was füll es anders sein, as dä Jordan; sein wir doch hier im gelauten Lande!“ Als dat dä Döwel hoht, flautte hä ganz goddeserbärmlich un reip: „„Nu häff eck dat Schleppen saht!““ — Met groter Macht schmeht hä den dicken Steen op dä Aere un flog piel in dä Högte dörch de Logt, ächterleit en gräulichen Gestank un es no dä Tied nich wier op dä Aere gekommen.

Den Steen kann ömwer Nimmes wier herut büren un dä Lüh heitel en den Horkensteinen, welken dä Döwel ut dem Morgenlanne gehallt hat. Hä lett rächt nett in dä Buschkasche un im Fröhjohr fleitet do völl Nachtigallen.

Auch hier wird also angegeben, daß der Horkenstein in bewaldeter Umgebung lag.

Brockfieber¹⁾ schreibt: „Man zweifelt beim Anblick des Horkensteins nicht, daß er ein Opferaltar, wie auch die Sage verlautet, gewesen. Denn wie wohl im Uebrigen ganz roh, befindet sich doch an einer Seite von oben nach unten eine tiefe, jedenfalls von Menschenhänden eingehauene Rinne, welche wohl zum Blutz- und Flüssigkeitsablassen gedient hat.“

Galvör²⁾ betont, daß bei den Altären oder in der Nähe derselben in der Regel auch eine Quelle, ein Brunnen oder fließendes Wasser sich befunden habe, da es üblich gewesen, die Opfer sowohl als die Opfersteine u. s. w. abzuwaschen; und so ist auch bei dem Horkensteine früher eine solche Quelle gewesen, die aber infolge des Bergbaubetriebes versiegt ist. Gewiß ist, daß dieser Stein, welchen die Volksüberlieferung als „Heidenstein“ bezeichnet, mit den Beschreibungen, welche wir von den damaligen Schriftstellern, sowohl römischen wie deutschen, über die Opferaltäre der alten Deutschen besitzen, vollkommen übereinstimmt, so daß ein Zweifel an der Echtheit dieses Denkmals auch bisher von keiner Seite ausgesprochen ist.

Zeitweise scheint man auch Horkenstein als Kollektivbegriff für alle großen Denksteine des Bochumer Bezirks gebraucht zu haben³⁾ wie dieses auch Bender⁴⁾ bestätigt.

¹⁾ Das alte Westfälische Sachsenland.

²⁾ Saxonia inferior antiqua. Goslar 1714.

³⁾ Webbigens Neues Westfälisches Magazin.

⁴⁾ Der Ilsenberg.

Lewin Schücking erwähnt in seinem malerischen und romantischen Westfalen den Horkenstein und sagt u. A. darüber: „Man thut diesem alten Block wohl nicht zu sehr Unrecht, wenn man ihn für einen Opferstein unserer heidnischen Väter ausgibt und in den noch erkennbaren Einkerbungen desselben die Ninnen erblickt für den Abfluß des Blutes, der Himmel weiß welcher hingeschlachteten Geschöpfe Gottes.“

Daß die ältern deutschen Schriftsteller, welche meist dem geistlichen Stande angehörten, solche Denkmale wenig oder gar nicht erwähnen, obwohl sie jedes Raubritterneß sorglich registriren, darf nicht Wunder nehmen; sie sahen im Sinne der damaligen Zeit in ihnen nur Erinnerungen an das unselige Heidenthum, so daß derartige Wahrzeichen vielfach in derselben Weise unzeitigem und blindem Fanatismus zum Opfer fielen, wie später nach der Reformation manche geschichtlich werthvollen Dokumente der katholischen Klöster und Kirchen von den Lutherschen vernichtet wurden. So ist es auch zu erklären, daß die westfälischen Chronisten, wie Schlafen, Stangenfoll, Hamelmann, Teschenmacher, Gelenius, Wittius u. s. w., unsere Heidensteine nicht hervorheben.

Die erste gedruckte Nachricht über den Horkenstein findet sich in einem Entwurf zu den „Antiquitates Hattnegenses“ von Renatus Andreas Kortum, Pastor zu Hattingen. Derselbe berichtet im 5. Kapitel:

1. Von den Hattneggischen Götzen und Saracellis.

- a) Von der Göttin Isis, davon der Isenberg.
- b) Der Abgott Grodo im Ruenthal, ein Moloch.
- c) Lohe, der Vieh-Gott.
- d) Gorch, der Eßgott, davon der Herchens- oder Gergenstein.
- e) Untern Eichen.

Der Name Horkenstein kehrt auch bei andern großen Steinen Westfalens wieder, denen der Volksglaube eine ähnliche Bedeutung beilegt. So findet sich bei Holsche*) folgende Notiz:

„Ohnweit Tecklenburg auf dem Leederberge ist der Herkenstein, ein etwas erhabener Fels, wovon man sagt, daß hier die Heiden einen Götzen verehrt und geopfert haben sollen.“

*) Beschreibung der Grafschaft Tecklenburg (1788) S. 134.

Ohne die Frage über den Ursprung des Namens als eine abgeschlossene betrachten zu wollen, sei erwähnt, daß in Wiegands Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens*) von H. Bödiker die Kortumsche Abhandlung von Hertha-, Herthaeiche-, Herdeichenstein-, Herckenstein wiedergegeben und vertreten wird.

Dr. Kortum gibt (1804) folgende Beschreibung eines alten Opfersteins: „Ein vorzüglich merkwürdiger Stein liegt gleichfalls nahe bei Weimar, an einem Kreuzwege, am Fuße eines Berges in einem Eichenwalde. Es ist eine Granitart, und nach Berechnung seiner Größe beträgt er an Gewicht wenigstens 20 000 Pfd. Vor der Reformation wurden nach demselben Prozessionen gehalten, und nahe dabei stand eine heilige Kapelle.“

Petersen berichtet über diesen großen merkwürdigen Stein: „Dieser Stein bedeutet etwas und liegt auf einem den sitzenden Sigambrenn heiligen Orte. Es ist ein grauer Granitblock von circa 21 000 Pfd., der nach den darüber vor 20 Jahren eingezogenen Aeußerungen des Landraths Frhr. v. Hövel, eines vorzüglichen Mineralogen, und des Hofraths Beckmann zu Göttingen, aus Hornblende, Feldspat mit wenigem eingesprengten Schwefelkies besteht, eine sehr schöne aber kostspielige Politur annimmt. Dieser Stein wurde am 5. November 1802 untergraben. Die Beschreibung davon erschien in dem dazumal im Herzogthum Berg herausgegebenen Niederrheinischen Anzeiger. Bei der Untersuchung fand sich: daß an der Südseite dicht am Steine, ungefähr zwei Fuß unter der Oberfläche der Erde, ein weißer Kieselstein in der Größe eines Menschenkopfes lag. Etwas mehr westlich, aber doch dicht an und unter dem vorigen, lag ein plattes, längliches, steinernes Viereck von glatten Seitenwänden, einen Fuß lang und einen Fuß breit. Eine lange Seite war drei bis vier Zoll dick und in einem Bogen gekrümmt, die andere lange Seite des keilförmig zulaufenden Steins hatte keine 2 Zoll in der Dicke. Dieser letztere Stein, etwa 30 Pfund schwer, war feinerer und weißerer Masse, marmorartig mit grünen Adern.

Diese beiden kleinern Steine, von eigener Farbe und Masse, in einer so sprechenden Form, führen auf den so naheliegenden Gedanken: sie sollen zwei Buchstaben sein. — Diese

*) Band II, Seite 198.

Vermuthung darf nicht befremden, wenn man die geringe Kunstfertigkeit der Germanen in jenen Zeiten, besonders in Steinen Buchstaben zu hauen, berücksichtigt. Eine kräftige Sprache, ganz dem Zeitalter angemessen, die jedem Zahne der Zeit Trost bot, ist überdem die, wenn man beträchtliche Steine selbst zu Buchstaben wählt. Entspricht diesem nicht die jetzt noch an mehreren Orten übliche oder doch bekannte Sitte, kleine Zeugensteine unter Grenzsteine zu legen. Der eine Stein, einem Menschentopfe ähnlich, d. h. an einer Stelle eben so gerundet, an der andern abgeplattet, gebe uns die Figur und Form eines D, der andere keilförmige ein w, griechisch Δ. Vielleicht suchte man nur Steine, welche die Natur, was man selbst weniger konnte, geformt hatte. Die Sigambrier hatten nach Mannert schon 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung Bekanntschaft mit griechischen Buchstaben. So wäre in diesem Bardenwalde, am Wunnenberge, einem Führer des Bardenchors (dem Werdomar), ein Grabstein oder doch ein Denkmal errichtet.

Der Stein, mit den beiden unter ihm liegenden kleinern Steinen (alle drei mit keinem der hiesigen gewöhnlichen Steine verwandt), bezeichnet auf jeden Fall eine an dieser Stelle auf eine höhere Weise sich geäußerte Geistesthätigkeit und weist hier, scharf an der Grenze des von Sigambriern bewohnten Gebiets, auf eine von ihnen für heilig gehaltene Stelle; denn man hat den Stein in den ersten Zeiten durch eine Soldatenwache verwahrt. Der Fleck nicht weit vom Stein heißt noch die Schaarwacht. Man hat dahin gewallfahrtet, wie dieses der Heidenweg beweist. Dieser Heidenweg ist einer aus der Nauterdelle kommende, theilweise bis auf die Landstraße noch sichtbare Allee, die dicht an den Quellen der Daimontesbecke (das ist: der göttliche Bach), der den Pappenlofen vorbei, rechts die heiligen Berge, das Welperse vorbei zum Runndahle fließt, schnurgerade auf den Stein hinweist. Hierzu kommt noch die dies bestätigende Sage: daß vor den Zeiten der Reformation bei christlichen Prozessionen an diesem Steine Station gehalten und Monstranz und Leuchte darauf gestellt sei. Bedenkt man endlich noch: daß dieser Stein, mit dem Heiligen Hecke, der Eppendorfer Linde, ein großes heiliges Gehöft bezeichnet, in dessen Mitte das Haus Weitmar und die Kirchspiels-Kirche liegt, so läßt sich wohl nicht denken, daß

der Boden noch mehr sagen könnte, um die Heiligkeit der Stelle, wo der Stein liegt, auszudrücken und zu erzählen:

„Hier ist entweder das Grab oder doch das Denkmal desjenigen Varden-Obersten, der bei der Hermannsschlacht zugegen war.“

Denkt man sich im damaligen Priesterstaat den geistlichen Stand als den ersten, so geschah ja dem Obersten dieses Standes, der bei der wichtigsten Affaire des Landes entweder sein Leben verlor oder doch nachher starb, nicht zu viel Ehre. Der Name des Hauses und des Kirchspiels Weerdmare (Weidmar) verwahrt das Andenken an diesen geistlichen Helden und Landesvater.

Das Vorhandensein der beiden kleineren Steine dürfte durch den Gebrauch der Alten zu erklären sein, die Opfer (Thiere oder gefangene Feinde) vorher mit einem Steine zu erschlagen und ebenso mit einem Kieselsteine das Opferfeuer anzuzünden. Salvör sagt: Das Opferfeuer müßte kein gemein Feuer sein, sondern mit einem Kieselstein angeschlagen, auf dem Altar angezündet und mit demselben das Opfer verbrannt werden.

In der Winzer Mark befindet sich nahe bei der Ruhr ein heiliger Spring (Quelle) nebst einem „Altarstein“ an einem Hohlwege. Vender nennt den letztern einen gewaltigen Granitblock, der in einer tiefen Schlucht am heiligen Spring liege. Dieser Stein sollte in den siebenziger Jahren entführt werden; das Projekt scheiterte aber an dem Einspruch der höheren Behörde.

Ein weiterer Rest aus der Zeit des germanischen Götzendienstes ist ein verwitterter Opferstein, der bei Hasenkamp in Stiepel rechts an dem ins Thal hinabführenden Wege liegt, von dessen Mitte auch eine tiefe Rinne ausläuft.

Ein anderer alter Kieselstein befindet sich auf dem nach ihm benannten Hofe „tom Brunstene“ (jetzt Rottmann) in der Gemeinde Wiemelhausen an der alten Grenze der Stadtmark Bochum*). Er liegt in der Düngergrube hart nördlich

*) Dr. Kortum, Nachricht vom ehemaligen und jetzigen Zustande der Stadt Bochum in Webbigens neuem Westfäl. Magazin zur Geographie, Historie und Statistik, 1790, 2. B., Heft 5—8, S. 76. Er berichtet auch über einen Opferstein in einem Walde bei Busche's Hofe an dem Wege nach Herbede, der aber nicht mehr aufzufinden ist. Dr. L. Troß Wochenblatt 1824.

am Hofe, bildet oben eine Platte und dehnt sich im Boden zu größerer Breite aus bis tief in die Erde.

Doch auch über die andern merkwürdigen Steinidentmaler unserer Vorfahren findet man bei aufmerksamer Forschung noch manche Einzelheiten. So erzählt Firmenich, Germaniens Völkerstimmen (Bd. I S. 372), die Volksage vom Ursprung des großen Steines beim Spritzenhause in Ueckendorf, wo sie sich auch in der Gegend selbst erhalten hat. Der Stein rührt her von dem Kampfe zweier Riesen, von denen der eine auf dem Mechtenberge¹⁾, der andere auf dem Tübbelsberge²⁾ bei Eickel hauste: „Den groten Steen kennt alle Lüe, dä in dä gegend wont, un hä het nich anners as dä grote kesseling van dem kârl op dem Tieppelsbürg.“

Doch lassen wir Firmenich erzählen.

En stücksken van de twee risengrijs op den Tieppelsbiarg un op den Mechtenbiarg.

(Sit³⁾ wietet doch alle, dat fröer op den Mechtenbiarg en rise wuonde un enen op den Tieppelsbiarg. De Tieppelsbiarg liët⁴⁾ en stünken van Baukem un den Mechtenbiarg liët enige seniet wiages van Watsche⁵⁾ nä Allenessen hen.

De beiden risen hocken immer tehoupe brout. Einmal moch⁶⁾ de eine backen, danu brach de andere sin brout un so gonk et immer üm. Nu moch es⁷⁾ de fedel⁸⁾ op den Mechtenbiarg brout backen un de vam Tieppelsbiarge moch sine knisten⁹⁾ brengen. Wann nu de rise op den Mechtenbiarg in den truag¹⁰⁾ schrappen, dann war et tid, dat de vam Tieppelsbiarg sin brout brach. Dat schrappen in den truag luden äwwer so hat, as wann et gedonnert hebbe. — As nu de stunne dä was, wä de rise achter¹¹⁾ Baukem denner kommen moch, schrappen sik de op de Leithe faquanz¹²⁾ an den rüggensrank un depper haruner. Dat konn äwwer de op den Tieppelsbiarg häören un he kam of richtig un brach de broute. Äwwer dä ha de in de Leithe nâch nich den uawwen¹³⁾ angebot un de van Baukem kam te fröü. Dä wor he se böüse, dat he enen stein nâm un den

¹⁾ Bei Kray, zwischen Steele und Gelsenkirchen; bis 1848 als bewaldete Kuppe weit ins Land hineinragend, seitdem abgeholzt.

²⁾ Tübbelsberg — Düwelsberg. ³⁾ ihr. ⁴⁾ liegt. ⁵⁾ Wattenischeidt.

⁶⁾ mußte. ⁷⁾ einmal. ⁸⁾ Kerl. ⁹⁾ Teich. ¹⁰⁾ Backrog. ¹¹⁾ hinter.

¹²⁾ mächtig-stark. ¹³⁾ Backofen.

einen risen smeit. Dā leip āwwer wech¹⁾ un kam in en pār sprängen in lūkentūarp an. Dā fol of de stein terdale²⁾ un he liet nāch bi dat spreitenhūsken³⁾. Den grouten stein kent alle lūe, de in de giegend wuont, un he het nich anders as de groute kieseling van de fedel op den Tieppelsbiarg.

J. Daniels⁴⁾, welcher den Namen Dibbelsberg von Dibelin, dem Gotte der Felder und Fluren, ableitet, erwähnt auch noch eines anderen Hühnensteines, der unweit des Bahnhofes Wanne „im Destern“ lag; er sei von Alterthumsfreunden für einen Altarstein gehalten und erst vor einigen Jahrzehnten vergraben worden.

Dies ist derselbe Stein, den Pastor Petersen in Weitmar beschrieben hat.

In den ebenen Gegenden des mittleren Hellwegs finden sich die vorgeschichtlichen Denkmale in dieser Form nicht oder nur sehr vereinzelt vor; doch mag eine Nachricht des Westfälischen Anzeigers von 1800⁵⁾ erwähnt werden, worin es heißt: „Hünensteine liegen in Wickede im Amt Unna, und einer bei Lindenhorst, 2 Stunden davon. Nach der alten Volksage haben sich Hünen damit geworfen. Es sind Granitgeschiebe von 6—7000 Pfund Schwere. Einer von diesen Hünensteinen liegt auf dem Felde bei Gvinge.“

Es scheinen dies aber nur Exemplare der hier viel verbreiteten „eratischen Blöcke“ zu sein, die zwar die öffentliche Aufmerksamkeit erregten, ohne jedoch auf eine besondere historische Bedeutung in Bezug auf den Götterkult der alten Bewohner Westfalens Anspruch machen zu können.

Eine sehr interessante Spezialbeschreibung von altdeutschen Opfersteinen und Opferaltären mit Blutrinnen liefert Reynisch, Ueber Thruhten und Thruhtensteine usw. Gotha 1802.

Hervorragende Steine befinden sich auch bei Osnabrück, aber nicht in solcher Anzahl und so enger Verbindung mit verwandten historischen Erinnerungen wie im Kreise Hattingen.

Galvör klagt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, „daß die Steine zerstört, fortgenommen und zu Kirchen, Schlössern und andern Gebäuden verwendet wurden;“ und so mag auch von diesen Denkmälern, welche sich selbstverständlich behufs ihrer

¹⁾ fort. ²⁾ nieder. ³⁾ Sprigenhäuschen. ⁴⁾ Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Vickel 1877. ⁵⁾ Seite 1240.

Konservierung nicht in ein Museum bringen lassen, das eine oder andere der herrschenden materiellen Zeitströmung der Industrie zum Opfer gefallen sein (Grebel).

Hier dürfte die Mahnung eines Forschers und Freundes westfälischer Vorzeit am Platze sein: „Deshalb Sorge und achte man auf die Ueberreste der Vergangenheit und ehre sie als heilige Ueberlieferungen einer großen Zeit. Wie wäre auch sonst es zu erwarten, daß unsere Nachkommen einst unsere Denkmäler achten sollten, wenn wir dabei unserer Vorfahren uneingedenk sein könnten!“

Die Tempel der alten Deutschen.

Die alten Deutschen waren ein Volk, das seine Gottheit ehrte. Gotteshäuser waren ihnen unbekannt. Ihre gottesdienstlichen Funktionen verrichteten sie in heiligen Eichenwäldern unter dem schützenden und schirmenden Laubdach einer mächtigen Eiche. Hier fanden alle wichtigeren Zusammenkünfte von allgemeiner Geltung, alle Berathungen und Beschlüsse statt, hier war der Mittelpunkt der Rechtsprechung, die Hauptmahlstätte, die Stätte, an welcher alle kriegerisch wie friedlich bedeutsamen Akte und Feste geschahen. Dieser Gebrauch ist uralt. Josua hielt nach Kapitel 24 Vers 26 unter einer Eiche einen Landtag ab. — Richter 9, 6 findet unter einer Eiche eine Königswahl statt. „Und es versammelten sich alle Männer von Sichem, und das ganze Haus Millo, gingen hin und machten Abi-Melech zum Könige bei der hohen Eiche, die zu Sichem stehet.“ — Vers 37 spricht Gaal zu Sebul: „Siehe, ein Volk kommt hernieder aus dem Mittel des Landes, und ein Haufe kommt auf dem Wege zur Zaubereiche.“ — 1. Könige, 14, 22 und 23: „Und Juda that, das dem Herrn übel gefiel; und reizten ihn zum Eifer, mehr denn Alles, das ihre Väter gethan hatten mit ihren Sünden, die sie thaten. Denn sie erbaueten ihnen (den Götzen) auch Höhen, Säulen und Haine, auf allen hohen Hügeln und unter allen grünen Bäumen.“ — Kapitel 15, 13: „Assa setzte seine Mutter Maacha ab vom Amt, das sie dem Miplezeth gemacht hatte im Hain. Und Assa rottete aus ihren Miplezeth und verbrannte ihn am Bach Kidron.“ Die Mutter des Königs Assa hatte dem Götzen Miplezeth im Haine einen Altar erbaut und ein Standbild gesetzt. Assa zerstörte den Altar und verbrannte das Götzenbild. — Kapitel 18, 19 fordert Elias den König Ahab auf: „So sende nun hin und versammle zu mir das ganze Israel auf den Berg Carmel, und die 450 Propheten Baals, auch die 400 Propheten des Hains, die vom Tisch Isebels essen.“ — Kapitel 16, 4: „König Ahas that Opfer und räucherte auf den

Höhen und auf den Hügeln, und unter allen grünen Bäumen.“ Kapitel 17, 16: „Aber sie (die Israeliten) verließen alle Gebote des Herrn, ihres Gottes, und machten sich zwei gegossene Kälber und Saine, und beteten an alle Heere des Himmels und dienten Baal.“ Kapitel 21: „König Manasse bauete die Höhen, die sein Vater Hiskia hatte abgebracht, und richtete Baal Altäre auf und machte Saine, wie Ahab, der König Israels, gethan hatte, und betete an allerlei Heere am Himmel, und diente ihnen; und bauete Altäre im Hause des Herrn, davon der Herr gesagt hatte: Ich will meinen Namen zu Jerusalem setzen. Und er bauete allen Heeren am Himmel Altäre, in beiden Höfen am Hause des Herrn. Und ließ seinen Sohn durch's Feuer gehen, und achtete auf Vogelgeschrei und Zeichen, und hielt Wahrsager und Zeichendeuter, und that deß viel, das dem Herrn übel gefiel, damit er ihn erzürnte. Er setzte auch einen Saingözen, den er gemacht hatte, in das Haus des Herrn.“ Nach Kapitel 23, 20 opferte Josia alle Priester der Höhen, die daselbst waren, auf den Altären und verbrannte also Menschenbeine darauf.“ Jeremia (3, 13) beklagt das Hin- und Herlaufen zu den fremden Göttern unter allen grünen Bäumen.

Der Wald war unsern Vorfahren gleichbedeutend mit Tempel. Was wir uns als gebautes, gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte. Da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige, da ist der Raum, wo ihr der Jäger das gefällte Wild, der Hirte die Kasse, Rinder und Widder seiner Herde darzubringen hat. Der Ort unter den Eichen bei Hattingen führt zurück auf eine solche Kultusstätte unserer heidnischen Vorfahren.

Zu einer Zeit, wo erst rohe Anfänge der Baukunst stattfanden, muß das menschliche Gemüth durch den Anblick hoher Bäume, unter freiem Himmel, zu größerer Andacht erhoben worden sein, als es innerhalb der kleinlichen von unmächtiger Hand hervorgebrachten Räume empfunden hätte. Die lang nachher eingetretene Vollendung eigenthümlich deutscher Architektur hat sie in ihren kühnsten Schöpfungen nicht eben gesucht, die aufstrebenden Bäume des Waldes nachzuahmen? In dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die

Seele des Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt. Welchen tiefen Einfluß das Waldbleben von jeher auf alle Verhältnisse unseres Volkes hatte, bewähren die Markgenossenschaften, und „Marka“, das Wort, nach dem sie den Namen führen, bezeichnete erst Wald und dann auch Grenze.

Die ältesten Zeugnisse für den Waldkultus der Deutschen legt Tacitus ab *). Er berichtet: Götter wohnen in den Hainen der Germanen; namentlich genannte Bilder sind nicht aufgestellt, keine Tempelwände aufgeführt. Aber heiliges Geräthe, Altäre stehen in dem Walde, Thierhäupter hängen an Baumästen. Da wird Gottesdienst gehalten, Opfer gebracht, da ist Volksversammlung und Gericht, überall heilige Ehrfurcht und Erinnerung des Alterthums.

Einzelne Götter hausten auf Berggipfeln, in Felsenhöhlen, in Thälern, in Flüssen, aber der feierliche, allgemeine Gottesdienst des Volks hat seinen Sitz im Hain; nirgends hätte er einen würdigern aufschlagen können.

Auch die Verehrung der Götter auf Bergen und in Thälern ist alt und verbreitet. Man denke an den Grotenberg und Nauenthal. Das Anbeten auf dem Berge ist auch biblisch, z. B. auf dem Garizim. Joh. 4, 19.

Das Anbeten der Eiche bezeugt Belthem**) in folgenden Versen:

Van ere eyken, die men anebeede:
in desen tiden was ganginge mede
tuschen Zichgen ende Dieft ter stede
rechte bi na te midden werde,
daer dede menich sine bedeverde
tot ere eyken, dat si u cont,
die alse een cruse gewassen stont
met twee raven gaende ut,
daer menich quam overlunt,
die daer ane hinc scerpe ende staf,
en seide, dat hi genesen wer daer af.
som liepense onder den bôm usw.

Diese christliche Wallfahrt der Kranken nach einem kreuzförmigen Eichenbaum zwischen Sicheu und Dieft in Brabant und das Aufhängen der Binde und des Stabs, wenn Genesung eintrat, erinnert an heidnische Gebräuche. Wie an heilige

*) Germania 9. **) Ed. le Long fol. 287.

Bäume hing man Opfer und Weihgeschenke, wunderbare Sachen, an die Kirchenmauern.

Unter den Sachsen und Friesen währte die Verehrung der Haine am längsten fort. Im Beginn des 11. Jahrhunderts ließ Bischof Anwan von Bremen bei abgelegenen Bewohnern seines Sprengels solche Wälder ausrotten. In verschiedenen Strichen Niedersachsens und Westfalens haben sich bis auf die neueste Zeit Spuren heiliger Eichen erhalten, denen das Volk einen halb heidnischen, halb christlichen Dienst bewies: bei Minden pflegten die jungen Leute beiderlei Geschlechts am ersten Ostertage, unter lautem Freudengeschrei, Reigen um eine alte Eiche zu führen*). Unweit dem paderbornischen Dorfe Wormeln im Gehölz steht eine heilige Eiche, zu welcher noch jährlich die Einwohner von Wormeln und Calenberg feierlich ziehen. Bei Siegen findet im Frühjahr jährlich noch Gottesdienst in einem mit hohen Eichen bestandenen Walde statt.

• Fast überall in Deutschland ist die erscheinende örtliche Benennung heiliger Wälder auf das Heidenthum zurückzuführen; nach christlichen Kirchen, die im Walde angelegt waren, würde man schwerlich den Wald heilig genannt haben, und gewöhnlich findet sich in solchen Wäldern gar keine Kirche.

Eine alte Aufzeichnung von einem Treffen der Franken und Sachsen im Jahre 779 berichtet**), daß sich ein schwerverwundeter Sachse heimlich aus seiner Burg in einen heiligen Wald habe tragen lassen. Entweder hoffte er hier an heiliger Stätte Heilung oder er wollte da sterben.

Merkwürdig ist die ausdrückliche Beziehung auf Thüringen und Sachsen in folgender Stelle eines Gedichts, das bald nach Beginn des 13. Jahrhunderts verfaßt worden zu sein scheint; der Wolf erblickt eine Geiß auf einem Baum und ruft aus:

ich sehe ein obez (Obst) hangen,
ez habe hâr ode borste,
in einem heiligen vorste,
ze Düringen noch ze Sachsen
enkunde nicht gewahsen
bezzet obez âf riese.

Gemeint sind doch wohl Opferrhiere oder Erstlinge der Jagd, die im heiligen Wald an den Bäumen aufgehängt werden?

*) Berg 2, 377.

**) Webdigens Westfälisches Magazin. 3, 712.

Entweder beruht die Erzählung auf älterer Grundlage, oder zu des Dichters Ohren war noch irgendwoher Kunde von heidnischen Opfern der Sachsen und Thüringer gelangt?

Aus dem Gefagten geht hervor, daß der älteste Gottesdienst unserer Vorfahren an heilige Wälder und Bäume geknüpft war. Es ist gleichwohl nicht zu bezweifeln, daß schon in frühester Zeit für einzelne Gottheiten Tempel erbaut, vielleicht rohe Bildnisse darin ausgestellt wurden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war das im Jahre 14 von den Römern zerstörte Heiligthum der Tanfana kein bloßer Hain, sondern ein aufgeführtes Gebäude, bei dessen Vernichtung sich Tacitus sonst schwerlich der Worte „solo aequare“ bedient haben würde. Das Gebäude, welches wir uns unter diesem Tempel vorzustellen haben, mag aus Holz und Zweigen um den heiligen Baum her aufgeführt worden sein. Rüdlin, ein Geislicher, dichtete um 1373—1391 eine Geschichte der Stadt Augsburg. Darin heißt es Kap. 2 S. 99:

sie bawten einen tempel groß darein
zu eren Zise der abgöttin,
die sie nach heidnischen sitten
anbetten zu denselben zeiten.
die stat ward genennt auch Zisaris
nach der abgöttin, das war der pris.
der tempel als lang stund unversert,
bis im vom alter was der val beschert,
und da er von alter abgieng
der berg namen von im empfieng,
daruf gestanden was das werck,
und haist noch hüt der Zisenberck.

Hiernach war also der Göttin Zisa auf dem Zisenberg bei Augsburg in heidnischer Vorzeit ein hölzerner Tempel erbaut worden.

Wir sehen alle Befehrer eifrig das Beil an die heiligen Bäume der Heiden setzen und Feuer unter ihre Tempel legen. Fast sollte es scheinen, die armen Leute seien garnicht um ihre Einwilligung gefragt worden, und erst der aufsteigende Rauch habe ihnen die gebrochene Macht ihrer Götter angekündigt. Aus den weniger ruhmredigen Ueberlieferungen ergibt sich bei näherer Betrachtung der Umstände, daß weder die Heiden so feig und einfältig, noch die Christen so unbesonnen waren. Bonifacius entschloß sich erst nach gepflognem Rath mit den

bereits übergetretenen Hefsen und in ihrer Gegenwart die Donnereiche zu fällen.

In den meisten Fällen ist ausdrücklich bemerkt, daß an der Stelle des heidnischen Baums oder Tempels eine Kirche errichtet wurde. Auf solche Weise schonte man die Angewöhnungen des Volks und machte ihm glaublich, daß die alte Heiligkeit der Stätte nicht gewichen sei, sondern fortan von der Gegenwart des wahren Gottes abhängen.

Zugleich entdeckt sich hier die Ursache des fast gänzlichen Mangels an Ueberbleibseln heidnischer Monumente. Entweder wurden sie dem Boden gleich gemacht, um darauf die christliche Kirche zu erbauen, oder ihre Mauern und Hallen selbst mit in diese verwendet. Von der Baukunst der heidnischen Deutschen einen hohen Begriff zu fassen, wird man sich zwar enthalten, doch mögen sie es verstanden haben, bedeutende Steinmassen zu ordnen und fest zu verbinden.

Hierfür zeugen denn auch die in Scandinavien, zum Theil noch in Friesland, Sachsen und Westfalen erhaltenen Grabhügel und Opferplätze, aus denen sich einige wichtige Folgerungen für den altheidnischen Gottesdienst ziehen lassen, die weiter unten in der Beschreibung der in Rauenthal entdeckten Grabstätte mitgetheilt werden.

Heidnische Kultusstätten blieben auch nach der Befehung Hofstätten und Stifter, die mit heidnischen Tempelgütern ausgestattet waren, so das zu Raufungen gehörige Herbede an der Ruhr (Mannhardts Zeitschrift 3, 147).

Erwähnt mag noch werden, daß auf beinahe allen deutschen Bergen Spuren der Götter und Helden gefunden werden, die auf alte Verehrungsstätten zurückweisen, z. B. auf dem Grostenberg bei Linden, dem Taunus, dem Wittekindenberg, dem Jakobsberg, dem Harz.

Die Priester der alten Deutschen.

Die deutschen Priester waren zugleich bei Gottesdienst und Volksgericht thätig. In den Heerzügen gebührt ihnen allein, nicht den Feldherren die Zucht, da der ganze Krieg gleichsam in Gegenwart der Gottheit geführt wird. Die Priester nehmen aus dem heiligen Hain die Bilder und Zeichen mit ins Feld. Ihnen lag die Verrichtung feierlicher Gebete, die Tödtung der Opferthiere, die Weihung der Könige und Leichen, vielleicht auch der Ehen, die Abnahme der Eide und manches andere ob.

An den Opfermahlzeiten nahmen die Priester theil, sie heiligten den Opferkessel. Sie unterhielten die heiligen Thiere, Pferde und Eber. Sie gingen bei Grenzbegängen voran und wiesen die heiligen Steine. Später thaten es die Kirchenvorsteher. Priester hatten zugleich die Gabe der Heilkunst und Weissagung. Sie verstanden die Wiederbelebungskunst.

Die heidnischen Priester wurden Freunde der Götter genannt, der christliche ein Mann, Kind oder Knecht Gottes.

Die Priester bildeten einen gesonderten erblichen Stand, er durfte also heirathen, wie ursprünglich der christliche Bischof und Priester*) und der indische Brahmane.

An die Götter wurden Theile der Jagd und Beute, an Priester und Tempel Abgaben entrichtet, woraus der Zehnte entsprang.

Eine nicht unwichtige Nachricht hat Beda**) bewahrt, dem heidnischen Priester der Angelsachsen war es, Waffen zu tragen und auf Hengsten zu reiten, untersagt.

*) 1. Thimotheum 3, 2, 4, 5 und 12: Es soll aber ein Bischof unsträflich sein Eines Weibes Mann, nüchtern, mäßig, fittig, lehrhaftig, der seinem eigenen Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit; so aber Jemand seinem eigenen Hause nicht weiß vorzustehen, wie wird er die Gemeinde Gottes versorgen? Die Diener laß einen jeglichen sein Eines Weibes Mann, die ihren Kindern wohl vorstehen und ihren eigenen Häusern.

**) Hist. eccl. 2, 13.

Es ist nicht unwahrscheinlich, wie heidnische Stätten in christliche umgewandelt wurden, daß man auch für vorthellhaft hielt, unter den bekehrten Völkern die alten Priester zu dem neuen Gottesdienst heranzuziehen. Sie waren der gebildetste Theil des Volkes, am ersten fähig, die christliche Lehre zu fassen und ihren Landsleuten zu empfehlen. Aus der Mitte des heidnischen Priesterthums mögen daher zwar die heftigsten Feinde, aber auch die eifrigsten Anhänger der Neuerung hervorgegangen sein*).

An einer Stelle der bonifacischen Brieffammlung wird über Vermischung christlichen und heidnischen Brauchs geklagt, die sich unverständige oder leichtsinnige Priester zuschulden kommen lassen. Das konnte in schulbloßer Unerfahrenheit oder mit wohlbewußter Absicht geschehen, aber fast nur von solchen, die zugleich des Heidenthums kundig waren.

Außer Priestern hatten unsere Vorfahren auch Priesterinnen und Weissagerinnen.

Bei allen wichtigen Gelegenheiten bildete die Religion die Grundlage, nichts geschah ohne Opfer, ohne Befragung der Götter, ohne Spruch der Priester, ohne die Entscheidung des Heiligthums.

*) Wie aus der katholischen Geistlichkeit sowohl die Stützen als Gegner der Reformation. Das merkwürdige Beispiel eines heidnischen Priesters, der seinen alten Glauben herabsetzt und selbst Hand anlegt an die Zerstörung des früher von ihm heilig gehaltenen Tempels, ist Seite 66 bei Beda angeführt.

Gottesdienst und Opfer der alten Deutschen.

Von jeher ist das höchste Wesen in allen deutschen Zungen einstimmig mit dem allgemeinen Namen Gott benannt worden. Die einfachsten Handlungen, wodurch der Mensch den Göttern seine Verehrung kund that und fortwährende Verbindung mit ihnen unterhielt, waren Gebet und Opfer. Das Opfer ist ein mit Gaben dargebrachtes Gebet. Wo aber zum Gebet, fand sich auch Anlaß zum Opfer.

Ueber die Art und Weise des heidnischen Gebets entnehmen wir Nachrichten; J. Grimm*) vermuthet, daß damit das Blicken gen Himmel, das Neigen des Leibs, Händefalten, Kniebeugen, Hauptentblößen verbunden war. Diese Gebärden erwachsen aus kindlich roher Vorstellung des Alterthums, wonach der flehende Mensch dem mächtigen Gott, seinem Sieger, sich als wehrloses Opfer darbietet und unterwirft.

Das Opfer beruhte auf dem Gedanken, daß den Göttern menschliche Speise angenehm sei, Gemeinschaft zwischen Göttern und Menschen stattfinde. Man läßt den Gott beim Opfer mit essen, und die Speise behagt ihm auch. Erst später setzt man ihm besondere Götterspeise vor. Beweggründe der Opfer waren überall, entweder den Göttern Dank für ihre Wohlthaten abzustatten oder ihren Zorn zu versöhnen, die Götter sollten gnädig erhalten oder wieder gnädig gemacht werden, also zwei Hauptarten, dankende und sühnende Opfer. Wenn das Mahl begangen, ein Wild erlegt, der Feind besiegt, ein Erstling vom Vieh geboren, Getreide geerntet wurde, gebührte dem verleihenden Gott voraus ein Theil der Speise, des Tranks und des Ertrages, der Beute, des Fangs bei der Jagd; dagegen sobald Hungersnoth, Mißwachs, Seuche über das Volk hereinbrach, säumte er wiederum nicht, abwendende Gaben darzubringen. Solche Sühnopfer haben ihrer Natur nach etwas Unbeständiges, während die dem gnädigen Gott zu leistenden gern in regelmäßig wiederkehrende Feste übergehen. Eine dritte Art von Opfern ist,

*) Deutsche Mythologie.

wodurch der Ausgang eines Unternehmens erforscht und die Hilfe des Gottes, dem es gebracht wird, herbeigeführt werden soll. Doch war Weissagung auch ohne Opfer thunlich. Außerdem gab es besondere Opfer für einzelne Gelegenheiten, z. B. bei Königsmahlen, Geburten, Hochzeiten und Leichenbestattungen, die meistens auch mit feierlichen Mahlzeiten verbunden waren.

Weil die Götter mehr Guld als Zorn erweisen, die Menschen eher froh gestimmt, als von ihren Sünden und Fehlern gedrückt sind, waren Dankopfer die frühesten und häufigsten, Sühnopfer die selteneren, ergreifenderen. Was den Göttern aus dem Pflanzenreich dargebracht werden kann, ist heiter, unschuldig, aber auch minder bedeutsam und kräftig als ein Thieropfer. Das hinströmende Blut, das vergossene Leben scheint stärker bindende und sühnende Gewalt auszuüben. Thieropfer sind dem Krieger, Jäger und Hirten natürlich, Getreide und Blumen wird der Ackerbauer hingeben.

Menschenopfer sind ihrem Wesen und Ursprung nach sühnend; ein großes Unheil, ein schweres Verbrechen kann nur durch menschliches Blut beschworen und getilgt werden; bei allen Völkern des Alterthums waren sie hergebracht. In der Regel waren die Schlachtopfer gefangene Feinde, erkaufte Knechte oder schwere Verbrecher; das Frauen- und Kinderopfer bei den Franken beim Flußübergang, die Erstlinge des Krieges, der erste Gefangene sollten Heil bringen*); in Volksagen sind noch Spuren von Opferung der Kinder, sie wurden zur Heilung des Aussatzes getödtet, in Grundwälle eingemauert, und der Zug deutet eigens auf uralten Opferbrauch, daß dem Kinde Spielzeug und Gewaaren hingestellt sind, während die Wölbung vollbracht wird. Seltene Fälle konnten den Tod der Königsöhne und Töchter, ja der Könige selbst verlangen. Thoro opferte seinen Sohn den Göttern. König Den der Alte brachte hintereinander dem Odin neun Söhne für sein langes Leben dar, und die Schweden in großer Hungersnoth, nachdem andere große Opfer vergeblich waren, opferten ihren eigenen König Dömalði.

Thieropfer waren hauptsächlich dankende, aber auch sühnende, und als solche treten sie nicht selten zur Milderung an

*) Daher noch in unsern Volksagen der zuerst über die Brücke Gehende, zuerst in den neuen Bau oder ins Land Tretende mit dem Leben büßt, d. i. als Opfer fällt.

die Stelle älterer Menschenopfer. Nur solche Thiere eigneten sich, deren Fleisch von den Menschen gegessen werden konnte. Es wäre unschicklich gewesen, dem Gotte eine Speise zu bieten, die der Opferrnde selbst verschmäht hätte; zugleich sind diese Opfer auch Schmäuse; ein bestimmtes Stück des geschlachteten Thiers wird dem Gotte dargebracht, das übrige zerlegt, ausgeheilt und in der Versammlung verzehrt. Das Volk trat dadurch in Gemeinschaft mit dem heiligen Opfer, so wie die Götter für Mitschauende an seinem Mahl gelten. Den Königen war es bei großen Opfern geboten, von allen Speisen zu kosten.

In der ältesten Zeit scheinen vornehmlich Pferde geopfert worden zu sein, ohne Zweifel aß man ihr Fleisch allgemein vor Einführung des Christenthums. Neubekehrte blieb nichts anstößiger an den Heiden, als daß diese dem Pferdegeschlachten und dem Genuß des Pferdefleisches nicht entsagten. Christliche Normänner schimpften die heidnischen Schweden Pferdefleischfresser. König Hakon, den seine Unterthanen des Christenthums verdächtigten, wurde aufgefordert, Pferdefleisch zu essen. Das Haupt wurde abgeschnitten und nicht mit verzehrt, sondern vorzugsweise dem Gott geheiligt. Wenn Caesina, als er sich dem Schauplatz der varischen Niederlage nahte, auf Baumstämmen Pferdehäupter befestigt erblickte, so waren diese keine anderen als die römischen Pferde, welche die Deutschen in der Schlacht erbeutet und ihren Göttern dargebracht hatten. Den Leichen edler, reicher Männer, damit sie sich ihrer jenseits bedienen könnten, folgten Unfreie und Haus- und Jagdthiere in den Tod.

Unter allen Thieropfern war das des Pferdes das vornehmste und feierlichste. Unsere Vorfahren haben es mit mehreren slavischen und finnischen Völkern gemein, mit Persern und Indern. Ihnen sämmtlich galt das Pferd für ein besonders heiliges Thier.

Menschenopfer waren bei den meisten Völkern gebräuchlich, wie auch Menschen bei Leichen mitverbrannt wurden. Dafür war bei diesen alten Völkern die Todesstrafe selten oder unerhört. Gott als Tod, als alter Blutvergießer verlangt Menschenopfer. Darum gelobt man solches in schwerer Krankheit und Gefahr, weil den Göttern für das Leben nur anderes Leben geboten werden könne.

Kriegerische Völker neigten mehr zu Pferdeopfern, ackerbautreibende zu Rinder- oder Stieropfern. Kuh und Kalb werden der Seuche dargebracht. Perseus opferte auf drei Altären Ochsen, Kuh und Kalb.

Ferner opferte man Widder und schlief auf dessen Häuten. Dem Teufel wird ein schwarzes Schaf geopfert. Eber, Ferkel wurden vermutlich gleich nach der Geburt ausgesucht, gezeichnet und bis zur Opferzeit mit den übrigen erzogen.

Vom Wild waren ohne Zweifel nur eßbare Thiere auch opferbar, Hirsche, Rehe, Wildschweine, niemals Bären, Wölfe, Füchse, denen selbst ein geisterhaftes Wesen und gewisser Kultus zukommen. Doch ließe sich annehmen, daß zur Sühne, gleich Menschen, uneßbare Thiere dargebracht werden durften, so wie Knechte, auch Hunde und Falken dem verbrannten Leichnam des Herrn folgten. Die von einem Menschen abhängigen Geschöpfe, seine Hausthiere, haben bei Leichenverbrennung, bei Opfer und Strafe mitzuleiden.

Vorzugsweise wurden männliche Thiere zum Opfer gebracht. Nächst dem Geschlecht war gewiß auch an der Farbe des Thiers gelegen, und unter allen die weiße die günstigste. Man kann sich denken, daß das Vieh zum Opfer bekränzt und geschmückt wurde. Goldhörnige Kühe verlangt eine Stelle der Edda. Vor der Opferung wurden die Thiere erst im Kreise der Volksversammlung herumgeleitet.

Vom eigentlichen Hergang des Opfers enthalten fast nur die nordischen Quellen Nachricht. Während das Thier auf dem Opferstein sein Leben ließ, wurde alles herabrinneude Blut entweder in einer angebrachten Grube oder in Gefäßen aufgefangen. Mit dem Opferblut bestrich man die heiligen Tische und Geräthe und besprengte die Theilnehmer. Wahrscheinlich geschahen auch Weissagungen aus Blut, vielleicht wurde ein Theil davon unter Bier oder Meth gemischt und getrunken. Nach der im altheidischen Grabe in Rauenthal gefundenen silbernen Opferschale scheinen die Blutgefäße nicht überall groß gewesen zu sein, anderswo gab es eigne, große Kessel. Den Schweden machte Olof Tryggvason den Vorwurf, sie säßen daheim und leckten ihre Opfernäpfe.

Gewöhnlich dienten die Kessel zum Kochen des Opferfleisches; nie wurde es gebraten. Die Austheilung der Stücke unter das Volk besorgte wahrscheinlich ein Priester, an großen

Festtagen wurde die Mahlzeit*) gleich in der Versammlung gehalten, bei andern Gelegenheiten durfte sich wohl jeder sein Theil mit nach Hause nehmen. Daß Priester und Volk die Speise genossen, berichtet der Apostel der Deutschen, Bonifacius. Den Göttern wurden gewisse edlere Stücke des Thieres überwiesen, Haupt, Herz, Leber, Zunge**). Haupt und Fell des erlegten Wilds pflegte ihnen an Bäumen aufgehängt zu werden.

Das Rauchopfer war schon den Heiden bekannt. Den Göttern brachte man Weihrauch, wohlriechende Pflanzen (Wachholder) und Knochen. Dem Teufel und den Flußgeistern werden Lichter angezündet.

Das blutige Thieropfer ist gesellschaftlicher, allgemeiner, die Gesamtheit des Volkes oder die Gemeinde pflegt es zu bringen, Frucht oder Blumen, Milch oder Honig darf jeder Haushalt und selbst der einzelne Mensch opfern. Diese Frucht- opfer sind daher einsamer, ärmlicher; die Geschichte denkt ihrer kaum, aber in der Volkssitte haben sie desto fester und länger gehaftet.

Der Landmann läßt, wenn er sein Korn schneidet, dem Gott, der es segnete, einen Haufen Mehren stehen und schmückt sie mit Bändern. Noch jetzt bei der Obsternte bleiben in vielen Gegenden auf jedem Baum einige Äpfel unberührt hängen, dann gedeiht die nächste Ernte. Wie aber hauptsächlich zahme und eßbare Thiere, taugen auch Fruchtbäume und Getreide zum Opfer, und bei feierlicher Uebergabe von Grundstücken dienen Zweige mit Blättern, Äpfeln oder Nüssen als Wahrzeichen des Geschäfts. Hierher gehört auch das Bekränzen des Götterbildes, eines heiligen Baumes, oder eines geopfertem Thiers mit Laub oder Blumen.

Wie es uralter und verbreiteter Brauch war, den Hausgöttern bei festlicher Mahlzeit einen Theil der Speise zurückzustellen und namentlich den Göttinnen Bertha und Hulda eine Schüssel mit Brei hingesezt wurde, ließ man den Göttern auch den feierlichen Trank mitgenießen. Aus dem Gefäß pflegte

*) Man speiste auch die Kraftbrühe von dem Gefottenen und das oben schwimmende Fett.

**) In den Volkssagen wird allenthalben berichtet, daß von einem zu tödtenden Menschen oder Thier Zunge oder Herz zum Wahrzeichen überbracht werden sollen, gleichsam als vornehmste Theile.

der Trinkende, ehe er selbst genoß, etwas für den Gott oder Hausgeist hinzugießen.

Einen Abwesenden oder Verstorbenen pflegte man zu ehren, indem man seiner bei Versammlung und Mahlzeit erwähnte und auf sein Andenken einen Becher leerte; dieser Becher, dieser Trunk wurde Minne genannt.

Bei festlichen Opfern und Gelagen ward des Gottes oder der Götter gedacht und Minne getrunken. Dieser Sitte entsagte man nach der Bekehrung nicht, sondern trank Christus, Marien und der Heiligen Minne.

Außer den Gebeten und Opfern muß noch ein wesentlicher Bestandtheil des heidnischen Kultus hervorgehoben werden: das feierliche Umtragen, Umführen der Götterbilder; nicht bloß an einer Stätte sollte die Gottheit weilen, sondern sich von Zeit zu Zeit den ganzen Umkreis des Landes vergegenwärtigen. Nach der Bekehrung gestattete auch die Kirche solche Umzüge fortwährend, nur daß ein Marienbild oder Heiligenbilder getragen wurden, namentlich wenn Dürre, Mißwachs, Seuche oder Krieg ausgebrochen war, um Regen, Fruchtbarkeit der Aecker, Genesung und Sieg zurückzuführen; selbst einer Feuersbrunst trug man heilige Bilder entgegen.

Die germanische Grabstätte in Rauenthal.

Eine ausführliche Beschreibung der im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckten Grabstätte gab 1804 Dr. med. K. A. Kortum in Bochum. Da dieselbe im Buchhandel nicht mehr zu haben ist, so möge sie ihres reichhaltigen und interessanten Inhalts wegen hier mitgetheilt werden.

Beschreibung einer germanischen Grabstätte.

Vorrede.

Die uralte germanische Grabstätte, von welcher die gegenwärtige kleine Schrift handelt, verdiente eine genaue Beschreibung. Mir ist nicht bekannt, daß jemals in dieser Gegend, welche die Sicamberer und Bructerer bewohnt haben, solche gefunden sind, obgleich nicht daran gezweifelt werden kann, daß deren mehrere in der Provinz verborgen sind. Vielleicht gibt diese Schrift Gelegenheit und Aufmunterung, daß man künftig mehr darauf achten werde, als bisher geschehen ist; weswegen ich denn auch das nöthige Charakteristische altdeutscher und römischer Gräber mit habe einfließen lassen. Daß überhaupt durch die in alten deutschen Gräbern gefundenen Sachen manches Stück der Geschichte und Lebensweise der ältern Germanen aufgeklärt werden könne, bedarf keines Beweises.

Das Königl. Preuß. Oberbergamt läßt die durch ungünstige Witterung unterbrochen gewesene Untersuchung des Ruhenthal's jetzt mit allem Eifer fortsetzen, und schon sind, seitdem ich diese Schrift dem Drucke übergab, verschiedene sonderbare unterirdische Ruinen und mehrere Urnen nebst andern Alterthümern entdeckt, welche eine künftige Beschreibung ebenfalls verdienen.

I.

Geschichte und Entdeckung der Grabstätte.

In dem zur Grafschaft Mark gehörigen Freigerichte Bruch befindet sich, nordwärts der Ruhr, 1 $\frac{1}{2}$ Stunden von Bochum, zwischen dem Rittersitze und Kirchdorfe Weitmar und der Stadt Hattingen, ein großes Thal. Einen Theil desselben nehmen sehr schöne Viehweiden ein. Dem ganzen Thale fließt der Ruhrstrom nahe vorbei. Jenseits des Stromes liegt, fast gerade gegenüber, das alte Schloß Bruch oder Bruck. Von den andern Seiten her wird dieses Thal von Bergen und Gehölz umschränkt. Man nennt es das Ruhenthal, Nuenthal oder Nauenthal. Es ist seit mehreren Jahren zu einer Niederlage der Kohlen, welche auf dem Ruhrstrom in kleinen Schiffen hinabgeführt werden, gebraucht; denn in der Nähe desselben sind viele Kohlenbergwerke. Nur einige wenige kleine Häuser sind im Thale und ein Stahlhammer, welcher von einem kleinen Bache getrieben wird, der vom Dorfe Linden herkommt und in die Ruhr sich ergießt. Die Ruhr fließt, wegen der Flachheit des Bodens, hier langsam, tritt aber bei lange anhaltendem Regen oft aus und überschwemmt einen Theil des Thals. Die Erde desselben ist fettig. Das Thal hat, besonders im Herbst und Winter, wenn die Wiesen und Viehweiden ihr Gras und die Bäume ihr Laub verloren haben, etwas schauerlich Romanantisches. Aus dem fetten Boden und den daselbst aufgethürmten Kohlenhaufen entwickeln sich viele Dünste, welche mehrmals als Irrwische erscheinen. Der in dieser Provinz noch herrschende Aberglaube hat auch zuweilen den Wanderer, zur Abend- und Nachtzeit, hier Gespenster sehen und Vorgesichten hören lassen, um so mehr, da eine alte, nicht unwahrscheinliche Sage versichert, daß in diesem Thale in alten Zeiten der deutsche Götze Crodo verehrt worden sei; auch weil sich noch sehr viele Spuren eines zerstörten Schlosses, dessen Ruinen sich bis in die Ruhr erstrecken und bei kleinem Wasser sichtbar werden, hier befinden. Das gedachte Schloß soll vom Geschlechte der von Hardenberg erbaut und von den Grafen von der Mark im Jahre 1287 zerstört sein; die Herren, welche es bewohnten, sollen sich von Nuenthal genannt haben, ihr Geschlecht ist aber ausgestorben.

II.

Anfangs October 1803 waren einige Arbeiter mit der Anlegung einer Mauer zur Beschützung der Kohlenmiederlage gegen die Gewalt des Ruhrwassers daselbst beschäftigt. Als sie etwa 5 Fuß tief in die Erde gegraben hatten, um den Grund zu legen, trafen sie zuerst auf eine dicke und feste Mauer, und neben derselben fanden sie noch eine. Sie gruben ungefähr 4 Fuß im Viereck und räumten die zwischen beiden Mauern liegende fette Erde fort. Als sie noch einige Fuß tiefer gegraben hatten, fanden sie etliche thönerne Krüge und zwischen und unter denselben mehrere Ziegelsteine, auch einige Dachschiefer. Einen einzigen Krug brachten sie ganz, von den andern aber nur die Scherben heraus. Mehrere Stücke von verrostetem Eisen in mancherlei Form lagen auch dabei; sowie viele große und kleine Knochenstücke, auch Holzkohlen und ein sogenannter Donnerkeil. Der ganz gebliebene Krug war mit einer sehr schmierichten Erde, worunter Knochen und Holzkohlen gemischt waren, angefüllt, und er hatte einen Deckel von Schiefer. Zwischen den Scherben der übrigen Krüge fand sich eben dasselbe. Die Arbeiter, welche sich von dem, was sie gefunden hatten, keinen Begriff machen konnten, wollten alles an Ort und Stelle liegen lassen. Einer von ihnen nahm aber doch den Krug nebst dem Donnerkeile und einigen Knochen und Eisenstücken des Abends mit nach Hause. Er wohnte in Weitmar, und weil er mit dem Prediger daselbst, Herrn Petersen, bekannt war, so gab er demselben alles und erzählte, wo und wie es gefunden sei. Gedachter Prediger, ein Mann von Kenntnissen auch jenseits des theologischen Faches, urtheilte gleich, daß im Ruhenthal eine alte Grabstätte und der thönerne Krug eine Urne sein müsse. Er nahm die Stätte in Augenschein, rettete von den verworfenen Sachen und Nesten des Alterthums, was er konnte, und als einer meiner besten Freunde sandte er mir alles als Geschenk zu und theilte mir mündlich seine Bemerkungen über das Lokale mit.

III.

Die Ansicht der ganz erhaltenen Urne, sowie der Scherben der übrigen, nebst der andern dabei gefundenen Sachen überzeugten mich sofort, daß sie nicht römischer, sondern germanischer

Abkunft seien und der Platz, wo sie gefunden waren, für eine uralte deutsche Grabstätte gehalten werden müsse, welche eine genauere Untersuchung verdiene; um desto mehr, da in dieser Provinz ein solcher Fund eine der größten Seltenheiten ist. Das erste war, daß ich die Arbeiter ersuchen ließ, das offene Loch nicht zuzuwerfen, sondern frei zu lassen und mit dem Bau der Mauer um die Kohlenniederlage einige Zeit einzuhalten. Dafür hatte aber der Herr Prediger Petersen schon von selbst gesorgt und dabei empfohlen, daß, wenn ja der Bau der Mauer nicht aufgehalten werden könnte, man doch ein deutliches Merkzeichen daran machen sollte, um genau die Stelle wiederfinden zu können, wo die Aschenkürrge gestanden. Hierauf gab ich gleich dem königlichen Oberbergamt in Wetter, in einer besonderen Vorstellung, wozu ich die Abzeichnung der Urne, des Donnerkeils und einiger Eisenstücke fügte, von jener Entdeckung Nachricht, legte auch eine Situationskarte bei, so weit mir das Deriliche bekannt war. Ich theilte meine Vermuthung zugleich mit, daß die Grabstätte wohl recht sehr alt sei und sich daselbst mehrere Urnen, sowie auch andere Sachen, z. B. Steine mit Inschriften und dergl. finden lassen müßten, welche ihren uralten germanischen Ursprung beweisen würden. Die Stellen im gedachten Thale, wo wahrscheinlich noch mehrere Grabstätten anzutreffen wären, waren zugleich in der Zeichnung bemerkt. Dem Oberbergamte stellte ich es übrigens anheim, ob es nicht der Mühe werth gehalten würde, durch geschickte und vorsichtige Arbeiter eine genaue Untersuchung zu verfügen, um die etwaigen vergrabenen Alterthümer zu Tage zu fördern. Ich erbot mich endlich auch zur Beschreibung und Erklärung desjenigen, was gefunden wäre und noch gefunden würde.

IV.

Meine Vorstellung wurde nicht allein mit allem Beifall aufgenommen, sondern auch gleich eine Summe Geldes zur Bestreitung der Arbeitskosten ausgesetzt und dem Herrn Bürgermeister Wünneberg, wohnhaft in Blankenstein, nahe beim Ruhenthal, der Auftrag ertheilt, durch eiliche geschickte Bergleute zuerst die Stätte, wo die Urnen gefunden waren, weiter nach- und ausgraben zu lassen, alsdann auch anderwärts im Thale diese Arbeit fortzusetzen, alles Gefundene aber, es scheine auch noch so unbeträchtlich, verwahrlich aufzuheben. Gedachter

Herr Bürgermeister Wünneberg nahm sich sofort mit desto größerem Eifer der Sache an, da er selbst ein großer Kenner und Liebhaber der Alterthümer ist, und nach mit mir genommener Absprache ließ er die Untersuchung unter seiner eigenen Aufsicht anfangen. Ungefähr am Ende Octobers benachrichtigte er mich schriftlich, daß nicht allein die erstentdeckte Grabstätte bis auf den Grund durchsucht wäre, sondern man auch hinter derselben einen andern ähnlichen verschütteten Gang zwischen zwei Mauern angetroffen, und nicht allein mehrere Urnen, sondern auch, nebst verschiedenen andern Sachen, besonders einen Stein mit eingehauenen Charakteren gefunden habe, welche man nicht lesen könne. Ich begab mich des andern Tags an Ort und Stelle, um alles in Augenschein zu nehmen, und besah die offene Grabstätte nebst dem andern gefundenen Gange, sowie auch die übrigen Sachen, welche in einer verschlossenen Kiste aufbewahrt waren.

V.

Die Königliche Kriegs- und Domainenkammer in Hamm, welche die Entdeckung dieser, in unserer Provinz seltenen Erscheinung erfahren hatte, hielt solche ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth und verlangte einen Bericht davon, welchen ich auch, so gut und vollständig, als noch zur Zeit möglich war, eingab. Das bald darauf einfallende Regenwetter war Schuld, daß man die fernere Nachgrabung und Untersuchung einstellen und bis zur günstigeren Zeit aufschieben mußte. Was aber bisher in der Grabstätte gefunden wurde, ist folgendes:

- 1) Eine ganz unverlezt erhaltene Urne.
- 2) Viele Scherben von mehreren Urnen, wovon eine vorzüglich groß gewesen sein muß.
- 3) Viele Ziegelsteine und Platten von Schiefer.
- 4) Seifenhafte Fettklumpen in den Urnen.
- 5) Holzkohlen.
- 6) Knochen von Pferden und
- 7) Knochen von Menschen, welche größtentheils verbrannt waren.
- 8) Viele verrostete Eisenstücke von alten Waffen und Pferdegeschirr.
- 9) Eine kleine zerbröckelte Schale von Silber; vermuthlich eine Opferschale.

- 10) Ein sogenannter Donnerkeil; eigentlich ein steinernes Opfermesser.
- 11) Ein Stein, wie eine Zunge gestaltet; vermuthlich ein Schleifstein.
- 12) Ein dicker Feuerstein.
- 13) Ein plattrunder steinerner Knopf mit einem Loche; ohne Zweifel ein Wirbel zum Garnspinnen.
- 14) Ein kleiner eiserner Knopf, welcher vermuthlich als Hals- oder Ohrgehänge gedient hat.
- 15) Zwei versteinerte Fischzähne, nebst einem andern zahnförmigen Stifte. Sie scheinen statt der Hefnadel gebraucht zu sein.
- 16) Ein zimmerner Haarspieß.
- 17) Etwas von einem weißen Pulver. Es scheint, daß es Perlenkalk ist.
- 18) Ein kleines Stück, welches einem Hörnlein ähnlich und vermuthlich eine Krallen von einer Bären- oder Wolfstaste ist.
- 19) Ein mit fremden Charakteren bezeichneter großer Stein; sie sind altrunische Buchstaben*).

VI.

Es sind zwar über der Grabstätte nahe bei der Erdoberfläche und in der Gegend derselben noch einige Stücke gefunden, z. B. große verrostete Thürangeln und dergl. Diese sind aber Ueberbleibsel von dem hier selbst gestandenen, durch die Grafen von der Mark zerstörten Schlosse, dessen unter I. erwähnt ist, und sie haben mit den tiefer in der Erde und der Grabstätte selbst gefundenen keine Gemeinschaft. Wenn aber, wie ich nicht zweifle, bei weiterer Nachsuchung noch mehrere wirkliche Leichenalterthümer entdeckt werden: so wird die Nachricht und Beschreibung davon in einer besonderen Schrift künftig ebenfalls von mir mitgetheilt werden.

VII.

Allgemeine Bemerkung über die ruhenthallische Grabstätte.

Daß die im Ruhenthale gefundene ausgemauerte Stätte ein wirkliches Grab sei, und daß solches nicht Ueberbleibsel von Leichen, welche im eigentlichen Verstande begraben worden,

*) Vergl. Tafel I und II.

sondern solche enthalten habe, welche verbrannt waren, dieses ist gewiß. Ebenso gewiß ist es, daß dieses Grab nur eines von beiden, nämlich entweder ein altrömisches, oder ein altgermanisches sein könne. Ich werde mich bemühen, zu beweisen, daß es eins der letztern Art sei, und deswegen zuerst etwas vom Verbrennen der Leichen überhaupt sagen, alsdann kürzlich die Leichengebräuche der Römer erzählen und sowohl die Sitten der alten Deutschen überhaupt, als besonders die Weise schildern, wie sie ihre Todten zur Erde bestattet haben. Die Vergleichung der Leichengebräuche beider Völker wird dann, wenn andere Beweisgründe mit zu Hülfe genommen werden, zeigen, daß die Grabstätte unbezweifelt eine germanische, auch von welchem alten deutschen Volksstamme, und zu welcher Zeit sie angelegt sei. Zuletzt werde ich eine genaue Beschreibung der Grabstätte selbst und der sämtlichen darin gefundenen Alterthümer, nebst einer befriedigenden Erklärung derselben mittheilen.

VIII.

Das Verbrennen der Todten

war schon bei den ältesten Griechen (obgleich nicht allgemein, denn sie begruben auch wohl ihre Leichen im eigentlichen Verstande) üblich. Einige leiten diesen Gebrauch von dem Herkules her, welcher den Argens, der in einer Schlacht umgekommen war, verbrennen ließ und dessen Asche und Knochenreste er dem Vater des letzteren sandte. Wenigstens erhellel aus dem Thucydides, Lucian, Silius Italicus und andern alten Schriftstellern, daß schon die gedachten Griechen in den ältesten Zeiten, sogar zur Zeit des trojanischen Krieges, ihre Leichen verbrannt haben. Sie zogen dieses dem Begraben darum vor, weil sie glaubten, es würde auf diese Weise die Seele von den Unreinigkeiten des Körpers am sichersten befreit und zu ihrem Urwesen zurückgebracht ¹⁾, auch daß Gott die Seele durch den gerade aufsteigenden Rauch zu sich zöge ²⁾.

IX.

Die Römer ahmten diesen Gebrauch nach, jedoch nicht eher, als nach den Zeiten des Sylla ³⁾; denn vorher zog man das

¹⁾ Kirchmann de funeribus Roman. L. I. C. I.; Nettelblatt theses de variis mortuos sepeliendi modis.

²⁾ Keisler in antiquitat. pag. 115.

³⁾ Plinius L. VII. C. LIV.

Begraben dem Verbrennen vor. Gedachter Sylla mißhandelte die Leiche des C. Marius; um solche Verletzung der Todten und zugleich das Auszcharren und Zerreißen derselben von Thieren zu verhüten, befahl der Patrizier Cornelius zuerst unter den republikanischen Römern, seinen Körper nach dem Tode zu verbrennen¹⁾. Jedoch findet man auch frühere Beispiele von Verbrennung der Leichen²⁾.

X.

Die Gallier und Deutschen verbrannten gleichfalls ihre Todten³⁾.

Daß sie diesen Gebrauch von den Römern gelernt haben sollten, ist nicht wahrscheinlich. Er scheint älter zu sein als die Zeit, da sie mit den Römern Umgang bekamen, und ihr Haß gegen diese war zu groß, als daß sie wichtige Gebräuche und Sitten von ihnen sollten angenommen haben. Von den Scythen, mit welchen die Deutschen verwandt waren und viele Gebräuche gemein hatten, ja, von welchen sie abstammten, wie in der Folge gezeigt werden soll, haben sie das Verbrennen der Leichen auch nicht gelernt; denn die Scythen verbrannten ihre Todten nicht, sondern fraßen sie auf⁴⁾ oder hingen sie an die Bäume⁵⁾. Von den Aegyptern konnten sie diesen Gebrauch auch nicht haben, denn diese balsamirten und begruben ihre Leichen und verabscheuten das Verbrennen⁶⁾. Ebenso wenig stammt dieser Gebrauch von den Juden, denn diese beerdigten ihre Leichen im eigentlichen Verstande, wie bekannt ist. Es müssen also die Gallier und Germanen den Gebrauch des Leichenverbrennens anders woher, vermuthlich früher als die Römer, wahrscheinlich von den Griechen angenommen haben, deren Buchstaben sie sich auch bedienten⁷⁾ und welche eine Pflanzstadt in Marseille angelegt hatten⁸⁾.

¹⁾ Cicero L. II. de legibus.

²⁾ Virgil Aeneid. L. XI.; Ovid Fast. L. VI.

³⁾ Julius Caesar de bello gall. L. VI; Tacitus de moribus German. § 8.

⁴⁾ Lucian *ὡς ἐνέδης*; Tertullian. Apologet. C. IX.

⁵⁾ Statius L. XIII.

⁶⁾ Herodot. ex III. Musa. Laërtius in proœmino.

⁷⁾ Julius Caesar de bello gall. L. IV.

⁸⁾ Allgemeine Weltkist. 17. Theil, S. 46, Anmerkung Q.

XI.

Bei einigen indianischen Völkern, z. B. den Indostanern, Arrakanern und den Einwohnern des Königreichs Laos ist noch jetzt das Verbrennen der Leichen üblich¹⁾. Rumpf²⁾ versichert, daß man in Indien oft grüne und gelbe Töpfe aus der Erde grabe, welche er für Urnen hält; es muß folglich das Verbrennen der Leichen daselbst in ältern Zeiten schon gebräuchlich gewesen sein. In Mexiko pflegte man entweder die Todten zu begraben oder zu verbrennen, und man legte der Leiche allerlei Sachen³⁾ bei. Bei einigen Völkern von der Religion des Brama verbrennen sich sogar die Witwen mit ihren verstorbenen Männern noch jetzt⁴⁾.

XII.

Meines Erachtens nach ist das Verbrennen der Leichen so unvernünftig nicht, als man vielleicht glaubt. Unsere Leiber werden doch endlich in ihre Urstoffe aufgelöst. Ob diese Auflösung durch einen langsamen Verbrennungsprozeß, durch Fäulung geschehe, oder durch einen geschwinden des Holzfeuers, dieses wird doch wohl gleichgültig sein. Der Körper ist der unbeträchtlichste Theil des Ichs, und der Allmächtige, welcher dereinst uns mit verklärten Leibern, nach der Versicherung des Apostels Paulus⁵⁾, beglücken wird, kann ebenso leicht aus den Theilen, welche durch Wirkung des Feuers zerlegt oder zerstreut sind, einen reinen Körper zusammenfügen, als aus denjenigen, welche in der Erde zerlegt wurden.

XIII.

Im größten Theile von Europa hat das Verbrennen der Leichen seit der Zeit aufgehört, da die christliche Religion die Oberhand bekam. Nur im nördlichen Theile währte solcher Gebrauch noch lange nach Einführung des Christenthums fort; denn in Pethra fand man in den Aschenkrügen Münzen vom Kaiser Ludwig dem Frommen und den englischen Königen Anud

¹⁾ Deutsche Encyclopädie. 3. Bd. Tit. Begräbniß anderer Völker.

²⁾ Naritätenkammer S. 239.

³⁾ Neue Quartalschrift zum Unterricht und zur Unterhaltung. 3. Stück.

⁴⁾ Bruce. Nachrichten von seinen Reisen. 7. Buch.

⁵⁾ 1. Corinth. 15, 35. Phil. 3, 21 usw.

und Ethelred¹⁾. Zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des jüngern war jener Gebrauch bei den Römern schon gänzlich abgeschafft²⁾, sowie die meisten andern heidnischen Gebräuche, wider welche, obgleich manche unschuldig und gleichgültig waren und ohne Nachtheil des Christenthums hätten beibehalten werden können, die damaligen Religionslehrer oder Kirchenväter sehr eiferten; wie man in ihren Schriften, besonders in den Tertullianischen lesen kann. Bei den Deutschen währte das Leichenverbrennen noch eine Zeit länger als bei den Römern; nämlich so lange, bis das Christenthum auch bei ihnen eingeführt war. Letztere³⁾ kostete viele Mühe, weil die alten Deutschen ihrem alten Gottesdienste, sowie andern alten Gebräuchen hartnäckig angingen. Kaiser Karl der Große trieb dieses Befehrungsgeschäft im achten Jahrhundert bekanntlich sehr eifrig, jedoch weniger durch seine geistlichen Apostel und Lehrer, als vielmehr und kräftiger durch seine gewaffneten Missionare, mit welchen er, das Schwert in der Faust, die Sachsen in den Schaffall Christi trieb, welche aber, sobald er mit seinem Heere abzog und sich anderswo beschäftigte, wiederum herausprangen und zu ihren alten Götzen und Sitten zurückkehrten. Endlich gelang es ihm doch, die Sachsen unters Joch zu bringen, nachdem er ihren tapfern Herzog Wittekind gänzlich überwunden hatte. Er zerstörte die Götzenbilder, z. B. die Irmenensäule zu Heresburg, den Erdo bei Goslar, die Luna zu Lüneburg und mehrere andere³⁾. Er schickte auch eine ansehnliche Menge der Widerspenstigen als Kolonisten in andere Länder, stiftete dagegen, zur Befräftigung der Neubefehrten, mehrere Bisthümer, setzte auch Herren und Gewaltige ein, welche mit dem Stabe Wehe die Abtrünnigen in Ordnung halten und strafen mußten. Dieses ist der Ursprung der Grafen, Markgrafen usw. Einige Jahrhunderte nachher scheint das Behmgericht eingesetzt zu sein, welches hauptsächlich auch die vom christlichen Glauben Abgefallenen mit Strick und Dolch heimlich verfolgte. Denn obgleich viele deutsche Heiden der christlichen Religion aus bloßer Furcht öffentlich beitraten, so trieben doch manche ihre vorigen abgöttischen Gebräuche im Stillen und kamen zur nächtlichen Zeit, besonders an verborgenen Orten, zusammen. Die Sagen

¹⁾ Wormius Monument. danic. pag. 41—440.

²⁾ Macrobius L. VII. C. VII.]

³⁾ Schedius de Diis German. Syngamm. III.

von den Heldenversammlungen auf dem Blyberge haben sicherlich davon den Ursprung, weil sich daselbst, zu gewissen Zeiten, die heimlichen Heiden, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, einfanden und ihr Unwesen mit Opferfeuern, Tänzen und Schmäusen trieben. Bei Abschaffung des Heidenthums der Germanen, welche damals größtentheils den Namen der Sachsen führten, verbot auch Karl der Große das Verbrennen der Leichen bei Lebensstrafe¹⁾. Man kann also ganz zuverlässig annehmen, daß wenigstens von dieser Zeit des achten Jahrhunderts an das Verbrennen der Todten auch in unserer Gegend aufgehört habe, und daß, wenn etwa Aschentrüge hier selbst in Grabstätten angetroffen werden, solche wenigstens älter sein müssen als die Einführung des Christenthums in unserm Lande ist. Was jedoch die Ruhenthalsche Grabstätte betrifft, so werde ich nachher zeigen, daß solche in ein noch viel graueres Alter gehöre.

XIV.

Die Leichengebräuche der Griechen und Römer.

hatten viel Nührendes und noch jetzt für uns Lehrreiches. Es ging sehr feierlich zu, wenn sie ihre Todten der Mutter Erde wiedergaben. Todte Kinder, welche noch nicht gezahnt hatten, wurden nicht verbrannt, sondern bloß begraben²⁾. Auch die vom Blitz Getödteten begrub man an Ort und Stelle, wo sie erschlagen waren, ohne Verbrennung und andere Weitläufigkeit³⁾; aber bei ihren andern Leichen war meistens das Ceremoniell kürzlich folgendes.

XV.

Wenn der Mensch verschieden war, so nahm man die Leiche auf den Schooß, küßte sie, drückte ihr die Augen zu, welche man doch auf dem Scheiterhaufen wieder offen machte, und legte sie auf ein Paradebett. Die Siegelringe wurden abgezogen, aber diese gab man doch nachher dem Verbrannten mit in die Erde. Die Leiche wurde gewaschen, mit Balsam und gewürzhaften Salben geschmiert und mit festlichen Klei-

¹⁾ Neueste Mannigfaltigkeiten. 110. Woche.

²⁾ Plinius L. VII. C. XVI.

³⁾ Plinius L. II. C. LIV.

dern, meistens von weißer Farbe, gekleidet, ihr auch eine ehrbare Stellung im Tode gegeben. Man setzte ihr Kränze und Kronen auf, auch das Paradebett und selbst nachher der Scheiterhaufen wurde mit Kränzen und Blumen geziert. Die Leiche stand frei im Vorhause, und zwar nahe an der Thür, nach welcher die Füße hingekehrt waren. Daß man eine Wache dabei gestellt habe, um alle Beschädigung derselben abzuwehren, versteht sich von selbst. Die Beistehenden schriegen oft laut, um den vielleicht Scheintodten wieder ins Leben zurückzubringen. Dieses laute Schreien wurde sogar kurz vor der Verbrennung wiederholt. Das Sterbehaus wurde mit einem davorgesteckten Zweig von Cyressen oder Fichten bezeichnet.

XVI.

Sieben Tage behielt man, zwar nicht immer, aber doch gewöhnlich, die Leiche im Hause, und am achten brachte man sie erst zum Scheiterhaufen, um sowohl während dieser Zeit alle Anstalten herrichten zu können, als auch das Lebendigverbrennen zu verhüten; denn man hatte Beispiele, daß vermeintliche Todte noch auf dem Scheiterhaufen wieder ins Leben zurückgekehrt sind. Ein Ausrufer kündigte öffentlich den Tod des Bürgers oder der Bürgerin an und lud zur Begleitung der Leiche ein. Das Heraustragen derselben geschah meistens zur Nachtzeit beim Fackel- oder Wachslichterschein oder in der Morgendämmerung. Voraus gingen Pfeifer, Trompeter und Sänger, besonders Klageweiber, welche gedungen waren, zu heulen und Lieder zu Ehre des Verstorbenen abzusingen. Zuweilen wurden auch Possenreißer und Tänzer zur Begleitung mitgenommen. Dann folgten die Freigelassenen und Knechte. Bilder der Götter und Vorfahren, auch Siegeszeichen wurden nach Gebühr gleichfalls vorangetragen. Die Leiche selbst trugen gewöhnlich die nächsten Erben auf einer Bahre auf ihren entblößten Schultern *). Der Träger waren 6, 8 oder mehrere, zuweilen aber nur 4, wenn die Leiche vom geringen Stande war. War das Angesicht des Erblassers nicht sehr entstellt, so ließ man es bloß, sonst bedeckte man die ganze Leiche mit einem Tuche. Zuweilen schminkte man das Gesicht

*) Horat. L. II. Satyr. V.

der todten Weiber und Mädchen. Die Begleitung war meistens zahlreich, denn nicht allein Verwandte und Freunde beiderlei Geschlechts gingen mit, sondern auch viele aus dem Volke. Priester gingen nicht mit, als höchstens etwa im außerordentlichen Falle, wie z. B. bei der Leiche des Königs Numa nach Plutarchs Versicherung. Arme Leichen hatten wenige Begleiter. Man hielt es sogar für nicht reputirlich, unbekannte Leichen zu begleiten, ja, es war solches sogar durch Gesetze verboten *). Vornehmen Leichen folgten ihre Reit- und Wagenpferde. Laut wurde geklagt, und viele Thränen wurden nicht allein vor dem Austragen, sondern auch bei der Begleitung der Leiche vergossen. Man sammelte die Thränen in besonderen Gefäßen, gewöhnlich von Glas, und diese gab man den Leichen mit ins Grab. Man findet solche Thränengefäße oder Thränengläser oft bei den römischen Urnen. Die trauernden Begleiter, besonders die Weiber, zerkrakten sich mit ihren Nägeln die Brüste und das Gesicht, obgleich solches durch Gesetze verboten war **). Einige Leidtragende stießen aus Ungeduld Klagen und Schimpfworte gegen die Götter aus wegen des Verlustes ihrer Lieben. Sie vergriffen sich sogar an den Bildsäulen, Altären und Tempeln. Die Weiber ließen ihre Haare ungebunden um den Kopf hängen, rissen sie auch wohl aus oder streueten Staub und Asche darauf. Daß sie ihre Kleider zerrißen, versteht sich von selbst, denn das war schon eine uralte Sitte, auch bei den Morgenländern. Die Männer ließen in der größten Traurigkeit ihre Haare und Bärte wachsen und schmutzig werden. Manchmal mußten Haare und Bart es auf eine andere Weise mißgelen, nämlich sie schoren sie ab, sogar die Augenbrauen. Die abgeschorenen Haare opferten sie gleichsam dem Todten, legten solche auf seinen Körper oder auf sein Grab oder ließen es auf dem Scheiterhaufen mit verbrennen. Die Söhne des Todten verhüllten beim Leichenzuge ihre Gesichter, zogen auch wohl weibliche Kleider an; die Töchter aber gingen unverhüllt, da sie doch sonst verhüllt erschienen. Diese umgeänderte Kleidertracht war ein großes Zeichen der Trauer; darum legte man auch alle Zierrathen und prächtige Kleider ab und verwechselte sie mit schlechtern. Die Trauerkleider waren bei Männern immer

*) Cicero de legibus.

**) Cicero ibidem.

schwarz und von Wolle, bei den Weibern aber gewöhnlich weiß. Die Trauerzeit währte selten über ein Jahr. Das Trauerkleid der Weiber, solange die Leiche noch im Hause sich befand, war besonders zugeschnitten und wurde nachher mit dem lieben Todten verbrannt. Man brachte gewöhnlich die Leiche erst auf den Markt und hielt da auf sie eine Lobrede. Die nächsten Verwandten thaten solches, wenn sie aber dazu nicht geschickt waren, so wurde es anderen aufgetragen. Demnächst trug man die Leiche nach dem Platze ihrer Verbrennung oder Begrabung, und zwar außerhalb der Stadt, obgleich in den ältesten Zeiten die Römer auch wohl ihre Leichen in Häusern in der Stadt begruben.

XVII.

Man hatte Privat- und öffentliche Begräbnißplätze. Erstere konnte jeder auf seinem Grunde und Boden, wo er wollte, anlegen; doch wählte man gemeiniglich nahe Wege und Landstraßen dazu und kaufte den Platz, wenn man ihn nicht schon als Eigenthum hatte. Zuweilen wurde der Platz geschenkt oder auf einem öffentlichen, dazu bestimmten Grunde angewiesen. Die Armen hatten aus dem gemeinen Fond einen schlechten, die verdienstvollen Männer aber einen prächtigen Platz im Campo martio. Auch die Urnen wurden manchmal aus dem öffentlichen Schatze gegeben, nicht allein den Armen, welche solche nicht bezahlen konnten, sondern auch Reichen, welche sich um den Staat verdient gemacht hatten. Nicht immer geschah das Verbrennen der Leiche an dem Orte des Begräbnisses der Asche. So wurde z. B. nach Suetons Bericht der Kaiser August in Campo martio zwar verbrannt, aber im Mausoleo begraben. Der Scheiterhaufen, worauf die Leiche verbrannt werden sollte, war von solchem Holze, welches leicht Feuer hielt, meistens von Fichten. (Es durfte nicht künstlich, sondern bloß roh behauen sein*). In spätern Jahren pflegte man das Holz auch zierlich zu bereiten und gar zu bemalen**). Um den Scheiterhaufen steckte man Cypressen, that auch andere wohlriechende Hölzer und Kräuter hinzu, um den Gestank der brennenden Leiche einigermaßen zu verbessern. Der Scheiterhaufen war in Gestalt eines Altars aufgerichtet, nach Stand und

*) Cicero L. II. de legibus.

**) Plinius L. XXXV. C. VII.

Würde der Person größer und höher oder kleiner und niedriger. Die Leiche wurde, sammt dem Bette, worauf sie getragen war, daraufgesetzt. Man küßte den Todten noch einmal zum Abschiede, öffnete ihm die zugebrückt gewesenen Augen, und die nächsten Anverwandten oder Freunde zündeten mit ihren Fackeln den Holzstoß an. Sie wandten bei dieser Anzündung die Gesichter ab, um zu zeigen, daß sie diese traurige Pflicht nicht mit Freuden, sondern nur aus Nothwendigkeit erfüllten. Nun wünschten sie einen günstigen Wind, damit der Todte bald von der Flamme verzehrt würde. Wenn letzteres geschah, so sahen sie es als ein Glück für denselben an. Wenn etwa zur Zeit der Pest oder des Krieges die Leichen häufig waren, so legten sie mehrere beisammen, jedoch so, daß allemal bei den männlichen ebenso viele weibliche Körper kamen, denn man glaubte, daß der weibliche Körper hitziger und fetter wäre und deswegen das Verbrennen der männlichen beförderte¹⁾. Die Leichengesellschaft ging oder lief drei Mal um den Scheiterhaufen herum, aber links, zum Zeichen der Trauer²⁾, mittlerweile der Leichnam von der Flamme verzehrt wurde. Es wurden allerlei Thiere geschlachtet und verbrannt, z. B. Ochsen, Pferde, Schafe, auch Vögel, z. B. Papageien, Nachtigallen, Amseln u. s. w., welche dem Verstorbenen lieb gewesen waren; sogar Sklaven und Gefangene. Einige Freunde und Geliebten opferten sich den Todten oft freiwillig, besonders Weiber³⁾. Daß die Weiber sich noch jetzt bei einigen indianischen Völkern mit ihren todten Männern verbrennen lassen, habe ich schon bemerkt; daß aber schon sehr lange solches in Indien gebräuchlich gewesen, sei, bezeugen mehrere alte Schriftsteller⁴⁾. Außerdem warfen die Freunde des Verstorbenen noch zum Opfer allerlei Sachen, welche dem Todten angenehm gewesen waren, nämlich seine kostbarsten Kleidungsstücke, andere Zierrathen, besonders auch seine Waffen auf das Feuer. Die Leichenbegleiter fügten oft ihre eigenen bei, sowie die Weiber ihre Trauerkleider. Auch wohlriechende Sachen, Myrrhen, Weihrauch, Kassien, Narden, Safran und andere Gewürze wurden häufig in die Flamme geworfen.

¹⁾ Macrobius L. VII. Saturnal. C. VII.

²⁾ Statius L. VI. Theb.

³⁾ Seneca L. II. Declam. II.

⁴⁾ Cicero V.; Tuscul. Aelian L. VII; Strabo L. XV. etc.

XVIII.

Wenn der Körper hinreichend verbrannt war und der Holzstoß ausgeflammt hatte, so suchte man sorgfältig die Knochenreste auf, besprengte dieselben und löschte die noch lodernden Kohlen mit Wein aus. Die nächsten Freunde und Verwandten lasen die Knochen zusammen und wuschen sie mit Wein, Milch, wohlriechenden Feuchtigkeiten und ihren Thränen, wickelten sie dann in Leinwand, und die Weiber steckten diese theuern Ueberreste zuweilen in ihren Busen. Kein Theil der Knochen durfte verloren gehen. Weil die geopfertn Thiere besonders auf den Scheiterhaufen gelegt waren, so konnte man die Knochen derselben leichtlich von den Reliquien der Leiche unterscheiden. Letztere wurden äußerst vorsichtig von der Holzasche und den Kohlen gereinigt, ehe sie in die Urne gethan wurden.

XIX.

Wenn eine Leiche ohne Verbrennung begraben wurde, so legte man sie in einen Sarg mit allem Sterbezierrath. Den Weibern gab man ihre Perlen und anderes Geschmeide mit. Daß man den verbrannten oder auch zu begrabenden Leichen Gold- und Geldmünzen mit ins Grab gab, war zwar in dem Gesetz der XII Tafeln verboten, indessen kam dieses Verbot in Vergessenheit, und man gab Gold und Münzen nach Vermögen und Willkür mit. Es war das Fahrgeld für den alten Schiffer Charon, welcher die Schatten über den Styx fuhr. Ebenso gab man der Leiche einen Honigtuchen mit, um dem Höllenhunde Cerberus das Maul zu stopfen, damit er den Schatten des Verstorbenen, ohne ihn anzubellen, freipassiren ließe.

XX.

Viele alte Völker, vermuthlich auch die Römer, pflegten ihre Leichen so zu begraben, daß das Gesicht gegen Osten gekehrt war. Sobald der Todte oder dessen Aschentopf begraben war, wünschte man ihm ein ewiges Fahrewohl! und jeder ging nach Hause. Den Wunsch: Salve, vale, ave findet man oft in den Grabschriften der Alten, sowie auch den Wunsch: daß dem Todten die Erde leicht sein möge. Den Feinden wünschte man eine schwere Erde. Gewöhnlich setzten die Römer ein Monument bei oder auf dem Grabe; wenigstens

einen Stein mit der Inschrift, welche den hier liegenden Todten benannte. Die Gräber der Armen waren in der bloßen Erde, die der Reichen aber kostbar erbaut, ausgemauert und im Grunde mit Steinen belegt. Auch unterirdische Gewölbe mit Thüren und Treppen, wie auch Höhlen, wurden als Gräber gebraucht. Man hat zuweilen solche noch in neuern Zeiten in Rom entdeckt und gefunden, daß darin die Urnen reihenweise geordnet waren¹⁾. Die Grabgebäude waren zuweilen hoch, zuweilen niedrig, auch wohl mit einer Mauer oder einem Zaune umgeben. Die Steine des Gebäudes waren bald von Marmor, bald von Thon oder andern schlechten Steinen. Die Grabsteine oder Denkmäler hatten in lateinischer, zuweilen auch in griechischer Sprache eine eingehauene Schrift, welche, außer dem Namen des Todten, sein Alter, seine Familie, seinen Stand, das Lob seiner Thaten und Tugenden u. s. w. bekannt machte. Viele solcher römischer Schriften sind jetzt vorhanden, auch sogar nicht weit von der Grafschaft Mark, nämlich im clevischen Lande, wo ehemals römische Legionen hauseten, gefunden²⁾. Auf den Grabsteinen wurden zuweilen auch Bilder mancherlei Art angebracht. Uebrigens wurden die Gräber heilig gehalten, und es stand eine Strafe auf die Verletzung oder Entweihung derselben. Noch weniger durfte man sich an der Asche oder den Gebeinen der Todten vergreifen oder das dem Todten mitgegebene Geld und dergl. wegnehmen.

XXI.

Auf den Gräbern pflegte man Trank und Speise mancher Art als Opfer hinzustellen für Lust der unterirdischen Schatten. Auch andere Völker pflegten darin den Römern nachzuahmen. Die alten Preußen setzten bei dem Todten Brod und eine Flasche Bier, damit die Seele zu essen und zu trinken haben möchte³⁾. Auch Rosen, Lilien und andere Blumen streuten die Römer auf's Grab, oder man krönte den Grabhügel damit, schüttete auch wohlriechende Salben darauf. Man zündete auch Lampen an, deren Flamme sorgfältig unterhalten wurde, und hing sie entweder bei dem Grabe auf oder gab sie mit ins

¹⁾ Martian. L. IV. Topograph. urb. rom.; Georg. Fabricius Roma C. XXI.

²⁾ Amusements des Eaux de Cleve.

³⁾ Meletius Epist. de religione Boruss.

Grab. Man findet sie gemeiniglich zugleich mit den römischen Urnen und nennt sie Grab- oder Todtenlampen. Licetus, Pancivolus und mehr andere Gelehrte haben behauptet, daß diese Lampen einen unverzehrbaren Docht und unverzehrbares Del gehabt hätten und man in neuern Zeiten solche noch brennend in entdeckten alten Gräbern angetroffen habe. Ein unverzehrbarer Docht mag wohl möglich sein, weil solcher aus Amianth oder Asbest verfertigt werden kann; aber ein unverzehrbares Del läßt sich nicht als möglich denken. Die Opferspeisen wurden entweder auf dem Grabe jedem Hungrigen preisgegeben, oder nahe dabei auf einem Plaze, welchen man die Küche (Culina) nannte, verbrannt. Außerdem stellten sie auch bei den Gräbern andere Schmausereien an zur Todtenfeier; der Verstorbene hatte oft dazu eine Geldsumme im Testament verordnet. Die Speisen waren gewöhnlich Brod, Fleisch, Eier, Brei, Bohnen, Linsen, Salat und Sellerie. Man gab auch beim Grabe Almosen und mancherlei Spiele, besonders Fechtspiele.

XXII.

Das Begraben der Todten war bei den Griechen und Römern etwas schlechterdings Nöthiges. Sie glaubten, daß der Schatten eines Unbegrabenen nicht über den Styx ins Elysium kommen könnte, weil er vom Fährmann Charon nicht in den Kahn genommen würde. Sie hielten es deswegen für eine große Sünde, welche sogar gesetzlich bestraft wurde, eine gefundene Leiche, wenn sie auch eine feindliche war, nicht zu begraben oder nicht wenigstens drei Händevoll Erde darauf zu werfen¹⁾. Julius Cäsar schob einmal das Verfolgen der Feinde drei Tage lang auf, um seine getödteten Soldaten zu begraben²⁾, und Tacitus erzählt, daß, als das römische Heer an dem Orte der varianischen Niederlage sechs Jahre hernach gekommen sei, wo die Gebeine der erschlagenen drei Legionen noch unbegraben lagen, es solche ohne Rücksicht, ob es römische oder feindliche Gebeine wären, begraben habe³⁾.

¹⁾ Valerius Max. L. IX.; Livius L. XXXIX.; Ammian. Marcell. L. XVII. etc.

²⁾ Julius Caesar de bello gall. L. I.

³⁾ Tacitus Annal. L. I.

XXIII.

So viel von den Leichengebräuchen der Römer. Um Weilläufigkeiten zu vermeiden, habe ich jedes einzelne Stück mit Zeugnissen aus Schriftstellern nicht belegen wollen. In der schätzbaren Kirchmannschen Schrift: *de funeribus Romanorum*, aus welcher ich hier vieles geschöpft habe, kann man alles ausführlich nebst den Ursachen, welche bei jeder einzelnen Leihencereemonie zu Grunde lagen, finden. Ich habe eine kurze Beschreibung davon hier geben wollen, daß man die Art der Beerdigung, welche bei den Germanen üblich war, damit vergleiche. Die Kenntniß der Leichengebräuche der Römer und Germanen gibt ein großes Licht in der Beurtheilung der Grabstätten des Alterthums, sowohl überhaupt als auch besonders derjenigen, welche im Ruhenthal gefunden sind, und ohne solche Kenntniß werden sich schwerlich die in alten Gräbern gefundenen Sachen erklären lassen. Ehe ich aber zur nähern Beschreibung der Leichengebräuche des alten deutschen Volks schreite, wird es nöthig sein, von der Lebensart und den Sitten und Gebräuchen desselben überhaupt etwas zu sagen, weil solches gleichfalls zu einer richtigen Erklärung der Ruhenthalschen sowohl, als jeder andern altdeutschen Grabstätte und der darin gefundenen Sachen dienet.

XXIV.

Von den Sitten und der Lebensart der Deutschen.

haben wir wenig gewisse Nachrichten. Was wir von ihnen nur kümmerlich wissen, verdanken wir bloß den römischen Schriftstellern, welche, seitdem die Deutschen mit den Römern Umgang bekamen und Kriege führten, uns Nachrichten von jenen aufbewahrt haben, die jedoch in vielen Stücken übertrieben und unecht sind, ja sogar zuweilen sich selbst widersprechen. Vaterländische deutsche Schriftsteller gab es in den ältesten Zeiten nicht, denn dieses Volk bekümmerte sich nicht um die Wissenschaften, wenigstens ist von ihnen nichts auf uns gekommen. Ob es wahr oder unwahr sei, daß sie sogar das Geheimniß der Buchstaben oder des Schreibens nicht einmal gekannt hätten, wie Tacitus *) zu versichern scheint, wird sich in der Folge bei Beschreibung des in der Grabstätte gefunde-

*) Tacitus *de moribus German.* § 6.

nen Steins zeigen. Von den Deutschen wissen wir zuverlässig, daß sie eine zahlreiche ¹⁾ mächtige Nation gewesen; selbständig und mit andern Völkern unvermischt ²⁾; tapfer, abgehärtet und ohne Todesfurcht ³⁾. Nie ist es den römischen Weltbezwingern geglückt, sie ganz zu besiegen; denn wenn sie auch einen oder andern Theil eroberten, so mußten sie doch bald wieder weichen, und tief in Germanien sind sie nie eingedrungen ⁴⁾. Sie waren sehr treu; weswegen auch, nach dem Berichte Suetons, Herodians, Flavius Josephs ⁵⁾ und mehrerer anderer Geschichtsschreiber, die römischen Kaiser Augustus, Vitellius, Golba, Caligula, Nero, Maximinus u. s. w. zu ihrer Leibwache Deutsche wählten. Ihre Abstammung von den Scythen ist höchst wahrscheinlich, und man glaubt, sie wären ehemals als einerlei Volk mit diesen angesehen worden ⁶⁾. So viel ist gewiß, daß die alten Deutschen mit den Scythen viele Gebräuche und Sitten gemein hatten, z. B. daß sie ihre Bündnisse mit ihrem Blute bestätigten, indem sie sich die Adern, besonders an der Stirn öffneten und solches mit andern Getränken vermischt tranken ⁷⁾, oder ihre Schwerter und Pfeile in Blut tauchten und dann solches unter ihre Getränke mischten ⁸⁾ u. s. w. Und wenn Tacitus ⁹⁾ die sonstigen guten Sitten der Deutschen rühmt und sagt, daß sie mehr gelten als anderswo gute Gesetze: so versichert eben dieses ein anderer Schriftsteller ¹⁰⁾ von den Scythen. Beide Völker verehrten auch göttlich die Erde und opferten Menschen ¹¹⁾.

XXV.

Das Klima der Germanen wird sehr rauh und un-

¹⁾ Solinus.

²⁾ Tacitus de moribus German. § 1.

³⁾ Egesipus L. II.; Seneca L. I. de iracund.; Orosius L. VI. Julius Caesar de bello gall. L. I.

⁴⁾ Schedius de Diis German. pag. 33.

⁵⁾ L. XIX.

⁶⁾ Strabo Geograph. L. XI; Plinius L. IV. C. XII.

⁷⁾ Athen. L. I. C. II.

⁸⁾ Herodot. L. IV. Pompon.; Mela L. II. C. I.

⁹⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

¹⁰⁾ Justin. ex Trogo L. II.

¹¹⁾ Herodot. in Melpom. verglichen mit Tacitus de moribus German. XIII. Julius Caesar de bello gall. L. VI.

angenehm geschildert¹⁾; feucht und windig, das Land voll Wälder und Sümpfe, arm an fruchtbaren Bäumen (Obstbäumen), obgleich fruchtbar an Vieh. Metalle hatten sie nicht, kaum Eisen zu ihren Waffen. Die wenigen silbernen Geschirre, welche sie hatten, erhielten sie durch Tausch oder als Geschenk von den Römern, bis sie von diesen auch nachher das Geld kennen lernten, da sie dann von ihnen so viel zu ziehen wußten, daß sich ganz Deutschland damit behelfen konnte; denn sie verkauften oft theuer den Frieden an die Römer für baares Geld²⁾. Sie zogen die alten Münzen, die noch zur Zeit der römischen Freiheit geschlagen waren, besonders solche, welche eingekerbte Ränder hatten, weil deren Echtheit des Stoffes leichter entdeckt werden konnte, den neuern vor³⁾. Sie gingen fast nackt, höchstens mit wilden Thierfellen bekleidet⁴⁾. Nur die reichsten hatten ordentliche, jedoch knapp zugeschnittene Kleider. Etwas besser waren die Weiber gekleidet, denn sie trugen ein Gewand von Linnen⁵⁾. Die Kleidung der Priester war weiß⁶⁾. Die Priesterinnen oder Arunen trugen einen linnenen Rock und ein weißes Kleid, welches mit ehernen Nadeln oder Heftspangen verbunden war, und dabei einen ehernen Gürtel⁷⁾.

XXVI.

Sie waren wild und unbändig⁸⁾ und zum Jähzorn geneigt⁹⁾. Alle ihre öffentlichen und Privathandlungen nahmen sie bewaffnet vor; sogar ihren gottesdienstlichen Verrichtungen und Freudenmahlen wohnten sie bewaffnet bei. Weil sie nun dem Trunke sehr ergeben waren, so entstanden oft Wunden und Todtschläge, ohne daß sie vorher eben mit Worten sich sonderlich gezanft hätten. Tag und Nacht hindurch zu trinken war keine Schande. Ihr Trank war Bier; sie verachteten aber auch den Wein nicht, wenn sie ihn von ihren Nachbarn

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 1 et § 2.

²⁾ Mascoy Geschichte der Deutschen. L. II.

³⁾ Tacitus de moribus German. § 5.

⁴⁾ Seneca L. I.; Tacitus § 6.

⁵⁾ Tacitus de moribus German.

⁶⁾ Plinius. L. XXIV.

⁷⁾ Aventin. Annal. Bojor. L. I.

⁸⁾ Flavius Vopiscus.

⁹⁾ Tacitus de moribus German. § 25.

bekommen konnten. Ihre Speisen waren wilde Baumfrüchte, Wildpret, Milch und Käse; alles einfach zugerichtet. Das Würfelspiel liebten sie leidenschaftlich ¹⁾.

XXVII.

Ehe die Römer in Deutschland kamen, hatten die Germanen keine ordentlichen Städte, sondern sie schlugen ihre Wohnplätze zerstreut da auf, wo es ihnen gefiel. Jede Wohnung war von der andern getrennt. Einige wählten unterirdische Höhlen zur Wohnung und zum Magazin für ihre Lebensmittel. Ihre Bedeckung war eine Art Mantel mit Fischgräten befestigt. Ihr Hausgeräth war ebenso geschmacklos ²⁾. Ihre Waffen waren gewöhnlich kurze Spieße, welche die Infanterie zugleich als Pfeile in der Ferne und als Spieße in der Nähe gebrauchen konnte. Schwerter hatten nicht alle. Die Reiterei führte bloß kurze Spieße oder Partisane und Schilde, welche mit Farben bemalt waren. Sehr wenige Soldaten hatten Panzer und Helme. Den Schild in der Schlacht zurückzulassen, hatte Infamie zur Folge. Wenn sie nicht kriegten, so vertrieben sie sich die Zeit mit Jagen ³⁾; denn in Deutschland waren viele wilde Thiere ⁴⁾. Oft faulenzten und schmauseten die Männer, mittlerweile war Ackerbau und Haushaltung den Weibern übertragen; jedoch munterten diese auch zum Streit auf und trugen den Kriegern Lebensmittel zu ⁵⁾. Vielweiberei war nicht Mode, außer nur etwa bei einigen Vornehmen. Waffen, Pferde und Ochsen waren die Morgengabe bei ehelichen Verbindungen. Ihre Keuschheit wird sehr gerühmt. Die Weiber gebrauchten weder Ammen noch Kinderwärterinnen, sondern jede Mutter nahm diese Pflicht selbst auf sich. Sie heiratheten spät ⁶⁾. Sie waren gastfrei. Ihre Jahreszeiten theilten sie bloß in Winter, Frühling und Sommer ein; den Namen des Herbstes kannten sie nicht ⁷⁾. Sie zählten und be-

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 22 u. § 24.

²⁾ Idem § 6.

³⁾ Idem § 2 u. 6.

⁴⁾ Julius Caesar de bello gall. L. VI.

⁵⁾ Tacitus de moribus German. § 17, 7.

⁶⁾ Idem § 20.

⁷⁾ Idem § 26.

stimmten die Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten ¹⁾. Dieses war so unvernünftig nicht; denn die Finsterniß oder die Nacht war eher als der Tag oder das Licht.

XXVIII.

Ihre Religion

war anfangs ganz simpel. Sie verehrten nur solche Gottheiten, welche sie mit Augen sahen und von welchen sie offenbaren Nutzen hatten, z. B. die Sonne, den Mond und besonders die Erde, welche sie Ertham oder Hertham nannten ²⁾. Der Mond wurde so in Ehren gehalten, daß sie vor dem Neumonde oder beim abnehmenden Mondlichte sich nie in Schlachten wagten oder mit andern wichtigen Sachen abgaben ³⁾. Auch den Merkur ehrten sie göttlich und brachten ihm Menschenopfer ⁴⁾. Man glaubt, daß dieses der Theutates gewesen sei ⁵⁾. So sollen sie auch später unter dem Namen Jesus den Mars verehrt haben ⁶⁾. Einige einzelne deutsche Völker hatten noch ihre besonderen Götter, welche sie von ihren Nachbarn aufnahmen. Die allerältesten Deutschen verehrten wahrscheinlich nur eine einzige Gottheit; wenigstens hatten sie von der Gottheit sehr lautere Begriffe. Sie hielten es für unanständig, davon Abbildungen zu machen oder sie in Tempeln einzuschließen; denn sie glaubten, der Gottheit sei alles offen und frei ⁷⁾. Indessen erwähnt doch gelegentlich Tacitus ⁸⁾ eines sehr berühmten Tempels der Tanfana im Lande der Marser, welchen die Römer von Grund aus zerstörten. Sonst wird allgemein versichert, daß die Deutschen zu ihren gottesdienstlichen Handlungen Haine und Wälder gewählt haben ⁹⁾, und zwar solche, wo alte und große Eichen standen ¹⁰⁾. Die Eichen selbst waren

¹⁾ Tacitus de moribus German. Julius Caesar de bello gall. L. VI.

²⁾ Julius Caesar loco citato; Tacitus de moribus German. § 40.

³⁾ Julius Caesar loco citato.

⁴⁾ Tacitus de moribus German. § 9.

⁵⁾ Lactantius L. I. C. XXXI.

⁶⁾ Schedius de Diis German.

⁷⁾ Cicero L. II. de legibus; Tacitus de moribus German. § 9.

⁸⁾ Tacitus Annal. I.

⁹⁾ Tacitus de moribus German. § 9.

¹⁰⁾ Plinius L. XVI. C. XLIV.

in der Folge bei ihnen heilig. Sie durften nicht verlegt werden¹⁾. Höchstens nahm man davon Zweige, welche zur Wahrsagerei gebraucht wurden. Auch die Altäre waren bei den Eichen²⁾. Einige nordische Völker hingen sogar ihre gestorbenen Könige an den Eichen, als heiligen Dertern, auf³⁾. Der an den Eichen wachsende Mistel war auch ein heiliges Kraut, welchem man übernatürliche Wirkungen zuschrieb⁴⁾. Als schon das Christenthum eingeführt war, mißbrauchte man noch die Eichen zur abgöttischen Verehrung und Zauberei. Der longobardische König Liutprand ließ bei Geldstrafe diesen Aberglauben durch ein besonderes Gesetz verbieten⁵⁾. Die heiligen Haine wurden nachmals von den Christen zerstört und an ihren Stellen Kirchen und Klöster errichtet. Daß die alten Deutschen den Göttern Menschenopfer brachten und aus dem Blute und Eingeweide derselben weissagten, wird von mehreren Schriftstellern bestätigt⁶⁾. Ihre Priester hieß man Druiden. Sie waren zugleich die Volkslehrer, eingeweiht in die Naturwissenschaft, in großen Ehren gehalten, und ihr Einfluß war nicht bloß auf Gottesdienst eingeschränkt, sondern sie wurden auch sonst bei allen wichtigen Handlungen zu Rathe gezogen, und ihr Urtheil hielt man für unfehlbar⁷⁾. Ihr Ansehen hörte zur Zeit des Kaisers Tiberius auf⁸⁾. Einen andern Orden der Gelehrten machten die Barden oder Sänger der Heldenthaten und des Lobes ihrer Götter aus⁹⁾. Denn bei aller Rohheit liebten sie doch Reim und Gesang¹⁰⁾. Sie hatten auch Priesterinnen oder Wahrsagerinnen, welche sie Alrunen nannten, die vorzüglich die Opfer schlachteten. Die Weiber waren überhaupt im großen Ansehen und mußten in wichtigen Fällen ihnen Rath geben; denn man glaubte, es wäre etwas

¹⁾ Crömer. L. XV.

²⁾ Tacitus Annal. L. I.

³⁾ Olaus Magn. L. XVI. C. XXXII.

⁴⁾ Schedius de Diis Germ. Syng. II. C. XXXVI.

⁵⁾ Schedius l. c. C. XXIV.

⁶⁾ Tacitus de moribus German. § 9; Julius Caesar L. VI.; Strabo L. IV. Lactantius L. I. C. XXI. Procopius L. IX. etc.

⁷⁾ Tacitus 10. Julius Caesar l. c. Strabo l. c.

⁸⁾ Plinius L. XXX. C. I.

⁹⁾ Strabo L. IV.

¹⁰⁾ Masow, Geschichte der Deutschen.

Göttliches in ihnen¹⁾. Der Name jener Priesterinnen ist noch bei uns durch die *Alraun* wurzel erhalten, mit welcher hier und da abergläubische Pöffen getrieben werden.

XXIX.

So klein die Zahl der ältesten deutschen Götter war, so vermehrte man dieselbe doch, seitdem die Germanen mit den Römern näher bekannt wurden. Einige Vornehme ließen ihre jungen Leute in Rom erziehen und sogar in die römischen Religions-Geheimnisse einweihen²⁾. Durch diese wurden allgemach die römischen Gottheiten eingeführt. In der Folge errichteten sie auch ihren verstorbenen Königen und Helden Bildsäulen und Altäre und verehrten sie als Götter. Die

berühmte Irmensäule

war nach aller Wahrscheinlichkeit ein Gözenbild, welches dem Arminius oder Hermann zur Ehre errichtet wurde, weil er der Retter des Vaterlandes war und den Varus schlug. *Nadagast*, ein slavischer Göze; *Rugevieth*, *Porevieth* und *Porenut*, rügische Gözen; *Flinz*, ein vandalischer, *Ba-sanwow*, ein sicambrischer, *Prono*, *Suantovit* und mehrere andere, zur Zeit der Sachsen berühmte Gözenbilder, welche von Christen zerstört wurden, waren ursprünglich vaterländische Helden³⁾. Unter der Benennung anderer bekannten deutschen Abgötter, z. B. *Crodo*, *Triglas*, *Hernebug*, *Siema* usw. scheinen römische Götter verborgen zu sein.

XXX.

Der berühmteste Gott

der mitternächtlichen oder nordischen Völker war *Odin*, *Oden*, *Wodan*, *Guodan* oder *Othin*⁴⁾. Er war bei ihnen der Vater der Götter und wurde deswegen mit dem Beinamen *Alfadir*, *Alvater*, beehrt. Er hatte nach ihrer Vorstellung nur ein Auge, ritt ein Pferd mit 10 Füßen, *Sleipner* genannt, und sein Trinkhorn hieß *Galliar*⁵⁾. Ihm wurden vorzüglich

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 3, 8; Julius Caesar de bello gall. L. I. Strabo geograph. L. VII.

²⁾ Tacitus Annal. L. I.

³⁾ Schedius de Diis German. Syng. IV.

⁴⁾ Keisleri Dissert. de cultu Solis, Frejae et Othini.

⁵⁾ Edda mytholog. 8.

Pferde zum Opfer gebracht. Einige schreiben ihm die Erfindung der Buchstaben zu ¹⁾, jedoch mit Unrecht. Nach ihrem Tode mit Odin zu schmausen, hielten sie für die größte Glückseligkeit, und sie glaubten, daß der gewisseste Weg nach Valhalla oder nach ihrem Elhsium wäre, wenn sie im Felde oder in der Schlacht stürben. Alles dieses erzählt uns die Edda weitläufiger, welche die Mythologie der alten nordischen Völker in Liedern und Erzählungen enthält; die Verfasser oder Compilatoren derselben sollen Säm und Frode und Snorro Sturlä sein. Ersterer war im Jahre Christi 1057, letzterer 1170 geboren ²⁾. Nach der Meinung einiger Gelehrten sollen die nordischen Völker im grauesten Alterthum schon unter dem Namen Othin die Sonne verstanden und verehrt haben, weßwegen sie dann auch denselben als einäugig vorstellen ³⁾. Gewisser aber ist es, daß Odin menschlicher Abkunft war und vergöttert wurde. Er war nach dem Berichte der Edda vom thrasischen königlichen Stamme. Nach andern war er von aligothischer Abkunft, und er soll im Lande der Turcilingen, einer deutschen Nation, als Oberpriester anfangs regiert, und nachher mit einem zahlreichen Heere alle benachbarte nördliche und östliche asiatische und europäische Länder erobert haben, welche er jedoch verließ und sich erst nach den westlichen Gegenden, endlich aber nach dem Sachsenlande südlich wandte und überall, wohin er kam, eine neue Lehre ausbreitete und sich als einen Gott verehren ließ ⁴⁾. Zuletzt wurde er König der Sachsen, welche ihn wegen seiner Vorzüge nach seinem Tode als ihren Hauptgott verehrten und seine Religion annahmen, die sich weit und breit erstreckte und ausdehnte. Sein Tod erfolgte in Schweden, und man verbrannte ihn mit aller Pracht und Ehrfurcht ⁵⁾. In Schweden, in der Gegend von Althalsala war sein Haupttempel, aus welchem viele Völker Orakelsprüche holten ⁶⁾. Die Verehrung der Hertha, des Thuit und anderer altdeutschen Gottheiten wurde durch seinen neuen Gottesdienst abgeschafft. Eines

¹⁾ Verelius Runograph. C. IV.

²⁾ Keisler de cultu Solis, Frejae et Othini. § 9 in Nota a.

³⁾ Idem 14. 16.

⁴⁾ Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 318.

⁵⁾ Edda.

⁶⁾ Saxo grammat. pag. 137.

seiner Geseke war, daß jeder Todte mit einem Theile seiner Geräthe und Schätze soll verbrannt werden, welches er alles hernach in Valhalla wieder finden würde¹⁾, woselbst sie dann mit ihm und andern Helden Bier und Meth überflüssig trinken sollten, und zwar von schönen Jungfrauen, Valkyriur genannt, kredenzt und in Hörnern oder auch in Schädeln ihrer Feinde eingesehnt. Dabei würden sie Schweinefleisch essen und Spielsämpfe mit den in ihre Gräber gelegten Waffen, sowie mancherlei lustige Uebungen anstellen. Die Lebenszeit des Odins ist das dritte christliche Jahrhundert.

XXXI.

Unter mehreren übrigen Gottheiten, besonders der Sachsen, nach dem 3ten Jahrhundert, war Thor, angeblich ein Sohn des Odins, und Frigg oder Freia, dessen Gemahlin, berühmt. Nach den Göttern benannten sie ihre Wochentage. Der Sonntag hatte seinen Namen von der Sonne; der Montag vom Monde; der Dienstag von Thuisco oder von Thysja, einer Göttin der Gerechtigkeit und Gemahlin des Thor; der Mittwoch (Wondstag) vom Wodan oder Odin; der Donnerstag von Thor, dem Gott des Donners und der Luft; der Freitag von der Freia; der Samstag (Saterdag) vom Erodo oder Saeter²⁾.

XXXII.

Die Leichengebräuche der alten Deutschen

waren nicht so prächtig und umständlich als bei den Römern. Sie hielten zwar ihre Todten in großen Ehren, ließen sogar die in Schlachten gefallenen nicht zurück³⁾; aber die Beerdigung derselben geschah in ihrer Art ganz einfach. Sie verbrannten ihre Todten, hielten aber kein prunkvolles Begräbniß. Den Scheiterhaufen verfertigten sie zwar bei Vornehmen aus gewissen Hölzern, aber es wurden doch weder Kleider noch Rauchwerk mit verbrannt. Jedem Todten gaben sie seine Waffen mit, und bei einigen wurde auch sein Pferd zugleich mit verbrannt. Auf dem Grabe wurde ein Rasenhügel errichtet. Eigentliche Monumente hielten sie für eine Ehre, welche den Todten beschwerlich und lästig sei, und deswegen verachteten sie solche.

¹⁾ Edda. Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 325 u. 326.

²⁾ Allgem. Welthist. 17. Thl. § 84.

³⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

Lautes Jammern und Weinen über den Todten hörte bald, stummer Schmerz und Traurigkeit langsamer auf. Für Weiber hielten sie das Trauern schicklich; für Männer aber das Andenken und Gedenken an den Todten. Diese kurze Schilderung von den Leichengebräuchen der Deutschen gibt uns Tacitus*). Julius Cäsar sagt von den Galliern**), daß ihre Leichenbegräbnisse prächtig und kostbar wären, und daß sie alles dasjenige, wovon sie wußten, daß es dem Verstorbenen in seinem Leben lieb gewesen, mit ins Feuer würfen und verbrannten; ja, noch kurz vor Cäsars Zeit gar Knechte und Lieblinge.

XXXIII.

Dieses sind die einzigen Nachrichten der römischen Schriftsteller von den Begräbniß-Gebräuchen der alten Deutschen und ihrer Nachbarn, der Gallier. Der scheinbare Widerspruch in der Erzählung des Tacitus und Cäsars läßt sich leicht heben, wenn man annimmt, daß die Gallier als etwas gebildete Völker mehr mit dem Luxus bekannt waren als die Germanen, folglich auch mehr Aufwand bei ihrem Leichenbrande machten, der, im Ganzen genommen, mit dem der Germanen doch übereinstimmte. Ob übrigens Tacitus sowohl als Cäsar alles genau beschrieben, ist ungewiß. Weil sie ihre Nachrichten über die Gebräuche der Gallier und Deutschen nur vom Hörensagen hatten, so haben sie vielleicht manches Erhebliche nicht angemerkt. Die Reliquien, welche man noch jetzt in den alten germanischen Gräbern antrifft und sich auch in dem Ruhenthalschen gefunden haben, entsprechen jedoch jener Schilderung des Cäsars und besonders des Tacitus. Je simpler solche gefundene Leichenreste sind, desto sicherer kann man auf das größere Alterthum der Gräber und daß sie den Zeiten des Cäsars und Tacitus näher sind, schließen. Denn in Gräbern, welche nach andern Beweisen gewiß germanisch sind, hat man auch wohl noch andere Sachen, außer Urnen, Knochen, Kohlen, Asche und Waffen gefunden, nämlich Ringe, Nadeln, Spangen, goldene Ketten u. dgl. Es scheint, daß der Aufwand schon damals, als diese Grabstätten angelegt wurden, selbst bei Leichenbeerdigungen gewachsen sei. Wenn Cäsar darin die Wahrheit sagt, daß die Gallier alles, was den Todten angenehm gewesen

*) Tacitus de moribus German. § 27.

**) Julius Caesar de bello gall. L. VI.

war, ihnen mitgaben: so läßt es sich sehr gut erklären, daß auch den weiblichen Leichen manches mit ins Grab gegeben wurde, was zu ihrem Puz im Leben gedient hatte. Deswegen findet man dann auch in den Gräbern der Deutschen, welche nahe Nachbarn der Gallier waren, dergleichen Puzsachen, wenn etwa in solchem Grabe eine weibliche Leiche beigelegt war. Sind diese Puzsachen nicht von Werth, sondern einfach und schlicht, so ist zu vermuthen, daß das Grab sehr alt sei; denn die alten Deutschen hatten wenig Kostbarkeiten. Im Gegentheil, wenn die in einem Grabe gefundenen Sachen kostbar sind: so muß man auf ein jüngeres Alter desselben schließen. Daß nicht bloß und allein die Gallier im eigentlichen Verstande, sondern auch die wahren Germanen, wenigstens bald nach der Zeit des Tacitus, ihren Leichen mancherlei Geräthe mit ins Grab gegeben haben, läßt sich auch daher schließen, weil die Deutschen steif und fest glaubten, daß die Seelen in der andern Welt alles wiederfinden würden, was ihnen als Leichen beigegeben wurde*). Deswegen ließ man es dem Todten wenigstens am Nöthigen, nämlich den Männern an Waffen und Pferden, so auch den Weibern an Puz und Hausrath nicht fehlen. Vor Odins Zeiten war vermuthlich diese Mitgift der Leichen nicht kostbar, aber nachher wurden sie kostbarer, weil man glaubte, daß Odin diejenigen am gnädigsten in Valhalla aufnahm, welche reichlich ausgestattet zu ihm kämen**).

XXXIV.

Die alten nordischen Schriftsteller bestätigen in ihren Nachrichten vom Begräbniß der nordischen Völker nicht allein die Nachrichten des Cäsars und Tacitus, sondern melden auch noch manches, was hierher gehört, nämlich, daß zuerst Odin, als er noch menschlicher König war, ausdrücklich befohlen habe, jeden todten Körper mit gewissen Feierlichkeiten zu verbrennen und dessen Asche in einem Leichenkrüge wohlverwahrt in die Erde zu setzen oder dieselbe in besonderen Fällen ins Meer zu werfen. Obgleich nun die Sitte der Verbrennung der Leichen schon lange vor Odins Zeit gebräuchlich war, so machte doch gedachter Odin zuerst daraus ein gottesdienstliches

*) Schüz. Lehrbegriff der alten deutschen und nordischen Völker vom Zustande der Seele nach dem Tode.

**) Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 330.

Werk, welches mehr Kosten erforderte. Er selbst verbrannte den Leichnam seines Sohnes Balder auf einem Scheiterhaufen, und zwar in einem Schiffe; die Umstehenden warfen darauf eine Menge von Kostbarkeiten, wozu König Odin selbst ermahnte. Er schleuderte auch einen goldenen Ring in die Flamme, und Balbers Pferd wurde mit verbrannt. Hatte der Todte keine Pferde, so zog man ihm hölzerne Schuhe an und kleidete ihn in seine gewöhnliche Kleidung und Rüstung, damit er gemächlich reise und wohlstandig in der andern Welt erscheine. Menschenopfer wurden dabei gebraucht. Die Ueberbleibsel von den verbrannten Leichen und den mitgegebenen Sachen wurden alsdann in Leichenfrüge gethan, nachdem man, um alles in die Urnen hineinzubringen, das abgebrannte Gerippe zerstoßen und die mitgegebenen Waffen und Zierrathen zerbrochen hatte. Die Urnen waren von Thon, Glas, Messing, Eisen, Marmor, Asbest, Thon mit Goldstaub vermengt, Gold, Bergkrystall, mit goldenen Reifen belegt und dergl. Zuweilen legte man die mitgegebenen Sachen bloß ins Grab und überschüttete solches mit Erde. Dofers setzte man Gefäße mit Bier und Speisen bei zum Unterhalt auf der Reise nach ihrem Himmel. Diejenigen, welche auf keine kriegerische Weise starben, wurden zwar verbrannt, aber man warf ihre Asche ins Wasser. Ebenso verfuhr man mit den Dieben, besonders solchen, welche die Gräber bestahlen. Den Reichen und Vornehmen errichtete man Grabsteine und Denkmäler auf und um den Grabhügel, mit oder ohne Zierrathen und Inschriften; auch dichteten die Scalden oder Bardcn Lieder zur Ehre der verstorbenen Helden*).

XXXV.

Thränengläser findet man in echten alten deutschen Grabstätten nicht, weil, wie oben gesagt ist, die Deutschen überhaupt, wie in anderen Dingen, so auch bei Begräbnissen nicht viele Umstände machten und nur das vermeintlich Unentbehrliche den Leichen mitgaben. Theils auch, weil sie zur weiblichen Traurigkeit nicht gestimmt waren, von welcher die Thränengefäße ein sprechendes Zeichen sind. Grablampen legten sie auch nicht bei, theils weil ihre Gräber nicht inwendig offen oder wie Gewölbe gebaut waren, folglich darin keine Lampen hätten brennen können; größtentheils aber, weil ihre Begriffe von dem

*) Allgem. Weltkist. 32. Thl. S. 333 usw.

Zustande der Seele nach dem Tode mit den Begriffen der Römer über diesen Zustand nicht übereinstimmten; denn die Römer glaubten, daß angezündete Lichter den Manen aus mancherlei Ursachen nützlich und angenehm wären.

XXXVI.

Aus demjenigen, was ich bisher gesagt habe, sieht man, daß zwar die alten Deutschen in ihren Leichengebräuchen darin mit den Römern übereinstimmten, daß sie die Leichen verbrannten und in Aschentöpfen beisetzen; indessen waren in manchen anderen Stücken ihre Leichengebräuche doch von den römischen verschieden. Diese Verschiedenheit zeigt sich, nach ein Paar tausend Jahren, noch in den Gräbern beider Nationen und in ihren Todtenattributen, sodaß man leichtlich ein römisches Grab von einem alten deutschen unterscheiden kann. Die Ruhenthalsche Grabstätte ist demnach eine germanische und keine römische. Ich werde indessen die sämtlichen Gründe, woraus solches bewiesen werden kann, jetzt näher anführen.

XXXVII.

Beweisgründe, daß das Ruhenthalsche Grab ein altes germanisches und kein römisches sei.

1.

Es ist gewiß, daß niemals die Römer in dem Districte des Ruhenthals ordentlich gehaust haben. Nur bei ihren Marschen mögen die Legionen des Augustus, welche Arminius schlug, und nachher die Legionen, welche Germanicus anführte, auf kurze Zeit wohl denselben berührt haben. Lange gewohnt haben sie sicherlich in dieser Provinz nicht, es würden sonst wohl einige Spuren von ihnen zurückgelassen sein. Meines Wissens sind hier nie römische Alterthümer, z. B. Gedenksteine mit Inschriften oder dergleichen gefunden, wie doch im benachbarten clevischen Lande solches oft geschehen ist. Auch keine Spur von hier verehrten römischen Gottheiten, noch von Gebäuden, welche sie aufgerichtet hätten, ist, soviel ich weiß, hier vorhanden. Das älteste der Gebäude in hiesiger Gegend wird wohl die Synburg sein; diese ist aber jüngeren Ursprungs und nicht aus den Zeiten der Römer. Dagegen finden sich in dieser Gegend, und zwar nicht sehr weit vom Ruhenthale, manche Benennungen von Dörfern, welche deutlich zeigen, daß hier mehrere

germanische Gottheiten ehemals verehrt wurden. Unweit Hattungen ist ein Ort, unter den Eichen genannt, woselbst den Götzen geopfert sein soll¹⁾. Der Ort Herdike scheint ursprünglich die Eiche der Hertha, einer Hauptgöttin der Germanen, welche, sowie die anderen Götzen, unter Eichen verehrt wurde, zu bedeuten²⁾. Bei Bochum ist auch ein großer Teich, welcher Herdiken's Teich genannt wird, und nicht weit von Linden findet man einen sehr großen Stein, welcher der Horkenstein (wahrscheinlich Herdeichenstein) heißt und ein Altar gewesen zu sein scheint. Der Isenberg bei Hattungen scheint vom deutschen Gotte Hesus den Namen bekommen zu haben, welcher vielleicht auf dem Berge daselbst verehrt wurde, so wie das adeliche Haus Brenschede von dem bekannten Helben Brennus, welcher nachher unter dem Namen Prono vergöttert wurde. Es wäre sehr leicht, mehrere Beispiele dieser Art, welche in der Nähe sind, anzuführen. Der in der gelehrten Welt genug bekannte ehemalige hattungische Prediger Renatus Kortum hat vormals einen Entwurf zu einer Geschichte der hiesigen Gegend bekannt gemacht, und darin besonders von den Götzen, welche hier verehrt worden, handeln wollen³⁾; die Ausarbeitung der Geschichte, welche in Handschrift wirklich fertig gewesen sein soll, ist aber für unsere Gegend verloren. Einige wollen selbst die Benennung des Ruhenthal's von Erodo ableiten, welcher daselbst verehrt wurde. Mehrere außerordentlich große Steine werden auch noch nahebei gefunden, und es scheint, daß solche, sowie der obengedachte Horkenstein, Altäre gewesen sind. Dergleichen ist noch einer nahe bei Bochum am Brunstein und ein ähnlicher zwischen Bochum und Herbede, am Buschei genannt; es sind dicke Granitmassen. In der Ruhr, nahe beim Ruhenthal, befindet sich zwischen Ruinen und Mauern ebenfalls ein großer Stein, sowie in der Ruhr bei Witten. Ein vorzüglich merkwürdiger Stein liegt gleichfalls nahe bei Weitmar an einem Kreuzwege, am Fuße eines Berges in einem Eichenwalde. Es ist ebenfalls eine Granitart, und nach Berechnung seiner Größe beträgt er an Gewicht wenigstens 20000 Pfd. Vor der Reformation wurden nach demselben Prozessionen gehalten, und dabei stand eine Heiligenskapelle.

¹⁾ v. Steinens westf. Historie. 28. St., § 9, 4. Thl.

²⁾ v. Steinen l. c., 23. St. § 2.

³⁾ v. Steinens Quellen der westf. Historie.

XXXVIII.

2.

Das Dertliche der Grabstätte beweiset gleichfalls, daß sie eine germanische sei. Die Römer begruben ihre Todten nicht leicht auf unwegbaren Plätzen, sondern gern an öffentlichen Landstraßen und auf Stellen, welche nicht sehr abgelegen waren¹⁾: die Deutschen und andere nordische Völker aber lieber an Bässern und Flüssen; deswegen trifft man auch ihre Urnen gemeinlich nahe bei Flüssen an²⁾. Seit Obins Zeiten pflegten sie die Scheiterhaufen zur Verbrennung der Leichen in Schiffen anzulegen oder bedienten sich wenigstens einiger Theile von Schiffen zur Grundlage dazu³⁾. Das Ruhenthal ist sehr abgelegen von der Landstraße, fast unweegbar, ganz nahe an der Ruhr.

XXXIX.

3.

Die alte, sehr wahrscheinliche Sage, daß im gedachten Thale der Göze Grodo verehrt worden sei, gibt gleichfalls die Vermuthung, daß die Grabstätte eine deutsche sei. Ob hier ein allgemeiner Kirchhof oder nur ein einzelner Familien-Begräbnißplatz sei, wird nähere Untersuchung lehren. Ich vermuthe erstereß und glaube, daß die Benennung Ruhenthal ein Thal der Ruhe, oder nach dem westfälisch-märkischen Idiotismus Rauenthal ein Thal des Trauerns bedeute. Beides eignet sich für ein Thal, wo Todte begraben sind. Man will zwar diese Benennung anderswo herleiten, nämlich von der vorbeisfließenden Ruhr, woher es anfangs Ruhrthal geheißen⁴⁾, oder, wie oben gesagt ist, gar von Grodo, woher es Grudenthal, Rudenthal, oder wegen der blutigen Opfer Rothenthal genannt worden; allein meine obige Vermuthung scheint natürlicher. Daß Grodo hier selbst verehrt wurde, hält man indessen für gewiß. Man glaubt, dieser Abgott sei eigentlich der Saturn gewesen, weswegen er auch Sater benannt ist; ich glaube aber vielmehr, daß er ein Fluß- oder Wassergott der Deutschen

¹⁾ Kirchmann de funeribus Roman. L. II. C. XXII.

²⁾ Neueste Mannigfaltigkeiten. 110. Woche.

³⁾ Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 334 und 335.

⁴⁾ v. Steinens westf. Historie 4 Thl. 28. St. § 3.

gewesen ist. Er wurde stehend auf einem Fische, als dem vorzüglichsten Produkte der Flüsse, vorgestellt; in der einen Hand hielt er ein Rad, vielleicht als Symbol der Mühlen oder des schnellen Laufes der Flüsse; in der andern Hand hatte er einen Korb mit Früchten, als Symbol der Fruchtbarkeit des Wassers. Ein flatternder Gürtel, vielleicht die windige Beschaffenheit der Luft bei Flüssen anzudeuten, war um seine Lenden, und sein Kopf bloß und mit einem Neptunsbart¹⁾. Dieser Göze scheint seine Stelle als Wassergott auch bei anderen Flüssen hiesiger Gegend gehabt zu haben. Crudenburg an der Lippe hat von ihm den Namen. Man findet im Ruhenthal viele Reste von Mauern; ob solche aus Crodo's Zeit übrig sind oder von einem zerstörten Schlosse, ist ungewiß. Eine Kapelle ist vormalig hier selbst gewesen, welche man vielleicht auf die Stelle gebaut hatte, wo das Crodobild gestanden; denn es war gewöhnlich, daß die Christen an den Orten, wo die zerstörten Gözen verehrt waren, heilige, christliche Gebäude setzten.

XL.

4.

Die Gestalt der Urnen aus dem Ruhenthal kann ferner als Beweis dienen, daß die Grabstätte eine germanische sei. Die Form der römischen Urnen ist durchgängig zierlicher, wenigstens anders. Die im Ruhenthal gefundenen haben die genaueste Aehnlichkeit mit derjenigen, welche im Jahre 1674 an der polnischen Grenze gefunden, von Mellen²⁾ beschrieben und von Hoppel³⁾ in Kupfer (unter Nr. 4) nebst anderen Urnen abgebildet ist. Die Aehnlichkeit der gedachten sarmatischen Urne mit jenen des Ruhenthals läßt sich daher erklären, weil die Sarmater mit den Germanen vermischt und verwandt waren, indem beide Nationen von den Scythen abstammten und die Benennung der letztern endlich in den Namen der Sarmater und Germanen gänzlich überging⁴⁾.

¹⁾ Schedius de Diis German.

²⁾ Historia urnae sepulchral. Sarmat.

³⁾ Relation. curios. Part. IV.

⁴⁾ Plinius L. IV. C. XII; Strabo Geogr. L. XI. Allgem. Welt-
hist. 17. Thl. § 1.

XLII.

5.

Im Ruhenthalschen Grabe hat man weder Lanzen noch Thränengläser gefunden, welche doch gewöhnlich in den römischen Gräbern angetroffen werden. Die Grabstätte war auch obenher nicht gewölbt, wie meistens die römischen, sondern mit Erde ausgefüllt und bedeckt.

XLII.

6.

Die Römer sonderten sorgfältig die fremdartigen Theile, z. B. die Holzkohlen, von der Asche und dem Überbleibsel der Knochen, ehe sie diese in die Urne legten*). Die Deutschen waren bei der Sammlung der Leichenreste nicht so delikat. Die in den Urnen des Ruhenthals aufbehaltene Todtenasche und Knochenstücke waren mit kleinern und größern Stücken von Holzkohlen sehr stark vermischt.

XLIII.

7.

Geldmünzen, welche doch die Römer ihren Leichen mitzugeben pflegten und auch noch in römischen Gräbern gefunden werden, sind in der Ruhenthalschen Grabstätte gar nicht angetroffen. Die ältesten Germanen hatten vor ihrer Bekanntschaft mit den Römern keine Münzen. Dieser Umstand beweiset, daß gedachte Grabstätte schon vor der Zeit der Bekanntschaft der Deutschen mit den Römern angelegt sein müsse, folglich außerordentlich alt sei. Weil nach Julius Cäsars Bericht**) den Leichen alles mitgegeben wurde, was ihnen im Leben lieb gewesen war: so würde man auch wohl einige Münzen in diesem Grabe gefunden haben, wenn man damals, als es angelegt wurde, schon Münzen gehabt hätte.

XLIV.

8.

Auch andere Sachen von eigentlichem Werthe, welche man oft in den römischen Gräbern findet, fand man in jenem Grabe nicht. Eine kleine silberne Schale, nebst ein wenig

*) Kirchmann de funeribus Roman. L. III. C. VII.

**) Julius Caesar de bello gall. L. VI.

Perlenkalk, war alles, was man eigentlich dahin rechnen kann. Das Nähere hierüber wird in dem Abschnitte, welcher die gefundenen Sachen erläutert, gesagt werden.

XLV.

9.

Es sind in dem Ruhenthalschen Grabe außer den menschlichen Knochenresten auch mehrere Knochen von Pferden gefunden. Dieses entspricht der mehrmals angeführten Nachricht des Tacitus und Cäsars, daß die Deutschen hätten mit ihren Leichen zugleich Pferde begraben lassen. Ich werde nachher zeigen, daß diese Knochen von keinen andern als deutschen Pferden Ueberbleibsel sind.

XLVI.

10.

Ebenso verhält es sich mit den im gedachten Grabe gefundenen verrosteten Eisenstücken, welche Reste von Waffen und Pferdegeschirr sind. Denn Tacitus versichert, daß die Deutschen ihren Leichen die Waffen mit ins Grab gegeben haben. Folglich ist diese Grabstätte eine germanische. Jedoch der hiervon genommene Beweis ist nicht so wichtig, wie die andern; denn auch die alten Römer gaben ihren Leichen zuweilen Waffen mit.

XLVII.

11.

Ein starker Beweis, daß das Ruhenthalsche Grab ein alt-deutsches ist, ist das darin gefundene steinerne Opfermesser oder der sogenannte Ceraunit, welcher nachher näher beschrieben werden soll. So viel mir bekannt ist, hat man in echten römischen Gräbern dergleichen nie gefunden, wohl aber mehrmals in germanischen*). Weil bei den Deutschen das Eisen sowie andere Metalle selten waren, so waren sie freilich genöthigt, manches Geräthe, was man jetzt von Eisen schmiedet, von andern geschickten Stoffen zu verfertigen und unter andern sich scharf geschliffener Steine statt der Messer zu bedienen, so wie solches schon ältere Völker ebenfalls thaten**).

*) Happel relat. cur. Part. IV. Neueste Mannigf. 111. und 136. Woche.

**) 2. Buch Mos. 4, 25; Josua 5, 2 und 3.

XLVIII.

12.

Die Simplicität der übrigen gefundenen Sachen, welche ebenfalls nachher näher beschrieben werden sollen, bestätigt den alten germanischen Ursprung. In römischen Gräbern findet man, wo nicht kostbarere, doch wenigstens zierlichere Sachen, wenn dergleichen etwa den Todten mitgegeben waren. Zwar findet man in deutschen Gräbern zuweilen Ringe, Spangen, Hefte, Knöpfe u. dergl. von Metall, Elfenbein usw.*); es ist aber zu glauben, daß eben diese Gräber jünger sind als die Ruhenthalschen und erst damals angelegt wurden, da der durch die Bekanntschaft mit andern Völkern eingeführte Luxus solches verstattete.

XLIX.

13.

Ein in der oft gedachten Grabstätte gefundener Stein mit Charakteren gibt den bündigsten Beweis, daß sie eine altdeutsche sei. Es ist kein Zweifel, daß darauf eine Nachricht sich befinde, wer hier eigentlich begraben sei. Auch dieser Stein soll hernach genauer beschrieben werden. Die Charakteren oder Buchstaben sind, leider, nicht alle mehr leserlich; doch ist es gewiß und kennbar genug, daß sie runisch sind und der Stein eine Art von Grabstein vorstellen soll. Ihn muß ein Germane gemacht haben, und er muß für eine germanische Leiche bestimmt gewesen sein. Römer machten ihre Grabschriften mit römischen Buchstaben, welche, so alt sie auch sein und so viele Abbreviaturen sie auch haben mögen, sich doch erkennen und lesen lassen, wenn man darin eine kleine Uebung hat. Wäre hier ein Römer begraben, so würde er auch eine Grabschrift in lateinischer Sprache und mit lateinischen Buchstaben, höchstens in griechischer Sprache und mit griechischen Buchstaben, nicht aber mit runischen haben, deren sich nur die nordischen Völker bedienten.

L.

Daß das Ruhenthalsche Grab ein altes germanisches sei, ist also keinem Zweifel unterworfen. Nunmehr ist kürzlich die Frage zu beantworten:

*) Neueste Mannigf. loco citato; Happel relat. cur. l. c.

Von welchem germanischen Volke ist dieses Grab?

Das alte Germanien war ein weitläufiges Land. Seine Grenzen nach Westen waren der Rhein und der deutsche Ocean oder die Nordsee; nach Norden gleichfalls die Nordsee; nach Osten der finnische Meerbusen, der Sund und die Weichsel; nach Süden die Donau. So sagt Cluver¹⁾, und die Nachricht des Tacitus²⁾ von den Grenzen Germaniens stimmt damit ziemlich überein. Nachher sind noch Theile von Gallien und Sarmatten hinzugerechnet worden. In der allgemeinen Weltgeschichte³⁾ heißt es nach dem Bericht der römischen Schriftsteller, daß der Rhein die Deutschen gegen Abend von dem alten Gallien trenne, die Donau gegen Mittag, der hercynische Wald gegen Mitternacht, das germanische oder mitternächliche Meer gegen Nordwest, aber Scythien und Sarmatien gegen Morgen die Grenzen machten und die Deutschen mit diesen letztern Völkern an der Morgengrenze, sowie mit den Galliern an der Abendgrenze vermischt gewesen wären. Germanien hatte also in alten Zeiten einen ungeheuren Umfang und war viel größer als das jetzige eigentliche Deutschland.

LI.

Tacitus theilt⁴⁾ die Deutschen in drei Völkerschaften, nämlich in Isthävonier, Ingebonier und Hermionier. Plinius zählte zu diesen noch zwei andere, nämlich die Vandalen und Benciner oder Bastarner. In jeder Landschaft dieser fünf Völkerschaften hatten die Einwohner ihre eigenen und besonderen Namen, welche nach Zeit und Umständen, besonders weil sie oft aus einer Gegend in die andere zogen, umgeändert wurden, und welche alle anzuführen hier zweckwidrig sein würde. Man kann sie im Cluver⁵⁾ nachsehen. Nur von den Isthävonern bemerke ich, daß darunter die Friesen, Angrivarier, Chamaver, Ansibarii, Dulgibiner, Chassuarier, Marser, Tubanten, Marsacer, Ubier, Uspier, Tencterer, Sicamberer und Bructerer gehörten, welche Völker alle jetzt aber einen andern Namen führen.

¹⁾ Introd. in Geogr. vet. et nov. L. III. C. I.

²⁾ Tacitus de moribus German. § 1.

³⁾ 17. Thl. § 3.

⁴⁾ Tacitus de moribus German. § 1.

⁵⁾ Introd. in Geogr. vet. et nov. L. III.

LII.

Die Sicambrer und Bructerer

sind hier am interessantesten, weil es gewiß ist, daß sie die Gegend, in welcher die Ruhenthalsche Grabstätte liegt, bewohnt haben. Denn die Sicamberer hatten ihre Wohnplätze an den Ufern des Rheins längst der Sieg, Ruhr und Lippe fast bis an die Weser. Ihr Gebiet erstreckte sich also unter anderm durchs Herzogthum Berg und die Grafschaft Mark¹⁾. Die Sicamberer waren tapfer und machten den Römern viel zu schaffen²⁾. Die Bructerer wohnten zwischen dem Rhein, der Ems und der Lippe³⁾. Es war eine respectable Nation. Um die Zeit des römischen Kaisers Trajan wurden auf einmal mehr als 60 000 Bructerer niedergemacht, und zwar von ihren eigenen Nachbarn, den Chamavern und Angrivariern⁴⁾. Sie zogen sich nachher höher hinauf, theils nach dem hercynischen Walde, wo der Brocken oder Bloßberg von ihnen den Namen bekam, theils ließen sie sich an der Ruhr nieder, wo die Schlösser Bruch bei Mülheim und Hattingen von ihnen noch den Namen haben sollen⁵⁾. Sie machten sich in der Folge in den fränkischen Bündnissen berühmt und zuletzt gingen sie theils mit den Franken nach Gallien, theils wurden sie von den sogenannten Sachsen, welche das Land einnahmen, vertilgt und ihre Namen gingen verloren⁶⁾. Von den alten Bructerern meldet Tacitus⁷⁾, daß bei ihnen die Velleda zu Hause gehört habe, welche eine berühmte Wahrsagerin war, und fast als Königin und Göttin nicht allein von ihren Landsleuten, sondern auch von andern benachbarten Germanen verehrt wurde. Bei wichtigen Vorfällen fragte man sie um Rath. Sie stand sogar bei den Römern in solchem Ansehen, daß sie ihr Gesandte und Geschenke schickten, um ihre Freundschaft zu erhalten; sie that

1) Steffens Geschichte der alten Bewohner Deutschlands; Cluver l. c. u. m. a.

2) Julius Caesar de bello gall. L. VI.

3) Tacitus Annal. L. I.

4) Tacitus l. c.; Masow Geschichte der Deutschen. 5. Buch.

5) Monumenta paderbornens.

6) Masow l. c.; Steffens Geschichte der alten Bewohner Deutschlands.

7) Tacitus de moribus German. § 3.

aber so göttlich vornehm, daß sie solche nicht einmal vorließ. Ueberhaupt ertheilte sie ihre Antworten und Entscheidungen nur gleichsam durch dritte Hand¹⁾. Sie hatte aber kein gutes Ende, denn Tacitus sah sie zur Zeit des Kaisers Vespasian in Rom, wohin sie als eine Kriegsgefangene gebracht war. Nach der Meinung einiger neuerer Schriftsteller²⁾ soll sie ihre Residenz auf einem Thurme an der Lippe bei Velen gehabt haben. Von dieser hochberühmten Person ist bei Keisler mehrmals zu lesen³⁾.

LIII.

Es ist also daran nicht zu zweifeln, daß die Ruhenthalsche Grabstätte eine uralte deutsche sicanberische, oder noch gewisser, eine brutterische sei. Älter als die Zeit der Sachsen, welche das Land einnahmen und deren Namen seitdem die Deutschen zum Theil führten, muß man sie halten, sowohl wegen der Einfachheit der darin gefundenen Sachen überhaupt, als besonders wegen der auf dem Steine befindlichen Schrift, von welcher ich nachher zeigen werde, daß sie vor der Sachsenzeit verfertigt sein müsse. Welche Personen aber eigentlich darin begraben sein mögen, ob es eine Druiden- oder fürstliche Familie sei? dieses könnte man vielleicht gewiß bestimmen, wenn man so glücklich wäre, die verstümmelte Aufschrift des Steines zu lesen. Ein gemeines Begräbniß ist es gewiß nicht, sonst würde es inwendig von allen Seiten nicht solche feste Mauern haben, als es wirklich hat, wie unten aus der Beschreibung desselben erhellen wird. Die vielen Gebeine und Urnen, welche sich in diesem gemauerten Behälter beisammen fanden, bestätigen solches gleichfalls. Die silberne Schale, wenn sie, wie ich fest glaube, eine Opferschale ist, sowie das schöne steinerne Opfermesser lassen vermuthen, daß ein Druiden- oberhaupt hier begraben und dessen Körperrest in der großen zerbrochenen Urne aufbehalten gewesen sei, und daß die anderen kleineren Urnen entweder für seiner Verwandten oder einiger Unterpriester Asche bestimmt gewesen. Aus den gefundenen weiblichen Zierrathen könnte man auch schließen, daß eine prophetische Jungfrau oder Urne hier zugleich beigesetzt sei.

¹⁾ Tacitus Histor. L. IV. § 14 und 15.

²⁾ Steffens l. c.

³⁾ Keisler in antiquitat. septentrional. pag. 472.

Nimmt man die Sage von einem auf diesem Platze gewesenen Götzenbilde dazu, so wird jene Vermuthung noch wahrscheinlicher. Es ist aber auch ebensowohl möglich, daß hier ein alter germanischer Fürst oder Held, nebst seiner Familie, sein Grab habe. Die Pferdegebeine bei seiner Urne und besonders die vielen verrosteten Eisenstücke von Waffen, welche nur ein Attribut der Vornehmen und Reichen waren, weil die gemeinen Germanen nur bloß Spieße und keine Schwerter noch Harnische hatten¹⁾, scheinen solches zu bezeugen.

LIV.

Nunmehr wende ich mich zur besonderen

Beschreibung der Ruhenthalschen Grabstätte

und Erklärung der darin gefundenen Sachen.

Das Grab ist 18 Fuß lang und $3\frac{1}{2}$ Fuß breit. Die Länge erstreckt sich von Abend nach Morgen. Schon andere alte Völker pflegten ihre Todten in dieser Richtung zu begraben²⁾, so wie es noch jetzt die Juden thun. Auch die alten Deutschen hatten diese Gewohnheit. Der Hofrath Eltester in Berlin machte ebenfalls diese Entdeckung bei den Urnen, welche er bei Teltow³⁾ häufig fand. Es ist eigentlich ein ausgemauerter Behälter oder Gang. Die Mauer nach der Muthseite ist 4 Fuß dick und äußerst fest. Die nach der Landseite ist nicht völlig so dick noch fest. Die Mauern gehen senkrecht bis zum Grunde ein Lachter tief. Ihre Steine sind starke Sandsteine, äußerst fest und zusammengefügt und nach innen hin gerade behauen. Der Boden ist nicht ausgemauert; oben ist auch kein Gewölbe, sondern das Grab war mit Erde ganz ausgefüllt. Daß obenauf ein Rasenhügel vormals gewesen sei, daran ist nicht zu zweifeln; durch die Länge der Zeit ist dieser abgetragen. Auf dem Grabe wird ein Rasenhügel errichtet, sagt Tacitus⁴⁾, denn sie verachten die Ehre schwerer Monumente. Daß indessen die alten nordischen Völker zuweilen ihre Gräber mit großen Steinen bedeckt haben, ist nicht zu leugnen. Die großen Steine in der Drente sollen, nach der Meinung

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

²⁾ Aelian L. V. variar. hist.

³⁾ Neueste Mannigfaltigkeit. 110. Woche.

⁴⁾ Tacitus de moribus German. § 8.

einiger Gelehrten, Grabsteine der dasigen uralten Einwohner sein, welche der abergläubige Wahn sogar zu Riesen machte*). Daß man nicht unter allen solchen großen Steinen, welche man hier und da antrifft, Urnen findet, davon ist dieses die Ursache, weil manche solche Steine auch zu einem anderen Zwecke, z. B. Altären, Denkmälern, Grenzsteinen u. s. w. gedient haben, oder auch als Geschiebe von ungefähr dahin durch Naturrevolutionen gekommen sind. Daß man aber auch meistens die Urnen ohne daraufgelegte Steine findet, kommt daher, weil man dieselben ehemals weggenommen und zu Gebäuden benutzt hat.

LV.

Eine falsche Nachricht des Tacitus von den Deutschen**) fällt mir, bei Betrachtung der Ruhenthalischen Grabstätte, sehr auf. Er spricht den Deutschen alle Baukunst ab und sagt, sie hätten nicht einmal Gemente zu Mauerwerken gebraucht, noch Dachziegel. Daß sie keine Dachziegel zur Bedeckung ihrer Wohnungen angewandt haben, kann zwar wahr sein; aber gewiß ist es doch, daß sie die Kunst verstanden haben, Thon zu backen. Die Urnen oder Aschenkrüge sind ja von Thon, und wenigstens die Ruhenthalischen sind alle stark ausgebacken; einige zeigen sogar eine Art von Glasur, die vom heftigen Feuer entstanden sein muß, welches die Thonerde verglaset hat. Die in eben der Grabstätte gefundenen Ziegelsteine sind auch so gut wie die unsrigen, ja zum Theil stärker ausgebacken. Die Kunst der alten Deutschen, Steine mit Kalk und Kitt zu verbinden, zeigt sich auch an den Mauern des gedachten Grabes, welche, wie gesagt, außerordentlich fest sind. Daß die Baukunst selbst bei den allerältesten, rohesten und wildesten Völkern bekannt gewesen sein müsse und noch sei, kann wohl nicht in Abrede gestellt werden. Die erste Völkertrennung geschah ja während und nach dem babylonischen Thurmbau. Alle, die daran arbeiteten, mußten also von der Baukunst Kenntniß haben und sie in die neuen Länder, welche sie zu ihren Wohnplätzen wählten, mitbringen. Wer erstaunt auch nicht über die Beschreibung der großen und prachtvollen Gebäude, welche die Portugiesen und Spanier in Amerika bei den sogenannten

*) Happel relat. cur. T. IV.

**) Tacitus de moribus German. § 6.

Wilden antrafen? Neuere Reisende bestätigen gleichfalls, daß die Kunst, zu bauen, selbst den sonst unwissendsten Völkern nicht ganz unbekannt sei. Warum sollten also die alten Germanier, welche man sich so ganz und gar isolirt von allen anderen Völkern nicht denken muß, nicht auch die Mauerkunst, wenigstens das Grobe davon, gekannt haben, obgleich sie eben keine prächtigen Gebäude errichteten, sondern meistens in Zelten, Hütten und Höhlen wohnten und sogar ihre Götter nicht in Tempeln, sondern an freien Orten verehrten?

LVI.

Die Grabstätte oder der lange Gang, worin sich die Aschentrüge befanden, hat vorne und hinten eine Schlußmauer, ebenso dick und von eben den Steinen, wie die andern Mauern. Hinter der hintersten Schlußmauer fängt ein anderer gemauerter Gang an, welcher ebenso breit ist; die Länge desselben ist noch nicht entdeckt. Die Mauer, welche diesen Gang von dem ersten trennt, hat oben eine Oeffnung, einen Fuß im Durchschnitt groß, welches beweiset, daß eine Gemeinschaft zwischen beiden Behältnissen gewesen sei. Was in diesem letztern mit Erde verschütteten Gange steckt, ist noch nicht untersucht, denn man ist noch nicht bis auf den Grund gekommen. Als man ein Paar Schuhe tief gegraben hatte, fand man eine kleine Lage von Ziegelsteinen. Diese waren außerordentlich hart, fast verglasct und verbrannt. Wahrscheinlich ist dieses die Stätte, wo die Leichen verbrannt wurden, oder es ist das Gemach, wo man Speisen zum Leichenmahle bereitete, welches die Römer *Culina* nannten*), und jene Ziegellage ist der Herd gewesen. Diesen Gebrauch der Leichenmähler können die Deutschen mit den Römern vielleicht gemein gehabt haben**).

LVII.

Schon unter I habe ich bemerkt, daß sich im Ruonthale noch viele andere Ruinen von Mauern, theils in der Erde, theils oberhalb derselben befinden. Erst nach künstlicher genauer Untersuchung des ganzen Thals läßt sich mit Gewißheit bestimmen, ob diese Ruinen von dem ehemals dagewesenen Schlosse Ruenthal herrühren, oder ob ein Theil von ihnen

*) Kirchmann de funeribus Roman. L. IV. C. V.

**) Idem C. VI.

älter ist. Bei der Besichtigung einiger mit Erde bedeckt gewesenen Mauern in diesem Thale, nicht weit von der Grabstätte, fiel mir der Tempel der Tanfana ein, dessen Tacitus¹⁾ gedenkt. Möglich wäre es, daß er hier gestanden hätte. Zwar weist gedachter Schriftsteller diesem Tempel, welchen die Römer zerstörten, seine Stelle im Lande der Marser an; allein, weil die Marser nicht weit von hier wohnten, so kann Tacitus, welcher seine Nachricht nur vom Hörensagen hatte, um wenige Meilen wegen Lage des Tempels leicht geirrt haben. Dieser zerstörende Feldzug der Römer galt ohnehin zugleich den Brutterern und ihren Nachbarn, wie Tacitus versichert. Kein Gelehrter weiß es genau, wo der gedachte Tempel gewesen ist; ja man weiß nicht einmal, wie es mit der Göttin Tanfana und ihrem Tempelgebäude eigentlich beschaffen war²⁾.

LVIII.

Die Urnen.

Diejenigen Gefäße, worin die Griechen und Römer die Asche und Knochenüberbleibsel der verbrannten Leichen legten und aufbewahrten, hießen Urnae, Ossuaria oder Cineraria. Wir nennen sie Urnen, Aschentöpfe oder Leichenkrüge. Sie wurden bei jenen Völkern von mancherlei Stoffen verfertigt, je nachdem einer vornehm und reich war. Die Asche und Gebeine der Vornehmsten hatten goldene Urnen³⁾. Mehreren römischen Kaisern widerfuhr nach ihrem Tode diese Ehre⁴⁾. Im Jahre 1685 pflügte bei Fühnen ein Bauer 6 goldene Urnen aus⁵⁾. In der königlichen Kunstkammer zu Kopenhagen befinden sich 6 goldene Urnen⁶⁾, vielleicht sind es eben dieselben. Andere Urnen waren von Silber verfertigt⁷⁾. Andere von Erz⁸⁾, deren man auch in der Mark Brandenburg gefunden hat⁹⁾. Andere von Marmor oder Porphyr; dergleichen

¹⁾ Tacitus Annal. L. I. § 10.

²⁾ Allgem. Weltk. 17. Thl., S. 30 und 31.

³⁾ Homer. Iliad. 4.

⁴⁾ Aelian Spart. in vita Severi. Eutrop. de Trajan. etc.

⁵⁾ Beckmanns historische Beschreibung der Mark Brandenburg.

⁶⁾ Trogil Arnkiel cimbrische Heidenbegräbnisse.

⁷⁾ Ammian. Marcellin. L. XIX.

⁸⁾ Virgil. Aeneid. L. VI.

⁹⁾ Beckmann l. c.

eine hatte Kaiser Severus schon bei seinem Leben für sie verfertigen lassen, und als er sie gesehen und in die Hand genommen, soll er gesagt haben: Tu virum capies quem totus orbis terrarum non cepit (du wirst einen Mann umfassen, welchen der ganze Weltkreis nicht umfassen konnte)¹⁾. Auch von Glas hat man sie gefunden. Die Urne des Cicero, welche im Jahre 1514 in der Insel Zanthé entdeckt worden, soll von Glas gewesen sein²⁾. Valentinus hat eine solche gläserne in seinem Museo museorum Tomus II abgebildet. Man hat sie auch von Holz verfertigt³⁾. Auch von Bergkry stall, vergoldetem Glase, Asbest, Eisen und Messing, und man trifft solche in nordischen alten Gräbern an⁴⁾. Die gebräuchlichsten Urnen, sowohl bei andern Völkern, als besonders bei den alten Deutschen, waren von Thonerde. Sie werden noch oft gefunden. Es gab Gelehrte, welche sie für Naturspiele oder von selbst in der Erde gebildete Geräthe hielten⁵⁾. Andere glaubten, es wären Geschirre für Pygmäen oder Erdmännchen⁶⁾, und darum nennt man sie auch an einigen Orten Zwergtöpfe; man glaubte gar ehemals, daß sie um die Pflingstzeit am besten ausgegraben werden könnten, weil sie alsdann von selbst sich sehr aus der Erde erheben⁷⁾. Selten glückt es, die thönernen Urnen unverletzt aus der Erde zu bringen, denn sie sind meistens, besonders wenn sie in einem sumpfigen Boden stehen, so mürbe, daß man sie kaum, ohne sie zu zerbrechen, anrühren darf. Wenn sie einige Zeit an der Luft gestanden haben, so werden sie wieder etwas hart und der in der Erde feucht gewordene Thon trocknet aus. Manchmal sind sie auch in der Erde schon zerbrochen oder von der daraufliegenden dicken Erdschicht zerdrückt. Dieses letztere ist auch der Fall beinahe mit allen Ruhesthalschen Urnen, woselbst noch zur Zeit nur eine einzige

¹⁾ Xyphilin. de Severo.

²⁾ Happel relat. cur. T. IV.

³⁾ Deutsche Encyclopädi. 3. Bd. Tit. Begräbnisurnen.

⁴⁾ Müllers Versuch einer Abhandlung von den Urnen alter nordischer Völker. Wormii Monumenta danica.

⁵⁾ Matthesius in der Bergpostille. Münster in Cosmographia. Hagedorn in Miscellan. academ. nat. cur. Annal. II.

⁶⁾ Jo. Joston. Thaumato gr. nat. Georg. Agricola de natura fossil., etc.

⁷⁾ Valentini mus. museor. Tom. II.

ganz unverlegt herausgebracht ist, welche nahe an der Mauer stand, aber doch schief lag.

LIX.

Die Gestalt der Urnen, sowohl der römischen als germanischen, ist verschieden. Jeder Volksstamm der letztern scheint eine eigene Façon davon geliebt zu haben, wie die Abbildungen zeigen, welche man in verschiedenen Büchern findet*). Einige sind ohne Henkel; andere haben einen, zwei oder mehr Henkel. Einige haben Deckel, andere nicht. Einige haben einen platten, andere einen runden Boden. Einige, besonders römische, haben mancherlei Schnörkelwerk und Bildnisse. Die altdeutschen Urnen sind meistens am einfachsten gebildet, jedoch nicht so ganz geschmacklos, als man glauben möchte. Wer solche in Kunstskabinetten, wo Urnen aufbewahrt werden, gesehen hat, wird dieses finden.

LX.

Die im Ruhesthal gefundenen Urnen sind alle von einer festen, gut ausgebackenen Erde; fast wie das sogenannte kölnische oder koblenzer Steingut, noch sehr hart und fest. Ihre Scherben geben mit dem Stahl Feuer. Der Umriss ihrer Gestalt ist Tab. V Fig. 1 zu sehen.

Nur eine große, zwischen den andern angetroffene, war dicker und runder, nach den Scherben zu urtheilen; auch ihre Farbe war schwarz, dahingegen die Farbe aller übrigen weißgrau und blaßgelblich ist. An einigen ist eine Art röthlicher Glasur an der äußeren Fläche sichtbar, welche durch die große Hitze des Feuers, worin sie gar gebacken worden, entstanden zu sein scheint. Sie sind gewiß nicht aus freier Hand, sondern auf der Töpferscheibe verfertigt; denn sonst wären sie nicht so regelmäßig. Ohne Zweifel haben die alten Deutschen die Töpferscheibe von ihren Vorfahren oder Brüdern, den Scythen, bekommen; denn dieses Werkzeug erfand der berühmte scythische Philosoph Anacharsis**). Eine zerbrochene Urne schien, nach den Scherben zu urtheilen, etwas höher, aber auch enger, als

*) Montfaucon l'antiquité expliquée. Keisler in antiquitat. septentrional; Happel relatat. cur. T. IV. Neueste Mannigfaltigkeiten. 133. Woche und mehrere.

***) Polydor. Vergil. de rer. invent. L. II, C. XXV. Alexand. Sardus de rer. invent. L. II.

die übrigen gewesen zu sein. Diese war es, zwischen deren Trümmern sich die nachher zu beschreibenden weiblichen Bierathen befanden. Der Boden der meisten war flach, bei einigen aber war er konverg. Die meisten haben einen Henkel gehabt, so wie die abgebildete. Diese ist $6\frac{1}{2}$ Zoll hoch, ihre Mündung ist $2\frac{1}{2}$ Zoll weit; der Bauch hat im Umfang $14\frac{1}{2}$ Zoll, und der Boden oder Fuß im Durchschnitt $3\frac{1}{2}$ Zoll. An Flüssigkeit kann sie beinahe 3 Schoppen enthalten. Oben um den Hals herum sind verschiedene Kreise oder Riefe, ebenso auch um den Bauch. Der Boden ist am Rande zackenförmig eingedrückt. Ebenso sind auch die anderen beschaffen. Die große Urne, deren Bauch sehr weit und dick gewesen sein muß, hat sicherlich mehr als viermal so viel enthalten können als die übrigen. Der Boden derselben war ganz geblieben und hatte im Durchschnitt ungefähr einen halben Fuß. Die Scherben derselben waren durch und durch schwarz und ohne merkliche Glasur.

LXI.

Die Ziegelsteine und Platten von Schiefer.

Die Urnen standen alle auf und zwischen Ziegelsteinen, welche genau die Dicke, Größe und Form haben, wie sie noch jetzt bei uns verfertigt werden. Sie waren sämmtlich noch so roth, hart und frisch, als wenn sie erst heute in die Erde gelegt worden wären. Einige sind übermäßig hart ausgebacken und schier verglaset. Diese Entdeckung, daß Ziegelsteine nach so vielen Jahrhunderten in der Erde sich gut und unverändert erhalten, ist von großem Nutzen; denn man sieht daraus, daß sie zu unterirdischen Gebäuden sicher angewendet werden können, und daß sie in der Erde unzerstörlicher sind als außer derselben. Auf jeder Urne hat, als Deckel, ein Stück von gemeinem Schiefer (*lapis schistus nigricans friabilis* Linn.) gelegen, welches keine bestimmte Form hatte und gut und frisch erhalten war. In dem Schieferdeckel, welcher auf der großen Urne sich gefunden hat, waren an einer Seite, ein Zoll weit von einander, zwei runde gebohrte kleine Löcher. Vermuthlich ist durch dieselben ein Draht oder Band gezogen gewesen, womit der Schiefer an dem Henkel des Aschenkruges befestigt wurde. Daß diese Urnen solche einfache und keine künstliche Deckel hatten, die man sonst auf Urnen findet, zeuget, wie ich glaube, von fernem Alterthum. Durch den Druck der oberen dicken Erd-

schicht waren die Schieferdeckel platt herab nach dem Boden der Urnen gesenkt, sodaß zwischen ihnen und dem Boden dasjenige zusammengepreßt war, was in den Urnen gewesen ist, da indessen die Scherben derselben seitwärts lagen. Die größte Vorsicht wurde beim Ausgraben derselben beobachtet, so daß sie nicht während dieser Arbeit zerbrochen werden konnten, sondern schon vorher zerbrochen sein mußten. Die Zahl der bisher herausgebrachten Urnen, welche, außer der einzigen unverletzten, bloß nach den Scherben und der größtentheils ganz gebliebenen Böden berechnet werden kann, wird sich zu acht belaufen.

LXII.

In den Urnen befand sich ein schmierichter, fetter, mit Erde vermischter Klumpen, welcher die ganze Höhlung derselben ausfüllte, einen moderigen Erdgeruch hatte und sich wie eine harte Seife anfühlen ließ. Diese Masse war von braungrauer Farbe, es ließen sich aber weiße Fettklümpchen darin erkennen. Sie ist ohne Zweifel von den aus den Knochenresten durch Länge der Zeit entwickelten Fetttheilen entstanden, welche sich mit der laugenhaften Asche des verbrannten Körpers und Scheiterholzes vermisch hatten und folglich eine Art von Seife bildeten. Ohnehin gehen in der Erde die weichen Theile des thierischen oder menschlichen Körpers zuweilen in eine fette, schmierige, seifenhafte Substanz über. Als man in den Jahren 1786 und 1787 in Paris die Abhebung und Reinigung des Kirchhofes der Innocenz vornahm, fanden sich mehrere Leichname, deren weiche Theile in ein solches seifenhaftes Wesen übergegangen waren*). Daß das Fett in der Erde sich lange erhalte, haben schon andere bemerkt**). Die Todtengräber finden oft große Klumpen von Menschenfett in der Erde. Aber daß so viele Jahrhunderte lang das Fett in den Urnen sich unverweslich in der Erde zusammengekommen erhalten hat, ist eine merkwürdige Erscheinung und läßt auf Unzerstörbarkeit desselben schließen. Könnten nicht unsere Theologen solchen Umstand gegen diejenigen anwenden, welche die Auferstehung des Fleisches aus demjenigen Grunde leugnen, weil der Körper ganz verweset, ohne einen materiellen Keim zu einem

*) Wagners Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten. 4. Thl.

**) Garmann de miraculis mortuor. L. III, Tit. II, § 38.

künftigen neuen zurückzulassen? Das Rudiment des Embryo, aus welchem sich nach und nach alle festen Theile des Körpers bilden, ist ja nichts anderes als eine Art eines fettigten Schleimes, an welchem anfänglich keine Organe sichtbar sind. Hätten die alten Rabbiner es gewußt, daß an sich das Fett in der Erde unverweslich wäre, obgleich es sich mit der Erde vermischt und darin zertheilet: so würden sie vielleicht nicht auf die vom *Rabbi Ischaja*¹⁾ erfundene und mitgetheilte Fabel von dem unverweslichen Knöchlein Luz oder Luz gekommen sein, woraus bei der Auferstehung der neue Körper gebildet werden soll²⁾. Daß sich in und bei dänischen Urnen mehrmals eine fette Materie finde, ist übrigens von einigen Schriftstellern bemerkt³⁾; ob aber dieser Fettstoff von eben der Art, wie der von mir beschriebene, sei, kann ich nicht sagen.

LXIII.

Zwischen diesen fettigten Erdklumpen befanden sich in den Urnen, sowie auch bei denselben Holzkohlen, in kleinen und großen Stücken, theils ganz, theils nicht völlig ausgebrannt. Es sind gewiß Nester des Scheiterhaufens, auf welchem die Leichen verbrannt waren. Ihrer ist eine ziemliche Menge, und sie beweisen, daß die alten Deutschen bei Sammlung der Asche und Knochenreste der Leichen nicht so genau verfahren haben, als die Römer, welche letztere, wie schon u. XLII bemerkt ist, bei ihrem *Ossilegium* sorgfältig alles Heterogene von den Knochen und der Leichenasche absonderten, ehe sie diese der Urne anvertrauten. Ich habe diese Kohlen so genau, als möglich war, mit Kohlen von allerlei Holz verglichen und muß urtheilen, daß sie meistens von Fichten- oder Tannenholz sind, welches auch, wie schon unter XVII bemerkt ist, als ein leicht brennbares Holz von den Römern mit zu dem Scheiterhaufen genommen wurde⁴⁾. Jedoch erkenne ich unter denselben auch Kohlen von Wacholderholz. Daß die alten Deutschen ohnehin sich keines Eichenholzes dazu bedient haben, ist wahrscheinlich, weil ihnen die Eiche zu heilig war. Aus einer schon

¹⁾ In Bereschit Rabba.

²⁾ Caps. Bauhin théatr. anatom. C. XLVIII.

³⁾ Rhodens cimbrische Antiquitäten, Remarquen.

⁴⁾ Kirchmann de funeribus Roman. L. III, C. I.

oben angeführten Stelle des Tacitus *) erhellet, daß die vornehmen Deutschen besondere Holzarten (*certa ligna*) zu ihren Scheiterhaufen gewählt haben. Vermuthlich waren diese Wacholderholz oder andere ähnliche wohlriechende und balsamische Hölzer, welche, sowie jenes, häufig in dem rauhen Germanien wuchsen. Die Holzkohlen in den Ruhenthalschen Urnen erklären also jene Schriftstelle. Die Leichen der gemeinen Deutschen mögen statt des Wacholder- oder Tannen- oder Fichtenholzes wohl nur Buchenholz oder allerlei Reisig zum Holzstoß bekommen haben. Da übrigens die in und bei den Urnen gefundenen Holzkohlen noch sehr gut erhalten sind, obgleich sie in der Erde etwas feucht geworden waren: so läßt sich daraus auf die Unzerstörlichkeit der Kohlen schließen, deren Säure ohnehin von der Säure des Erdsalzes nicht zersezt werden kann, und welche in neueren Zeiten selbst als Arzneimittel gegen Fäulniß von den Aerzten gepriesen werden. Daß das Laugenhafte der Asche, zwischen welchen sie lagen, sie nicht angegriffen hat, solches schreibe ich den Fetttheilen zu, mit welchen jene sich verbunden hatte.

LXIV.

In der Grabstätte sind zweierlei Knochen gefunden, nämlich menschliche und Pferdeknochen. Die Pferdeknochen machen den größten Theil aus. Es sind viele darunter, welche vom Brande wenig oder fast nichts gelitten haben. Dieses ist wegen der Größe des Pferdekörpers, welcher nicht so leicht als der menschliche im Scheiterhaufen verbrannte, natürlich. Ganze Wirbel- und Beckenbeine sind noch darunter kennbar, obgleich sie sehr mürbe und zerreiblich sind. Besonders sind die Zähne noch ganz gut erhalten, welche zum Theil bloß da lagen, theils in Stücken von fast vermoderten Kinnladen noch in Reihe und Ordnung standen. Die Glasur daran ist noch ganz frisch. Diese hat offenbar die Zähne gegen die Vermoderung gesichert; denn die Wurzeln derselben, welche natürlich keine so dauerhafte Glasur haben, sind weniger gut erhalten. Sie scheint unzerstörbar zu sein, wenigstens, wenn sie vor der Luft bewahrt ist, mehrere 1000 Jahre zu erfordern, ehe sie aufgelöst wird. Von ihrer Festigkeit und ihrem Nutzen kann man die Schriften der Anatomiker und Physiologen nachsehen. Weil

*) Tacitus de moribus German. § 27.

die Zähne kein Periostium, wie andere Knochen haben und nicht haben durften, da man sonst damit nicht hätte kauern können, so hat die weise Natur ihnen zur Beschützung diese harte, glasartige Minde gegeben; denn ohne dieselbe wird der Zahn bald faul. Schon Plinius¹⁾ bemerkt, daß die Zähne der Todten der Verwesung widerstehen. Auch Riolan²⁾ stimmt ein. In den ägyptischen Mumien, wenn sie auch mehrere 1000 Jahre alt sind, finden sich die Zähne durchaus unverletzt³⁾. Daß sie unter der Erde, wenn auch alle anderen Knochen längst verzehrt sind, unverweslich und hart geblieben sind, haben auch andere beobachtet⁴⁾. Obgleich sie zwar nicht ganz unverbrennlich sind, so können sie doch auch länger als alle anderen Knochen dem Verbrennen widerstehen. Wegen der Dauer der Zähne hielten einige alte Kirchenlehrer dieselben für den Körper Samen zur künftigen Auferstehung⁵⁾. Gewiß widerstehen Zähne in der Erde länger dem Verderben, als bei noch Lebendigen, wo sie beim Essen und Trinken von manchen scharfen Sachen oder innerlicher Verdorbenheit der Säfte, besonders vom Skorbut angegriffen werden.

LXV.

Die Pferdeknochen haben nicht in den Urnen, sondern neben und bei denselben in der Grabstätte gelegen. Es waren mehrere als von einem Pferde da; alle aber beweisen, daß die Pferde, denen sie zugehört haben, sehr klein gewesen sein müssen. Angestellte Vergleichen der Knochen, besonders der Zähne, zeigen augenscheinlich, daß diese Pferde gerade von der Rasse derjenigen wilden Pferde waren, als diejenigen sind, welche sich in den Wäldern Westfalens, vorzüglich hiesiger Nachbarschaft, z. B. im Emscherbruch und Duisburgerwalde, noch jetzt zahlreich aufhalten. Die alten, im Ruhenthal begrabenen Sicamberer oder Bructerer haben ihre Pferde sicherlich daher genommen, und unsere jetzigen hiesigen wilden Pferde sind Nachkommen jener. Zwar bekamen die Germanen ehemals von ihren Grenznachbarn allerlei, worüber sie sich sehr freuten,

¹⁾ L. XXXVI, C. XVII.

²⁾ Comment. in Galen. l. de ossib.

³⁾ Radzivil. itiner. hierosolim. Gryoh. de Mumia wratrislav.

⁴⁾ Vit. Rietlin. lin. med. 1700 M. sept.

⁵⁾ Terullian de resurrectione pag. 73.

z. B. schöne Waffen, goldene Halsketten, Pferdegeschirr und besonders auch schöne Pferde sowohl als öffentliche, wie auch als Privatgeschenke¹⁾; allein, das geschah doch selten, und sie mußten sich meistens mit ihren eigenen Pferden behelfen, zogen diese auch wirklich den fremden vor²⁾. Cäsar sagt³⁾, daß die Pferde, welche die eigentlichen Gallier vorzüglich liebten und theuer bezahlten, nach Deutschland gebracht, nicht geachtet wurden, sondern daß sie die bei ihnen geborenen Pferde, obgleich sie unansehnlich und schlecht wären, gebrauchten und solche durch tägliche Uebung zu den schwersten Strapazen abhärteten. Die Kavallerie der Tenkerer, naher Nachbarn der Brukterer, war noch die beste unter der germanischen Nation⁴⁾; wie schlecht muß es also mit der übrigen Reiterei in diesem Stück bewandt gewesen sein? Denn wenn auch gleich die Reiter gut abgerichtet waren, so daß sie weder Sattel noch Steigbügel gebrauchten, sogar dieses für schändlich hielten, und dennoch schnell auf- und absteigen konnten, auch wohl zu Fuß fochten⁵⁾: so waren doch die Pferde selbst unansehnlich, weder groß noch schnell, und überhaupt lange nicht so gut als die römischen⁶⁾. Cäsar erzählt⁷⁾, daß er einmal von den Ubiern und benachbarten Völkern eine Anzahl Reiter gegen die Gallier übernommen habe; weil aber die Pferde derselben nicht viel taugten, so hätte er ihnen von seinen eigenen römischen Pferden die erforderlichen statt derselben gegeben.

LXVI.

Die Menschenknochen,

welche in den Urnen gefunden sind, sind zwar größtentheils verbrannt und die Reste derselben sehr mürbe; man konnte aber bei sehr vielen noch genau kennen, was für Knochen solche gewesen. Daß sie nicht gar vermodert, sondern zum Theil noch erhalten sind, ist theils dem Umstande zuzuschreiben, daß sie so tief in der Erde lagen (denn je tiefer die Körper in der Erde begraben sind, desto länger widerstehen sie

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

²⁾ Ibidem.

³⁾ Julius Caesar L. IV. de bello gall.

⁴⁾ Tacitus de moribus German. § 10.

⁵⁾ Julius Caesar de bello gall. L. IV.

⁶⁾ Tacitus l. c. § 2; Julius Caesar l. c.

⁷⁾ Julius Caesar de bello gall. L. VII.

der Verwesung¹⁾, theils mögen die beigemischten Kohlen auch die gänzliche Vermoderung verhindert haben. Mehrere Stücke von Rippen, ein Schulterknochen, Theile vom Hüftbein, Rückgratswirbel, ein Stück von der steinigten Portion des Schläfenbeines, ein Paar Knochen von der Mittelhand und mehrere andere ließen sich deutlich unterscheiden. Die Vergleichung, welche ich mit diesen kenntlichen Knochen anstellte, ergab das unvermuthete Resultat, daß sie durchgängig nicht größer waren, als die Knochen eines Skelets aus unserm jetzigen Zeitalter, und dieses überzeugt mich, daß die alten Deutschen im mindesten nicht größer von Statur des Körpers gewesen, als wir noch jetzt sind. Es sind fast alle alten Schriftsteller darin einig, daß sie den Germanen eine außerordentliche Körpergröße beilegen. Egesippus sagt²⁾, sie übertreffen an Körpergröße und Todesverachtung alle andern Nationen. Cäsar sagt³⁾, sie hätten bei ihrer unglaublichen Tapferkeit und Geschicklichkeit mit Waffen eine entsetzliche Körpergröße. Columella versichert⁴⁾, die Natur habe Deutschland mit recht sehr großen Menschen gezieret. Tacitus⁵⁾ erhebet ebenfalls die gewaltige Leibeslänge der Germanen bei der Leichtigkeit ihrer Waffenführung, und an einem andern Orte sagt er⁶⁾, die Deutschen wären zwar schmutzig und nackend, aber deswegen doch von bewunderungswürdiger Größe. Solinus, Herodianus, Pomponius Mela und noch viele andere stimmen ein, daß die Deutschen sehr groß gewesen wären. Aber allen diesen Zeugnissen widersprechen die im Ruhenthal gefundenen Menschengelbeine. Es wäre zu wünschen, daß man künftig bei Entdeckung anderer alten germanischen Grabstätten auf diese Beobachtung merken möchte, ob es sich allgemein bestätigte. Ich erinnere mich nicht, die Bestätigung irgendwo gefunden zu haben, daß die alten Deutschen wirklich nicht größer gewesen, als die neuern sind. Nur in der allgemeinen Weltgeschichte⁷⁾ wird gesagt, daß in den alten Gräbern, welche in Dänemark

¹⁾ Felix Plater Cent. problem. posthum. Qu. 9.

²⁾ Egesippus L. II.

³⁾ Julius Caesar de bello gall. L. I.

⁴⁾ Columella de Agricultura L. VII.

⁵⁾ Tacitus Annal. L. XX.

⁶⁾ Tacitus de moribus German. §. 6.

⁷⁾ Allgemeine Welthist. 32. Thl. S. 335.

angetroffen werden, sich nicht, wie der gemeine Mann glaubt, Riesengebeine, sondern nur Knochen und Menschen unserer Größe befinden. An einem andern Orte *) heißt es: „Man glaubte ehemals, daß die nordischen Völkern überhaupt in den ältesten Zeiten Riesen gewesen, allein die Knochen und Gerippe, welche man jetzt in den nordischen Grabhügeln findet, zeigen, daß das Geschlecht der Vorfahren nicht ansehnlicher und besser wie der Stamm ihrer Nachkommen gewesen sei. Die älteren französischen Schriftsteller, welche jene alten Normänner genau kannten, melden auch nichts von ihrer besonderen Größe, sondern reden nur von ihrer bewunderungswürdigen Gelenksamkeit, Lebhaftigkeit und Stärke; die kam aber von ihrer harten Erziehung.“ Dauerhaft und stark sind die alten Germanen gewiß gewesen. Ihr Knochengebäude, welches nach vielen Jahrhunderten der völligen Verwesung widerstanden hat, beweiset solches schon einigermaßen, und noch mehr ist dieses zu vermuthen, weil ihre einfache, rohe Lebensart, ihre frühe Neigung zur Jagd, zu Waffenübungen und kriegerischen Spielen, ja selbst ihr rauhes Klima sie nothwendig robust machen mußte. Ihre Thatkraft empfanden die Römer oft genug. Deswegen ist es aber nicht schlechterdings nothwendig, daß sie auch hätten eine riesenmäßige Leibeslänge haben müssen. Ich wenigstens halte alles für Fabel, was die römischen Schriftsteller über diesen Punkt von ihnen gemeldet haben, um desto mehr, da sich schon natürlicher Weise vermuthen läßt, daß in dem ehemaligen wegen seiner vielen Waldungen und Sümpfe kalten Germanien die Körper nicht so groß werden konnten, weil bekanntlich in kalten nördlichen Ländern noch jetzt die kleinsten Menschen angetroffen werden. Wären die alten Deutschen wirklich solche Halbriesen gewesen, so hätten sie sich auch wohl größerer Pferde als der kleinen wilden zum Reiten bedienen müssen. Tacitus, Cäsar und andere lateinische Geschichtsschreiber, welche die Germanen so außerordentlich groß schildern, haben, so wie in einigen anderen Stücken, also auch in diesem, gewiß manches übertrieben. Gines Theils suchten sie etwa eine Ehre darin, daß sie ihre Feinde, welche sie besiegt hatten, als wichtig vorstellten, damit das Verdienst der Besiegung größer sei; oder auch, sie suchten eine Art von Entschuldigung für sich darin, wenn es ihnen mit der Besiegung der Deutschen nicht eben so glücken wollte,

*) Seite 345.

als sie es sonst mit anderen Völkern gewohnt waren. Andern Theils mochte ihre den Deutschen zugeschriebene Größe bloß mit Beziehung auf ihre eigene kleine Statur gemeint sein. Panische Furcht konnte auch wohl zu Grunde liegen, denn Anblick und Kleidung der Germanen war ganz anders als bei andern Völkern. Sie sahen sehr wild und fürchterlich aus. Als Varus mit seinem Heere nach Deutschland kam, erfuhr er, wie Vellujus Paternulus¹⁾ schreibt, daß die Germanen Leute wären, welche, außer Glieder und Stimmen, nichts Menschliches an sich hätten und mit dem Schwerte nicht zu bezwingen wären. Andere Schriftsteller²⁾ malen sie ebenso schrecklich. Einer³⁾ sagt sogar, sie hätten so fürchterlich ausgesehen, daß man ihr Angesicht und die Schärfe ihrer Augen nicht habe ertragen können. Sie hatten durchgängig, wie Tacitus⁴⁾, der beste Kenner der alten Deutschen, sagt, blaue Augen und feuerrothe Haare. Schlenker⁵⁾, ein neuer Schriftsteller, führt dieses von den alten Deutschen gleichfalls an, er hat aber zugleich noch den Irrthum von der Körpergröße derselben beibehalten. Der Anblick solcher blauäugigen Rothköpfe, welche noch dazu oft ihr Haar und den Bart lang wachsen ließen⁶⁾, muß sehr abschreckend gewesen sein, da sie gewöhnlich in die Schlacht mit bloßem Kopfe gingen⁷⁾, oder statt der Sturmhauben Hörner oder Kopfhäute von wilden Thieren aufsetzten, wie solches Plutarch besonders von der cimbrischen Reiterei anmerkt⁸⁾, weßwegen sie dann auch größer schienen, als sie wirklich waren. Ihre Thierfelle, welche sie umhingen, gaben ihnen ein noch furchtbarerers Ansehen. Hierzu das Getöse ihrer Spieße und Schilder vor und in den Schlachten und ihr sonstiges ungestümes Wesen⁹⁾. Dann auch ihre natürliche Tapferkeit, welche sogar den Weibern eigen war¹⁰⁾. Alles dies

¹⁾ Historiar. L. II.

²⁾ Ammian. Marcell. L. XV. Juvenal. Sat. XIII. etc.

³⁾ Julius Caesar de bello gall. L. I.

⁴⁾ Tacitus de moribus German. § 2.

⁵⁾ Deutschland, ein historisches Gemälde.

⁶⁾ Tacitus de moribus German. § 10.

⁷⁾ Herodianus.

⁸⁾ Masow, Geschichte der Deutschen. II. Bd.

⁹⁾ Tacitus de moribus German. § 2.

¹⁰⁾ Florus. L. III. C. III.; Julius Caesar de bello gall. L. I.

machte die Nation respectabel, und es war leicht möglich, daß die Römer solches auf eine vorzügliche Körpergröße übertrugen; so wie man noch in neuern Zeiten Körpergröße mit dem Begriff von Tapferkeit verband, wovon die Nollandssäulen ein Beweis sind.

LXVII.

Die Eisenstücke,

welche in der Grabstätte bei den Urnen gefunden sind, waren sämmtlich äußerst verrostet; eine Kruste von Rost lag Fingers dick darauf. Nur ein dünner Kern zeigt noch, daß es Eisen sei. Kaum läßt sich erkennen, welches ein Geräthe es habe sein sollen. Einige Handgriffe von Schwertern, die, nach der Kleinheit der Griffe zu urtheilen, von keiner sehr großen Hand geführt sein mußten (ein Umstand, welcher gleichfalls bestätigt, daß die alten Deutschen keine sehr großen Menschen gewesen sind), sowie auch Fragmente von Pferdegebissen konnte man noch ziemlich gut unterscheiden. Daß die Germanen ihren Leichen die Waffenrüstungen mit ins Grab gegeben haben, ist schon oben aus dem Tacitus erwiesen, und solches wird hierdurch bekräftigt. Von Erz oder Kupfer fand man nichts, obgleich dieses die Deutschen eher und mehr als das Eisen gekannt und gebraucht haben sollen¹⁾, welches ich jedoch nicht glaube. Die allerältesten Grabstätten sind wohl diejenigen, worin das Hausgeräthe, Keile, Hämmer, Pfeile, Dolche, Messer usw. von Stein angetroffen worden²⁾, weil Stein das allerbekannteste und allgemeinste Subject zur Verarbeitung ist. Die Gewohnheit der Deutschen, ihren Leichen die Waffenrüstung mit ins Grab zu geben, hat noch lange gedauert. Im Grabe des fränkischen Königs Childeric, der im fünften Jahrhundert lebte, welches 1653 zu Tournay entdeckt wurde, fand man nebst dem Siegelring und Schreibzeug auch das Schwert dieses Königs³⁾. Die noch heutige Sitte, den Leichen hoher Kriegsbefehlshaber den Degen und andere Kriegsattribute aufzulegen, rührt noch von jenem Gebrauche her. Auch bei einigen wilden Völkern herrscht noch jetzt diese Sitte. Weil die Indier glaubten,

¹⁾ Neueste Mannigfaltigkeiten. 110. Woche.

²⁾ Ibidem.

³⁾ Chifflet. Anastas. Hilderici Montfaucon Monuments de la Monarch. franç.; Tom. I.

daß die Seelen der Verstorbenen sich im Lande der Geister noch auf die gewöhnliche Art beschäftigten und ihren Unterhalt auf der Jagd erwerben, auch dort mit Feinden kämpfen mußten: so begraben sie die Leichen mit ihren Bogen, Pfeilen und übrigen Waffen¹⁾.

LXVIII.

Die Schale,

welche man im Grabe fand, ist von Silber. Sie hat die Gestalt einer runden kleinen Theetasse oder des oberen Theils eines Salzfaßes. Am Rande ist sie zerbrockelt und überall grün angelauten. Ich halte sie für eine Opferschale; denn die germanischen Priester und Priesterinnen fingen das Opferblut in Schalen auf, um daraus zu weissagen²⁾. Das dabei gefundene steinerne Opfermesser scheint solches zu bestätigen. Man hat vielleicht sowohl die Schale als das Messer bei dem Todtenopfer des Druiden, Fürsten, oder wer auch der hier begrabene Vornehme gewesen sein mag, gebraucht und ihm demnächst in die andere Welt mitgegeben. Ihre Form und Größe ist Tabelle V Fig. 2 zu sehen. Das Gewicht derselben beträgt nicht viel über 2 Loth, denn sie ist sehr dünn.

Obgleich sie von Silber ist, die Deutschen aber wenig edle Metalle hatten, so scheint es doch, daß sie die Opferschalen, wegen der Wichtigkeit ihres Gebrauchs oder bei Leichenopfern der Vornehmen, von kostbarem Metall andern Schalen von geringeren Stoffen vorgezogen haben. Vermuthlich haben sie dieselben durch Tausch an sich gehandelt, denn sie bekamen ja wohl aus andern Ländern und von den benachbarten Völkern goldene Ketten und andere kostbare Geschirre, sowohl zum Geschenk als durch Tausch³⁾.

LXIX.

Der Donnerkeil,

welchen man gleichfalls im ruhenthalschen Grabe fand, verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Figur 3 gibt den Umriss. Er ist 4 Zoll lang, oben rund abgestumpft, in der Mitte beinahe 1 Zoll dick, unten 2 Zoll breit und platt, und scharf zugeeschliffen. Er ist schön polirt, von weiß-bläulich-grüner

¹⁾ Carvers Reisen durch die innere Gegend von Nordamerika.

²⁾ Schedius de Diis German.

³⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

Farbe. Der in den neuesten Mannigfaltigkeiten¹⁾ abgebildete und ebendaselbst²⁾ beschriebene, bei Potsdam gefundene Keil, welchen der Verfasser für eine Jaspisart hält und von welchem er sagt, daß im Repositorium der Tenzelschen curiosen Bibliothek ein genau ähnlicher beschrieben wäre, ist dem gedachten Donnerkeil vollkommen ähnlich. Der meinige ist ein wahrer Malachit, jener wird also gleichfalls von dieser Steinart sein; denn die Farbe trifft gerade überein. Daß die gemeine Meinung durchaus irrig sei, als wenn dergleichen Steine mit dem Donner in die Erde geschlagen würden, woher sie auch den Namen Donnerkeile, Donnersteine, Donnerärte haben, solches versteht sich wohl von selbst; sowie auch, daß es Aberglaube sei, was einige, sogar in anderer Rücksicht gelehrte Männer³⁾ von ihren wunderbaren Wirkungen sagen. Man findet sie oft in und bei alten deutschen Aschentöpfen⁴⁾. Man muß sie nicht mit den Belemniten verwechseln, welche auch wohl Donnersteine oder Donnerkeile genannt werden, aber langrund wie ein abgestumpfter Pfeil sind und ins Thierreich gehören, dahingegen jene aus dem Mineralreich genommen und durch Kunst verfertigt sind. Sie sind immer von harter Steinart, und zwar meistens von Hornstein und Marmor; bald größer, bald kleiner. Man nennt sie eigentlich Seraunien oder Cerauniten. Mehrere habe ich gesehen, und noch jetzt liegt einer vor mir, welchen ein Fachmann vor etlichen Jahren bei Paderborn, nahe bei einer Mühle, gefunden hat. Es ist ein gemeiner Hornstein, 6 Zoll lang, und gibt mit Stahl Feuer wie jeder andere Feuerstein.

LXX.

Die Form der Cerauniten ist mancherlei. Einige haben genau die Gestalt wie Zimmerkeile, sind oben stumpf und unten platt und breit. Andere haben an ihrem stumpfen Ende ein Loch und sind wie Hämmer oder auch Aelte gebildet. Man findet davon Zeichnungen bei mehreren Schriftstellern, z. B. bei

¹⁾ 111. Boche.

²⁾ 136. Boche.

³⁾ Rumphius, Amboinische Raritätenkammer.

⁴⁾ Schulzens Nachrichten von den in Sachsen gefundenen Todtenköpfen.

Olaus Wormius¹⁾, Gesner²⁾, Stobäus³⁾, Valentin⁴⁾, Rumpf⁵⁾ usw. Leherer sagt, daß in Indien sehr viele gefunden wurden, und zwar nicht allein von Stein, sondern auch von Metall, und daß die Malayen solche *Gig hi Gontur* und *Batugontur*, die Chinesen aber *Luyfhy* d. h. Donnerzahn, nannten, weil sie glauben, der Donner sei ein Thier mit einem Stierkopfe und speie diese Zähne, wenn er zornig sei, mit Brüllen aus. Daß die Gerauniten Werkzeuge der alten Völker gewesen, welche sie aus Mangel des Eisens zu Reilen, Hämmern, Pflugscharen und Holz- und Steinärten gebraucht haben, daran ist nicht zu zweifeln. Diejenigen, welche man in den alten Gräbern findet, sind den Leichen mitgegeben, um sie in der andern Welt zu gebrauchen, so wie sie dieselben in ihrem Leben gebraucht hatten; diejenigen aber, welche man hier und da auf Feldern oder an andern Orten findet, ohne daß da ein Grab ist, sind höchst wahrscheinlich verloren oder ehemals verworfen. Man kann übrigens über die sogenannten Donnerkeile ein mehreres nachlesen in Schröters lithologischem Reallexikon unter dem Titel: Donnerärte.

LXXI.

Der in der Ruhenthalschen Grabstätte gefundene Geraunit eignet sich weder zum Reil, noch zur Axt, zur Pflugschar ist er zu klein und zu schön; ebensowenig kann er eine Axt oder ein Hammer sein, weil er ohne Loch ist, durch welche ein Stiel hätte gesteckt werden können. Seine Schärfe am platten breiten Ende zeigt, daß er als Messer gedient habe, und zwar höchst wahrscheinlich ein Opferrmesser gewesen sei, welches beim Leichenopfer gebraucht und etwa einem hier begrabenen Priester als Attribut beigelegt worden. Daß sich alte Völker der scharfen Steine zu Messern bedient haben, ist schon oben bemerkt. Viele wilde Völker gebrauchen noch jetzt scharfgeschliffene Steine zu ihren Waffen und als Messer. Man findet besonders zu Mexiko sogar noch Scheermesser von Stein, welche man ehemals gebraucht und unter dem Namen *Coltelli indiani di sustanza*

¹⁾ Museum wormianum C. XII. L. I. Sect. II.

²⁾ De Figuris rerum fossilium.

³⁾ Opuscula.

⁴⁾ Museum Museorum P. I. C. XX.

⁵⁾ Rumphius, Amboinische Raritätenkammer. 3. Bd. Cap. 9.

di Pietro Focara bekannt sind ¹⁾. So findet man auch in den nordischen Ländern von Europa noch manchmal Steine wie Dolche und Spieße zugeschliffen. Ehemals wurde in Nordjütland die Spitze eines Wurfspießes, welche von Kieselstein gemacht war, bei einer mit Knochen und Asche angefüllten Urne gefunden ²⁾. Daß die alten nordischen Völker sich steinerne Schwerter und Streitärte bedienten, welche sehr scharf waren, haben verschiedene Schriftsteller angemerkt ³⁾. Sie verstanden die Kunst, harte Steine zu schleifen, sehr gut. Man glaubt sogar, daß sie hätten Steinmassen durch Kunst verfertigen können und daß manche ungeheure Steine, welche sie nachließen, wirklich auf diese Weise gemacht wären. Im Jahre 1700 wurde in Jütland einer gefunden, in welchem man, nachdem er zersprengt worden, 120 alte Pfennige entdeckte, welche darin verschlossen gewesen, wie in der allgemeinen Welthistorie aus der Schrift: *nova litteraria maris balthici*, angeführt wird.

LXXII.

Bei dieser Gelegenheit theile ich (Figur 4) den Umriss eines Stückes von einer echten alten deutschen Streitart mit, welche vor ein paar Jahren nicht weit von Bochum gefunden ist. Ein Bauer, welcher beschäftigt war, die uralte große Wurzel eines vor Menschengedenken abgehauenen Eichenbaumes auszugraben, weil sie ihn in seinem Acker hinderte, traf sie 4 Fuß tief in der Erde an. Sie wurde meinem Schwiegersohne, dem Apotheker Döring in Bochum, gebracht, welcher sie unter andern Kunst- und Naturfachen aufbewahrt. Sie ist von reinem Kupfer, obgleich verrostet. Ihre Länge beträgt, bis zum abgebrochenen spitzern Ende, wo sie ausgekehlt ist oder eine Rinne hat, 5 Zoll; ihre Dicke in der Mitte 1 Zoll, und das platte, breite und sehr scharfe Ende ungefähr 2 Zoll in der Breite. Ich habe nicht erfahren können, ob der Bauer noch etwas mehr dabei gefunden habe. Vermuthlich ist an dem Orte, wo sie lag, ein alter deutscher Ritter begraben. Der Umstand, daß sie unter und bei einer Eiche lag, scheint diese Vermuthung zu bestärken,

¹⁾ Francisc. Ximenes L. X. P. II. C. XIII.

²⁾ Olaus Wormius. Museum L. I. Sect. II. C. XIII.

³⁾ Rothe de Gladiis veterum imprim. Danorum. Saxo Grammaticus. Pontoppidan. Danske Atlas. Rodens cimbrische Antiquitäten-Remarquen.

denn die Eichen waren den alten Deutschen heilig, und weit ältere Völker pflegten ihre Todten unter Eichen zu begraben¹⁾.

LXXIII.

Der zungenförmige Stein.

Ein anderer besonderer Stein (Figur 5) lag nahe bei der großen Urne. Es ist ein gemeiner Sandstein, ungefähr eine Spanne lang, 2 Zoll breit und $\frac{1}{2}$ Zoll dick. Er ist etwas gekrümmt und hat fast die Gestalt einer Zunge. Seine Flächen sind glatt. Er scheint blos von der Natur gebildet und geschliffen zu sein, und die Kunst hat an seiner Form keinen Antheil. Vermuthlich hat man ihn aus den Steinen, welche in mancherlei zufälliger Gestalt sich in der nahen Ruhr befinden, ehemals herausgelesen und der Leiche beigelegt. Er muß etwas bedeuten, denn er war der einzige dieser Art, welcher sich im Grabe befand. Ich glaube, daß es ein Schleifstein gewesen ist, welchen einer der Verstorbenen und hier Begrabenen zur Polirung seiner Waffen gebraucht hat. Bei dänischen und holsteinischen Urnen trifft man ähnliche Schleifsteine an²⁾.

LXXIV.

Der Feuerstein.

Noch fand man nahe bei den Scherben der größern Urne einen Stein von der Größe einer halben Faust. Er ist unförmlich und ein gemeiner Feuerstein (*Silex pyromachus* Linn.). Ich glaube, daß ihn einer der Verstorbenen ehemals zum Feuer schlagen gebraucht und man ihm denselben zu diesem Behuf in die andere Welt mitgegeben habe. Es kann auch sein, daß an diesem Steine das Feuer zum Leichenbrande geschlagen und er aus Aberglauben beigelegt worden ist. Durch Zufall ist er wenigstens nicht ins Grab gekommen, denn in der Nachbarschaft desselben gibt es keine Steine dieser Art³⁾.

¹⁾ 1. B. Mos. 35, 8. 1. Sam. 31, 13. 1. Chron. 11, 12 usw.

²⁾ Müllers Versuch einer Abhandlung von den Urnen der alten nordischen Völker. Schleswigisches Magazin S. 287.

³⁾ Anmerkung des Herausgebers. Der Feuerstein tritt im Hauenthal in großen Mengen zutage, so an der südlichen Seite des Hauses des Vorstehers Friedrich Schröder.

LXXV.

Oben ist schon erzählt, daß eine von den in dem Grabe gefundenen Urnen, nach den Scherben zu urtheilen, etwas enger und höher als die übrigen gewesen sei. Vermuthlich war sie das Behältniß weiblicher Leichenreste. Denn zwischen und bei den Trümmern dieser Urne fanden sich mehrere besondere Dinge, welche zum weiblichen Gebrauche gedient zu haben scheinen. Sie müssen also einer Germanin zugehört haben. So wie man den Männern dasjenige, was ihnen im Leben lieb und nöthig gewesen war, mitgab: so gab man auch den Weibern dasjenige mit, was ihnen im Leben nützte, es sei nun Fugsache oder weibliches Arbeitszeug gewesen. In den Wendenschen Urnen, welche man 1768 bei Potsdam fand, waren Ringe, Hefte, Stifte von Knochen, Knöpfe, Kräusel, Haarnadeln, ein kupfernes Scheermesser, Ohrgehänge von Glasperlen usw.¹⁾ In andern, ehemals bei Götbus gefundenen Wendenschen Urnen waren gleichfalls Nadeln, Hefte, Haken und Knöpfe²⁾. Beckmann³⁾ versichert, daß man in den Brandenburgischen Urnen Haarnadeln, Ohrgehänge, mancherlei bunte Korallen von Thon, Glas und Bernstein, Halsketten, Armbänder und Finger- ringe, sogar goldene, gefunden habe. Auch Mellen⁴⁾ erzählt, daß in den zu seiner Zeit nicht weit von Posen ausgegrabenen sarmatischen Urnen Nadeln von Silber und Kupfer nebst andern Sachen angetroffen worden, worunter auch ein Donnerkeil war. Daß besonders die nordischen Völker gewohnt gewesen, zu der Asche der vornehmen Leichen Gold, Silber und Kleinodien mancher Art in die Urnen zu legen, bestätigen mehrere Schrift- steller⁵⁾. Den Kinderleichen legte man sogar ihr Spielzeug bei⁶⁾. So trifft man noch jetzt in den alten dänischen Gräbern, nebst allerlei Hausgeräthe, Spielzeug für Kinder, Nadeln, Ringe, Spangen, Schleiffsteine, Messer, Amulette und kleine Götzenbilder

¹⁾ Neueste Mannigfaltigkeiten. 105. 110. 133. 136. Woche.

²⁾ Happel relat. cur. P. IV.

³⁾ Beschreibung der Kurmark Brandenburg. 2. Thl.

⁴⁾ Historia urnae sepulchral. sarmat.

⁵⁾ Saxo grammat. Hist. Dan. L. VIII. Keisler in antiquitat. septentrional. pag. 115.

⁶⁾ Müllers Versuch einer Abhandlung von den Urnen der alten nordischen Völker.

an¹⁾. Einige wilde Völker haben noch den Gebrauch, ihren Todten allerlei Kostbarkeiten mit ins Grab zu geben. Obiedo sah das Begräbniß eines Kaziken von St. Domingo, welchem seine Juwelen und diejenigen Dinge, die ihm am liebsten gewesen waren, mit ins Grab gegeben wurden²⁾. Eben dieses war in Mexiko üblich³⁾. Carver in seinen Reisen durch die innere Gegend von Nordamerika sagt, daß die Indier, außer der Kleidung und allerlei Hausrath, sogar Farben, um sich zu bemalen, den Todten mit ins Grab geben. Die in der Ruhestätte gefundenen weiblichen Werkzeuge und Putzsachen sind übrigens weder von äußerem Werthe noch Schönheit. Diese Simplicität zeugt desto mehr vom höhern Alterthum derselben. Denn goldene und silberne Zierrathen dieser Art, welche man in andern weiblichen Urnen angetroffen hat, deuten, wie schon oben (XLVIII) bemerkt ist, auf ein jüngeres Zeitalter, in welchem die Deutschen an edlen Metallen reicher und mit dem Luxus bekannter waren. Die gefundenen weiblichen Attribute sind folgende:

LXXVI.

Ein steinerner Knopf.

Er ist plattrund aus einem schwarzblauen harten Marmor gebildet, sehr glatt polirt, hat die Größe einer kleinen welschen Nuß, rund umher eine Rinne und ein von der plattrunden Fläche bis durch die andere bringendes Loch, welches so groß ist, daß eine dicke Federspule durch dasselbe gesteckt werden kann. (Figur 6). Er ist gerade so gestaltet, wie die Wirbel, deren sich die Frauen ehemals, und in einigen Gegenden noch jetzt, zum Spinnen und Zwirnen des Garns bei der Kunkel, statt der Spule bedienen, um die Spille durchzustechen. Unstreitig hat er auch der alten hier begrabenen Germanin dazu gedient. Das eigentliche Spinnrad und der Haspel sind, wie bekannt ist, neuere Erfindungen. Daß die altdutschen Schönen das Spinnen und andere Flachsarbeit verstanden haben, ist gewiß, denn die Weiber, besonders die Priesterinnen, trugen Kleider von Leinwand (XXVII). Selbst die vornehmen Damen der frühen deutschen

¹⁾ Camerers Schreiben von einigen Merkwürdigkeiten der holsteinischen Gegenden. Müller loco citato.

²⁾ 3. Stück S. 49.

³⁾ Ibidem pag. 51.

Zeit hielten es für keine Unehre, sich mit Spinnen und Weben zu beschäftigen. Die vornehmen Mädchen und Weiber der nordischen Völker verfertigten nicht allein für sich und ihre Anverwandten, sondern sogar für ihre Bedienten Kleider; zuweilen nöthigten die Hofbedienten eines Königs ihn zur Heirath, damit ihre Kleider ausgebessert würden*). Andere Völker pflegten ehemals zu den Leichen der Weiber einen Rocken und eine Spindel zu legen**). Es ist also so auffallend nicht, daß auch die Deutschen solches thaten.

LXXVII.

Ein kleines Knöpfchen.

Es ist von der Größe einer dicken Erbse, mehr viereckig als rund, von Eisen, welches sehr verrostet ist. Es hat eine Höhlung, welche an einer Seite nur offen ist. Vermuthlich war es ein Ohrgehänge oder ein Halschmuck oder der Kopf einer eisernen Nadel. Einen andern Nutzen davon kann ich mir nicht denken.

LXXVIII.

Zwei Fischzähne.

Diese (Figur 7) lagen ebenfalls in der gedachten Urne bei den übrigen Sachen. Einer von ihnen ist ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll lang, der andere etwas kleiner. Beide sind sehr weiß und etwas gekrümmt, ziemlich spitzig, ganz platt auf ihrer Fläche, inwendig aber hohl; übrigens so gebildet, wie die bekannten Zahnsteine oder Meerzähne (Entalia, Dentalia), welche unter die Meergewächse oder Muscheln gerechnet werden, weil in ihrem röhrichten Innern ein Wurm (Terebella) wohnt. Jedoch halte ich die gedachten beiden Stücke für wirkliche Zähne, entweder von einem großen Hecht, Stör oder einem andern Fische, welche durch die Länge der Zeit versteinert worden. Daß sie als Hefte oder Nadeln zum weiblichen Putze gedient haben, daran ist nicht zu zweifeln. Sie sind der Asche der weiblichen germanischen Leiche beigelegt worden, weil zu der Zeit vielleicht die Metalle noch zu selten in Deutschland waren, von denen man sonst in andern Aschenküngen Nadeln und Hefte angetroffen hat.

*) Allgem. Welthist. 32. Thl., S. 346.

** Neue Quartalschr. zum Unterricht und Unterhaltung. 1786. 3. Stück S. 52.

Daß die alten Germanen statt anderer Nadeln oder Nägel Fischgräten gebraucht haben, solches scheint aus einer Stelle des Tacitus zu erhellen*); es kann also auch sein, daß ihnen die Fischzähne dazu dienten. Ein anderes knöchernes Ding, 1½ Zoll ungefähr lang, an dem einen Ende spitz, am andern platt und breit, wie eine Schaufel (Figur 8), fast wie ein menschlicher Schneidezahn gestaltet, etwas gekrümmt, befand sich auch dabei. Es ist wahrscheinlich ebenfalls als Nefnadell gebraucht. Es ist so weiß wie Elfenbein.

LXXIX.

Ein schmales längliches Stück Zinn.

Dieses (Figur 9) war an seiner äußern Fläche etwas zerfressen, im Schnitt zeigte es sich wie das reinste Zinn. Weil es in der Urne beschützt gelegen hat, so wird es deswegen unverfehrt geblieben sein. Es hat genau die Gestalt eines Haarspießes, so wie ihn noch jetzt die Bäuerinnen in hiesiger Gegend zur Befestigung ihrer Haarflechten gebrauchen. Ich glaube also, daß dieses Stück zu eben dem Gebrauch des germanischen Mädchens oder Weibes gedient habe, dessen Nefte hier aufbewahrt wurden. Die alten deutschen Schönen müssen überhaupt viel auf ihren Haarpuz gehalten haben, weil in mehreren Urnen sich Haarnadeln, Haarzangen und andere zum Haarschmuck gehörige Sachen gefunden haben**).

LXXX.

Ein weißes Pulver.

Dieses lag in einem kleinen Klümpchen beisammen zwischen der fetten Asche in der Urne. Es sah wie zerfallener Kalk aus, hatte aber etwas Glanz. Die Quantität mochte ungefähr 3 Gran an Gewicht betragen. Ich halte dieses Pulver für verfallte Perlen. So selten die Perlen bei den alten Deutschen waren, so kann es doch sein, daß die Germanin als eine vornehme Person einige in ihrem Leben zum Schmuck, entweder am Halse oder in den Ohren getragen habe, welche man ihrer Asche beifügte, mit der Zeit aber verfallt wurden. Daß es indianische Perlen gewesen sein sollen, läßt sich nicht denken; desto wahrscheinlicher aber ist es, daß es schottländische

*) Tacitus de moribus German. § 6.

**) Neueste Mannigfaltigkeiten. 136. Woche.

gewesen sind: denn die alten Deutschen hatten mit den Britanniern eine enge Verbindung. Tacitus¹⁾ hält den Ursprung der Britanniern und Germanen für eben denselben, versichert auch²⁾, daß die britannischen Perlen schon zu seiner Zeit bekannt gewesen. Da auch in den gemeinen Fluß- und Teichmuscheln nicht selten Perlen, obgleich von schlechter Art angetroffen werden³⁾: so läßt es sich noch leichter erklären, woher die alte Germanin solche genommen haben könne.

LXXXI.

Bei der großen Urne wurde noch ein besonderes Ding gefunden, welches wie ein Hörnlein (Figur 10) gestaltet war und wirklich eine hornartige Substanz hatte, ungefähr ein Zoll lang, inwendig hohl, an dem einen Ende stumpfspitzig und geschlossen, am andern dick und offen war und abgebrochen schien. So räthselhaft mir dieses Stück selbst, dessen Gebrauch, und die Ursache, warum es der Leiche beigelegt worden, anfangs vorkam, so zweifle ich doch nunmehr nicht, daß es der Nagel oder die Kralle einer Bären- oder Wolfzunge und ein Ueberrest desjenigen Thierpelzes sei, welchen der hier Begrabene in seinem Leben getragen, und nachdem sein Körper verbrannt worden, mit ins Grab bekommen hat. Daß man den Leichen auch Kleidungsstücke in die andere Welt mitgegeben habe, obgleich man sie eigentlich nicht mit verbrannte, scheint gewiß zu sein. Bekannt ist es auch, daß die alten Germanen sich in Thierhäute kleideten. Die Kralle der etwa am Pelze gebliebenen Tagenhaut konnte länger, als das übrige des Pelzes, der Vermoderung widerstehen, und darum scheint sie bis jetzt in der Erde erhalten zu sein. Daß Hörner und Thierklauen der Fäulnis ebenso sehr als harte Knochen in der Erde widerstehen, solches ist schon von andern bemerkt⁴⁾.

LXXXII.

Ein mit fremden Charakteren bezeichneter Stein, oder der Runenstein.

In der Grabstätte, seitwärts der großen zerbrochenen Urne,

¹⁾ Vita Julii Agricola. § 4.

²⁾ Ibidem § 5.

³⁾ Berlinisches Magazin. 4. Bd., St. 2, § 109.

⁴⁾ Garmann de miraculis mortuor. L. III. Tit. II, § 37.

lag ein vorzüglich merkwürdiger Stein. Seine Form ist ein unregelmäßiger Würfel (Figur 11).

Die Höhe beträgt über 10 Zoll, die Oberfläche 11 Zoll, die untere Fläche $8\frac{1}{2}$ Zoll. An einer Seite ist die untere Fläche etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll gerade abgehauen. Die Oberfläche ist etwas konver, die untere aber eben. Es ist ein grober, gemeiner, weiß-grauer, aber doch fester Sandstein und grob behauen. Auf der Oberfläche sind Furchen, ziemlich tief, aber sehr roh eingehauen, welche ungefähr 1 Zoll weit voneinanderstehen, und zwar in ziemlich gerader Linie, aber nicht nach der Länge und Breite, sondern schräg von einer Ecke nach der andern laufen (Tabelle I). Zwischen diesen Furchen, welche als Hauptlinien erscheinen, sind noch viele unordentliche Linien, welche von der groben Behandlung des Steinmeßers, welcher ihn ausgebildet hat, entstanden sind. Auf der obern oder breitem konvergen Fläche befinden sich viele äußerst rauh geformte Charakteren, theils oberflächlich, theils tief eingehauen, welche meistens $\frac{1}{2}$ Zoll lang sind. Diese Charakteren sind zum Theil auf den Furchenlinien, zum Theil zwischen denselben angebracht, fast wie Musiknoten. Die meisten fließen mit den gedachten Linien ineinander, wodurch ihre Gestalt sehr undeutlich wird; viele sind auch abgestoßen, daher entsteht noch mehr Undeutlichkeit. Auch die Ecken der Oberfläche sind hier und da abgestoßen. Die theils tiefere, theils oberflächlichere Einhauung der Charakteren muß, wie es scheint, eine eigene Bedeutung haben, weil sich einigemal ein und ebenderfelbe Charakter nahe beisammen befindet, wovon der eine tief und gleichsam eingebohrt, der andere aber flach ist. Daß diese Charakteren nicht zufällig auf den Stein gekommen, sondern mit Fleiß gemacht sind und überhaupt eine Beziehung auf die Grabstätte und die darin befindlichen Zeichenreste, wenigstens eine besondere Bedeutung haben und eine Schrift vorstellen, ist gewiß. Denn nur die Oberfläche des Steines ist, wie gesagt, mit Charakteren bezeichnet; auf der untern und den Seitenflächen findet man aber nichts dergleichen. Auch kommen einige Charakteren mehr als einmal vor, und bei aller anscheinenden Unregelmäßigkeit ist doch eine gewisse Ordnung bei denselben nicht zu verkennen. Sie haben keine Aehnlichkeit mit den hebräischen, alten und neuen griechischen und lateinischen, syrischen oder irgend anderen mir bekannten Buchstaben. Auch nicht mit den Steinschriften, welche

Pokole¹⁾ in den Morgenländern gesammelt oder auch andere Reisende in andern Ländern angetroffen haben. Unter denen in neueren Zeiten in Sibirien gefundenen unbekannten Steinschriften, welche in den neuesten nordischen Beiträgen²⁾ beschrieben und abgebildet sind, befinden sich zwar einige wenige Buchstaben, welche mit den gedachten Charakteren einige Aehnlichkeit haben, aber auch diese Aehnlichkeit ist für nichts zu rechnen. Die größte Gleichheit haben sie mit der sogenannten Runenschrift; denn mehrere Charakteren lassen sich bei dem ersten Anblick als runische erkennen, so daß daran kein Zweifel übrig bleibt, daß die Schrift auf dem Steine runisch sei. Wer entweder Runensteine oder auch nur echte Abbildungen derselben gesehen, wird solches zugeben. Die Schriften auf denselben sind fast immer zwischen zwei Linien oder Furchen eingeschlossen³⁾. Auf jenem Steine sind eben solche Linien oder Furchen; jedoch hat der Künstler, welcher die Charakteren eingehauen, entweder mit Willen, oder weil er zu nachlässig und unvorsichtig verfuhr, viele gerade auf den Linien, und die Linien selbst nicht gerade, sondern schräglaufend angebracht, zum größten Nachtheil der Deutlichkeit der Schrift. Zierlichkeit ist hier überhaupt gar nicht, sondern aus der ganzen Arbeit scheint die äußerste Simplität und Rohheit hervor. Alles zeigt die Kindheit der Schreibkunst mit runischen Buchstaben. Deswegen wage ich es zu vermuthen, daß dieser Runenstein wohl der älteste von allen bisher bekanntlich existirenden sein möge, und daß alle, welche sich in Schweden, Dänemark und anderen nordischen Ländern befinden und daselbst noch zur Zeit entdeckt sind, später als dieser verfertigt worden. Um den Werth dieses Steines desto besser beurtheilen und schätzen zu können, finde ich für nöthig, hier von der Schreibkunst der Deutschen und von den Runen überhaupt etwas umständlicher zu handeln; besonders auch, weil die Auffindung der Runensteine, zwar in den eigentlichen nordischen Ländern nicht selten, dagegen aber im eigentlichen Deutschland etwas Außerordentliches ist, folglich eine desto größere Achtung verdienet.

¹⁾ Beschreibung des Morgenlandes. 1. Thl.

²⁾ 2. Bd. Tit. 8.

³⁾ Allgem. Welthist. 31. Thl., S. 588.

LXXXIII.

Man hat es für ungewiß halten wollen, ob die alten Germanen, da sie überhaupt in Künsten und Wissenschaften hinter anderen damaligen Nationen weit zurück waren, die Kenntniß der Buchstaben oder die Kunst des Schreibens gehabt hätten, weil Tacitus ausdrücklich sagt¹⁾, weder ihre Männer noch Weiber hätten das Geheimniß der Buchstaben (*secreta litterarum*) gehabt. Indessen hat gedachter Schriftsteller, sowie in einigen andern Stücken, welche die Germanen betreffen, auch in diesem geirrt, wenn er nicht etwa, wie ich glaube, unter dem Geheimniß der Buchstaben die gewöhnliche Schreibkunst nicht, sondern die Cryptographie oder geheime Schreibkunst andeuten wollen, deren sich oft die Römer bedienten²⁾. Vielleicht hat er auch unter *secreta litterarum* bloß die Liebesbriefe verstanden, mit denen sich die deutschen Jünglinge und Mädchen nicht abgaben; wenigstens sollte man solches fast aus dem Zusammenhange, in welchem er dieses sagt, schließen. Tacitus sagt auch an einem andern Ort selbst³⁾, die Deutschen pfl egten Zweige von den Bäumen mit gewissen Not en zu bezeichnen und solche zum Weissagen zu gebrauchen. Wenn man nun auch nicht annehmen will, daß diese Not en gerade sogenannte runische Charakteren gewesen wären, als welche ursprünglich nur einfache Striche waren: so sagt eben dieser Schriftsteller doch⁴⁾, es wären zu seiner Zeit an der Grenze Germaniens und Rhät iens Denkmäler und Grabhügel mit griechischer Buchstabenschrift vorhanden gewesen; und anderswo⁵⁾ erzählte er noch, daß ein gewisser chatti scher Fürst an den römischen Senat Briefe gesandt habe, worin er versprochen, ihren Feind Arminius hinzurichten, wenn man ihm dazu Gift übersenden wolle. Auch Cäsar sagt⁶⁾, daß sie sowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten sich griechischer Buchstabenschrift bedient

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

²⁾ Breithaupt Ars deciferatoria § 5.

³⁾ Tacitus de moribus German. § 4.

⁴⁾ Ibidem. § 1.

⁵⁾ Tacitus Annal. L. II. C. XII.

⁶⁾ Julius Caesar de bello gall. L. IV.

hätten und an einem anderen Orte¹⁾ versichert er, daß man im Lager der Helvetier Tafeln gefunden und ihm gebracht hätte, worauf mit griechischen Buchstaben eine Berechnung der aus ihrer Heimath gezogenen Völker verzeichnet gewesen. Daß damals die Deutschen und eigentlichen Gallier griechische Buchstaben gebraucht haben, mag wohl daher kommen, weil eine griechische Pflanzstadt zu Marseille war, von daher die griechische Schrift erst nach der Schweiz und demnächst weiter nach Deutschland gebracht ist²⁾. Daß die alten Germanen die Kunst zu schreiben verstanden haben, ist also ausgemacht gewiß; ob aber die griechischen Buchstaben die ersten gewesen, welche die Deutschen kennen lernten, imgleichen, ob die Runenschrift, welche hier und da etwas Ähnlichkeit mit der griechischen hat, von dieser abstamme oder von einer andern, welche älter als die griechische ist, solches ist ungewiß. Wahrscheinlich dünkte es mir, daß die Runenschrift älter als die griechische sei, und die Deutschen jene seit undenklichen Zeiten her gekannt haben. Ein gewisser Schriftsteller³⁾ versichert, daß die nordischen Völker lange vor Erfindung der lateinischen und ehe die Kenntniß der griechischen Buchstaben zu den Römern gekommen wäre, ihre eigene Buchstabenschrift gehabt hätten, welche sich noch auf Steinen und Felsen befände. Er meint die Runenschrift. Sie soll von den alten Scythien abstammen⁴⁾. Weil nun, wie schon oben bemerkt ist, diese die Stammeltern der Deutschen gewesen sein sollen: so wäre es leicht zu erklären, warum die letztern schon so früh zur Kenntniß der gedachten Schrift gekommen sind. Andere glauben, daß die Cimbrer die Erfinder der runischen Buchstaben und diese schon 600 Jahre vor den Zeiten Karls des Großen auch bei den Germanen üblich gewesen wären⁵⁾. Einige schreiben die Erfindung derselben dem Odin, jenem berühmten Gotte der nordischen Völker, zu; allein die Runen sind wahrscheinlich viel älter als Odin. Dieser hat sie zwar in die nordischen Länder eingeführt, aber nicht selbst erfunden, sondern von den Scythien erlernt.

¹⁾ Julius Caesar de bello gall. L. I.

²⁾ Allgem. Welthist. 17. Thl., S. 46, N. Du.

³⁾ Magnus Histor. Succ. L. I. C. VII.

⁴⁾ Allgem. Welthist. 32. Thl., S. 388.

⁵⁾ Breithaupt Ars deciferatoria.

LXXXIV.

Das wahre und eigentliche Alter der runischen Buchstaben läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Ein schwedischer Schriftsteller¹⁾ behauptet, daß sie wenigstens schon 300 Jahre vor Christi Geburt entstanden wären und aus dem damals abgekommenen jonischen Alphabete ihren Ursprung hätten. Ein anderer, Namens Johann Gieranson, welcher viele Holzschnitte von Runen unter dem Titel: *Vautil* herausgegeben hat, setzt gar einen schwedischen Runenstein in 2000 Jahre nach Erschaffung der Welt²⁾, und ebenso bestimmen andere die Zeit der Sündfluth als den Anfang der Runenschrift³⁾. Dieses ist übertrieben, so wie auf der andern Seite diejenigen irren, welche die Erfindung erst ins 11. Jahrhundert setzen. Daß wenigstens um die Zeit oder gleich nach der Zeit der christlichen Zeitrechnung schon die Runenschrift gebräuchlich gewesen sei, ist mehr als wahrscheinlich: denn im 4. Jahrhundert wurden die alten einfachen Runencharakteren von den Gothen verbessert und dadurch vollkommener gemacht, daß sie den einfachen Strichen, woraus sie bestanden, Stützen oder Anhänge gaben, welche man an den Buchstaben des gothischen Alphabets sieht. Der gothische Bischof Ulfila, welcher um das Jahr Christi 380 unter dem Kaiser Valens lebte, soll von diesem Alphabete der Erfinder sein⁴⁾. Er übersezte das neue Testament in die gothische Sprache und schrieb es mit gedachten Buchstaben. Von den Runenbuchstaben sagt auch schon ein alter Schriftsteller⁵⁾, welcher anfangs des 6. Jahrhunderts lebte, daß sie unter den Franken üblich gewesen waren. Er beschreibt sogar ihre Art, sie einzuschneiden.

LXXXV.

Die Benennung *Runenschrift* hat ihren Ursprung vom alten Worte *Rona*, lernen oder gelehrt sein⁶⁾, oder nach der Meinung anderer vom alten Worte *Rynner*, welches Furchen

¹⁾ Beuzels Entwurf einer Geschichte des schwedischen Volkes.

²⁾ Allgem. Welthist. 31. Thl., S. 579.

³⁾ Ibidem S. 574.

⁴⁾ Ibidem S. 336 und 487.

⁵⁾ Vennatius Fortunatus.

⁶⁾ Sternhielm. Praefat. ad Edit. Evangel. Ulphilae.

oder Einschnitte bedeutet¹⁾. Beide Herleitungen sind passend. Letztere, weil die Runen selbst nicht allein eingeschnitten, sondern auch, obgleich nicht immer, doch gewöhnlich zwischen Furchen gestellt sind; erstere aber, weil die Kenntniß der Buchstaben eben nicht bei jedem alten Deutschen oder Normann, sondern nur bei ihren eigentlichen Gelehrten zu suchen war. Nur die Druiden oder Priester werden die Kunst zu lesen und zu schreiben verstanden haben, so wie noch lange nach Einführung des Christenthums die Gelehrsamkeit bloß ein Eigenthum der Geistlichen und Mönche war und blieb. Diejenigen, welche bei den eigentlichen nordischen Völkern die Schreibkunst verstanden, nannte man *R u n a m e s t a r e* (Runenmeister), und diese machten ein eigenes Kollegium aus²⁾. Daß auch die Priesterinnen und Wahrsagerinnen der alten nordischen und deutschen Völker die Runen verstanden haben, ist wahrscheinlich. Ihre Benennung *Alruna* oder *Alironia*, welche eine kluge und weise Frau bedeutet, scheint davon herzukommen³⁾.

LXXXVI.

Die Schriften, für welche man etwas für die Nachwelt aufbewahren wollte, wurden überhaupt in den alten Zeiten auf Felsen und Steinen eingegraben. Nachher bediente man sich auch des Holzes, der Metalle, der Thierhäute usw. dazu. So ging es auch mit der Runenschrift, die ältesten und meisten trifft man in Stein gehauen an; doch wurden sie auch von den nordischen Völkern in großen Fischgräten, Baumrinden, hölzernen Tafeln oder auch Stäben gegraben⁴⁾. Vom letztern Gebrauche soll die Benennung *Buchstabe* herrühren. Die Gestalt der Runenbuchstaben ist deutlich auf den alten steinernen Denkmälern, deren man in Schweden, Dänemark und andern nordischen Ländern viele antrifft, aufbewahrt, und zwar findet man sie größtentheils auf alten Leichensteinen. Obin führte die Gewohnheit ein, großen Männern zum Andenken Steine zu errichten, welche beschrieben wurden⁵⁾. Die Gewohnheit, beschriebene Leichensteine zu setzen, dauerte nach der Einführung

¹⁾ Olaus Wormius de litteratura danica.

²⁾ Ibidem.

³⁾ Jornandes de rebus geticis.

⁴⁾ Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 338.

⁵⁾ Allgem. Welthist. 31. Thl., S. 572.

des Christenthums fort, und, wie bekannt ist, noch bis zu unserer Zeit. Die Schriftzüge der Runen sind nicht überall sich ganz gleich, sondern sehr verschieden. Einige Runen bestehen nur aus einfachen Strichen, andere sind zusammengesetzter, so daß ihre Gestalt sich den griechischen und lateinischen Buchstaben nähert (Tab. III). Beide Arten trifft man in Schweden an. Die letztere Art findet man in dem eigentlichen Schweden auf den alten Runensteinen häufig, sowie auch in andern benachbarten nordischen Ländern, und man nennt solche die *g e m e i n e* Runenschrift. Die erstere Art aber findet man nur auf den Steinen im *H e l s i n g e l a n d*, welches vormalz die *Quenen*, ein uraltes Volk, das von den Gothen vertrieben wurde, bewohnten*). Man nennt diese Schrift *h e l s i n g s c h e* Runen. Sie bestehen nur aus einfachen Strichen und Punkten, welche von ihrer verschiedenen Lage zwischen den Furchenlinien größtentheils die Bedeutung erhalten. Sie sind ohne Zweifel, wo nicht die ursprünglichsten, doch die ältesten Runen. Es ist ja sehr natürlich, daß man aus der Einfachheit derselben auf ein höheres Alter schließe: denn den Buchstaben erging es so, wie andern Erfindungen, welche nur nach und nach eine größere Vollkommenheit erhalten. Die Runenbuchstaben haben ohnehin auch in späteren Zeiten manche Veränderung ihrer Gestalt erlitten. Es gibt sogar einige Runenschriften, welche man nicht entziffern kann, obgleich sie aus einem jüngern Zeitalter als die gemeinen Runen sind.

LXXXVII.

Man machte ehemals von der Runenschrift einen doppelten Gebrauch. Eines Theils nutzte man sie als ordentliche Schrift, um für die Nachwelt Nachrichten aufzubewahren, welche entweder einzelne Personen oder öffentliche Sachen betrafen, oder auch dem noch Lebenden seinen Willen mitzutheilen. Andern Theils gebrauchte man sie als ein mystisches oder magisches Mittel, d. h. zur Zauberei. Schon Odin soll in seinem Leben vermittlest der Runen allerlei bewunderungswürdige Künste und Thaten verrichtet und die Anwendung derselben den Priestern gezeigt haben, welche die Zauberkunst fortpflanzten**). Bekanntlich waren die Germanen und andere nordische Völker dem

*) Ibidem S. 48.

**) Wormius de litteratura danica.

Überglauben sehr ergeben, deswegen unterschied man die Runen in *Alfrunas* oder *Swarirunas*, d. h. Zauberrunen, deren Bedeutung und Anwendung geheim war; und in *Malrunas* oder *Logorunas*, welche zur gemeinen Schrift dienten¹⁾. Die Notizen, mit welchen, nach dem Berichte des Tacitus, die Deutschen die Zweige der heiligen Bäume bezeichneten, um daraus zu weissagen, scheinen Alfrunen gewesen zu sein.

LXXXVIII.

In einigen Büchern findet man Runenalphabete abgebildet. Die meisten derselben, ja fast alle, z. B. im Breithaupt²⁾, Schedius³⁾ u. s. w. sind eigentlich nicht altrunische, sondern neuere gothische Alphabete. Auch das Markmannische Alphabet des Grabanus Maurus und Wolfgangs Pazius, imgleichen das Angelsächsisches, welche in der allgemeinen Welthistorie⁴⁾ mitgetheilt werden, sind nicht altrunisch, obgleich sie davon abstammen. Gesner gibt auf einer besonderen Tafel des Eduardus Vernardus sechs alte Alphabete, worunter ein gothisches nach Alfils' Erfindung vom Jahre 388, und ein runisches aus dem Gothischen vom Jahre 400 ist. Im letztern kommen einige Buchstaben vor, welche auf dem Ruhenthalischen Steine, ungeachtet der Verstümmelung, kenntlich scheinen, z. B. das Gnesol, Lagur, Sol u. s. w. Besonders sind in der Allgemeinen Welthistorie⁵⁾ als Vignette 3 Runenalphabete angebracht, nämlich ein spanisches, gemeines und helsingisches, welche jedes nur aus 16 Buchstaben bestehen, nämlich aus f. n. th. o. r. k. h. n. i. h. s. t. b. l. m. r. final. Das helsingische, welches der Professor Magnus Celsius zuerst aus den Runensteinen des Helsingelands entziffert hat⁶⁾, ist das einfachste und folglich nach aller Wahrscheinlichkeit das älteste. Die Ruhenthalische Steinschrift hat damit

¹⁾ Allgem. Welthist., 32. Thl., S. 326.

²⁾ Ibidem. S. 338; Breithaupt *Ars deciferatoria* § 9.

³⁾ Ibidem.

⁴⁾ Schedius de Diis German. pag. 445.

⁵⁾ 31. Thl., S. 595.

⁶⁾ Ibidem S. 487.

die auffallendste Gleichheit in Gestalt und Einfachheit der Charakteren und der Lage derselben zwischen den Furchen oder Linien. Manche dieser Buchstaben, z. B. das m, n und r stehen aber in einer umgekehrten Lage, wenn man sie mit den Buchstaben des helsingischen Alphabets vergleicht. Vermuthlich ist jene umgekehrte Lage die ursprünglich richtige. Denn wenn man zugleich den oben schon angeführten Umstand erwäget, daß einige Charakteren tief, andere flach eingehauen sind, welches sicherlich nicht ohne Bedeutung ist und eine sehr natürliche Simplicität des Schreibens anzeigt: so kommt man in Versuchung, zu glauben, daß die Ruhenthalschen Urnen älter als die Helsingischen sind. Damit würde dann auch bestätigt, daß die eigentlichen Germanen die Runenbuchstaben eher als die Schweden, Dänen und andere nordischen Völker gekannt hatten; besonders wenn es wahr wäre, daß letztere den Gebrauch der Runen erst vom Odin gelernt und dieser selbst sie von den Scythen bekommen haben sollte: denn die Deutschen als Abkömmlinge der Scythen konnten sie von diesen gleichsam aus der ersten Hand und früher als Odin erhalten, und wahrscheinlich haben sie die erste und ursprüngliche Gestalt derselben beibehalten. **Die Ruhenthalsche Runenschrift wäre also als die älteste und bisher einzige bekannte in ihrer Art und als ein äußerst wichtiges Denkmal anzusehen.**

LXXXIX.

Daß es möglich sein sollte, den Sinn dieser Schrift vollkommen herauszubringen, glaube ich nicht. Ich habe sie so genau, als menschenmöglich ist, kopirt, und theile sie in (Tabelle I) Holz geschnitten mit*). Dieser Holzschnitt zeigt sich verkleinert. Zwar erscheinen fast alle Buchstaben als bloße Kreise; dieses rührt aber daher, theils wegen der anfänglichen äußerst rohen Einhauung und Bearbeitung derselben, theils weil wegen des hohen Alters die Ränder und Ecken der Buchstaben abgestoßen

*) Anmerkung des Herausgebers. Da die Zeichen des Kortumschen Holzschnittes selbst weiß, der Grund des Steins aber braun dargestellt ist, so habe ich die Nachzeichnung der Natürlichkeit entsprechend umgeändert, sodaß der Grund jetzt weiß und die Zeichen und Linien schwarz dargestellt sind.

sind*). Eben dies macht die Bedeutung derselben unkenntlich. Wäre eine feinere und härtere Steinart, etwa Marmor, worin die Buchstaben deutlicher hätten eingetragen werden können, zum Denkmal gewählt, oder wären diese anfänglich reiner gebildet und unverletzt geblieben: so würde es jedem Kenner der Runenschrift durch Vergleichung mit dem alten Runenalphabete, besonders dem mehrerwähnten helsingischen, leicht sein, diese Schrift zu lesen. Nun aber scheinen fast alle Charakteren sich ähnlich und ihre genaue Bedeutung wird ewig ein Räthsel bleiben, wenn nicht etwa bei fortgesetzter Untersuchung der Gräbstätten im Ruhenthale sich mehrere solcher Steinschriften, welche deutlicher sind, finden lassen. Mit aller angewandten Mühe und meiner Kenntniß der Entzifferungskunst, von welcher letztern ich durch meine im Jahre 1782 herausgegebenen und mit Beifall aufgenommenen Anfangsgründe der Entzifferungskunst den Beweis dargelegt habe, habe ich doch hier keinen vernünftigen und zusammenhängenden Sinn herausbringen können, und die verdorbenen Charakteren aus bloßer Vermuthung zu ergänzen, wollte und durfte ich nicht.

LXXXX.

B e s c h l u ß.

Wenn man alle genugsam beschriebenen Umstände, welche die Ruhenthalsche Grabstätte betreffen, und alles, was darin gefunden ist, miteinander vergleicht, so wird sich nunmehr mit größter, an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit das Alter derselben bestimmen lassen. Sie muß entweder noch vor, oder bald nach Christi Geburt angelegt sein. Älter als die Zeit

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieser Ansicht kann ich mit Rabe nicht beistimmen. Eine Beschädigung der Zeichen hätte nur vor der Einsenkung des Steines in das Grab stattfinden können, und das darf wohl nicht angenommen werden, oder aber die Beschädigung wäre bei Auffindung des Steines geschehen. Wäre dies letztere der Fall, so hätte Körtum die fraglichen Beschädigungen nicht auf Rechnung des hohen Alters gesetzt. Da nun aber eine Beschädigung des Steines während der Zeit, wo er im Grabe lag, selbstverständlich ausgeschlossen ist, so sind wir gezwungen, den Stein als unbeschädigt gelten zu lassen, und für die Roheit der Zeichen können wir nur das Material, das jedenfalls leicht splitterte, und den Bearbeiter verantwortlich machen.

Karls des Großen und des von demselben hier eingeführten Christenthums und gegebenen Verbotes, die Leichen zu verbrennen, ist sie gewiß. Die darin befindlich gewesenen Pferdeknochen und eisernen Waffenreste zeugen ferner, daß sie uralt sei, weil alles der Beschreibung entspricht, welche Tacitus und Julius Caesar von den Begräbnissen der Germanen und Gallier mitgetheilt haben. Aus der Einfachheit der darin gefundenen Sachen läßt sich auch schließen, daß sie vor Odins Zeit, nämlich vor dem 3. Jahrhundert angelegt sei; denn Odin verlangte ausdrücklich, daß man den Leichen viele Kostbarkeiten nach Vermögen mitgeben sollte. Diese finden sich aber in diesem Grabe eigentlich nicht; sie würden aber doch gefunden sein, weil zur Zeit Odins die vorher an Kostbarkeiten armen Germanen schon mehr Verkehr mit andern Nationen hatten, von denen sie dergleichen bekommen konnten. Hierzu noch die gefundene Runenschrift, deren Buchstaben älter als die sehr alten Helsingischen und andere in Schweden, Dänemark und andern nordischen Ländern gefundenen Runenschriften sind.

Dr. R. A. Kortum hat seiner vorstehenden Schrift zwei Runenalphabete in Holzschnitt angehängt. Da dieselben unvollständig und nicht übersichtlich dargestellt sind, so habe ich zwei Tabellen über die bekanntesten Runenalphabete hier beigelegt. Das nachstehende Gedicht begleitet das Runenalphabet Tabelle IV als Kommentar, indem es von dem Namen eines jeden Buchstaben eine poetische Umschreibung gibt. Mir scheint der Geist der alten Dichtung darin zu leben, und ich stehe nicht an, es den ältesten, welche die angelsächsische Literatur aufbewahrt hat, an die Seite zu stellen, so daß es nicht bloß in Beziehung auf die Runen, sondern auch seines unabhängigen Werthes wegen der Betrachtung vollkommen werth ist. Kenner der eddischen Lieder werden eine gewisse Verwandtschaft damit finden: jene eigenthümliche Anschauung einzelner Naturzustände, und den reichen, oft großartigen Eindruck, der sich in mannigfachen Wendungen und immer von neuem anhebenden Bildern gefällt.

Angelsächsisches Gedicht über die Runen-Namen.

1. **Feoh** byth frofur
fira gehwylcum,
feal theah manna gehwyle
miclun hyt dālan,
gif he wile for drihtne.
domeſ hleotan.

2. **Ur** byth anmod
and oferhyrned,
fela=frecne deor,
feothteth mid hornum;
māre mor=ſtapa;
that iſ modig wuht.

3. **Thorn** byth thearſe ſcearp
thegna gehwylcum,
anfengyſ hſyl,
ungemetun rethe
manna gehwylcum,
the him mid reſteth.

4. **Oſ** byth ordſruma
ālcra ſprāce,
wiſdomeſ wrathu
and witenra frofur,
and eorla gehwam
eadnyſ and to=hiht.

5. **Rad** byth onrecyde
rinca gehwylcum,
feſte and ſwithhwāt,

1. **Geld** iſt Troſt
für jeden Menſchen,
ſoll doch jeder Mann
reichlich es austeilen,
wenn er will vor dem Herrn
Urtheil empfangen.

2. **Ur** iſt hartnäckig
und oben gehört,
ein vielſtreches Thier,
kämpft mit den Hörnern,
gewaltig im Sumpfe ſtampfend;
Das iſt ein ſtolzes Thier.

3. **Dorn** iſt ſehr ſcharf
jedem Menſchen,
anzugreifen übel,
unmäßig hart
jedem Manne,
der mit ihm ſchläft.

4. **Mund** iſt Anfang
jeglicher Sprache,
der Weiſheit Stütze
und der Klugen Troſt,
und der Menſchen jedem
Luſt und Zuverſicht.

5. **Ritt** iſt mit der Zeit
jedem Manne
angenehm und ſtärkend,

Vers 1. Geld=Reichthum, Wohlhabenheit; feoh heißt urſprünglich Vieh, dann aber pecunia, gerade wie ſich das lateiniſche Wort von pecus gebildet hat.

Vers 4. Der nordiſche Name oſ bedeutet Mündung, er iſt im angelsächſiſchen Alphabet beibehalten; das Wort aber ſelbſt findet ſich nicht in der angelsächſiſchen Sprache. Weil es der Verfaſſer des Gedichts nicht verſtand, ſo erklärte er es nach dem lateiniſchen os, denn daß hier der Mund gemeint wird, iſt außer Zweifel.

tham the fitthet on-ufan
meare mægen-heardum,
ofer mil-pathas.

der da sitzt oben
auf vielkräftigem Roß
über lange Wege.

6. **Cen** byth cwicera gehwam
cuth on fyre:
blac and beorhtlic
byrneth oftust,
thar hi æthelingas
inne restath.

6. **Kien** ist jedem Lebenden
kund im Feuer,
weiß und hell
brennt es sehr oft,
da wo die Edelinges
innen schlafen.

7. **Gyfu** gumena byth
gleng and herenys,
wrathu and wyrth-scype
and wræcna gehwam
ar and ætwist,
the byth othra leas.

7. (Milde) **Gabe** ist der Menschen
Zier und Lob,
Stütze und Ruhm
und jedem wandernden
Erz (Geld) und Speisung,
der anderer beraubt ist.

8. **Wen** ne bruceth
the can weana lyt
sares and forge,
and him sylfa hæfth
blæd and blyffe
and eac byrga geniht.

8. **Hoffnung** braucht nicht,
der wenig weiß von Elend
Schmerz und Sorge,
und selbst hat
Glück und Freude
und auch Burgen genug.

9. **Sagl** byth hwitust corna
hwyrst hit of heofones lyfte:
wealcath hit
windes scura,
weortheth hit
to wætere syththan.

9. **Sagel** ist das weißeste der Körner,
es fällt herab aus Himmels Luft:
treiben es
Windes Schauer,
wird es
zu Wasser darnach.

10. **Myd** byth nearu on breoste,
nitha bearnum,
weortheth heo theah to helpe
and to hæle gewæthre,
gif hi his
blystath æror.

10. **Noth** ist eng in der Brust
den Menschenkindern;
doch gereicht sie zu Hülfe
und zum Heile, beides,
wenn sie darauf
achten zuvor.

11. **Is** byth ofer cealdbunge,
metum slidor,
glifnath glæs-hluttur
grimmum geficust,
flor forste ge worulit
fæger ansyne.

11. **Eis** ist überkalt,
unmäßig glatt,
glänzt glashell,
Edelsteinen ähnlich:
Flur von Frost gewirkt,
lieblich anzusehen.

12. **Gêr** byth gumena hîht,

thon god lateth,
halig heofones cining,
hrusan sylan
beorhte bleða
beornum and thearsum.

13. **Goh** byth utan
unsmetthe treow
heard hrusan-fæst,
hyrde spres,
wyrtrumun underwrethh
wyna on ethle.

14. **Beorth** byth symble
plega (.)
and hlether wlancum,
thar wigan sittath
on beor-sele
blithe at sonne.

15. **Golh** setcard hæfth
oftust on fenne,
wegeth on wature,
wundath grimme,
blobe breneth
beorna gehwylene,
the him anigne
onseng gebeth.

16. **Sigel** se-mannum
symble byth on hîhte;
thonne hi hine ferith
ofer fisceþ beth,
oth hibrim hengeþ
bringeth to lande.

12 (Gesegnetes) **Jahr** ist der Menschen
Hoffnung,

wenn Gott läßt,
der heilige Himmelskönig,
die Erde geben
herrliche Früchte
Reichen und Armen.

13. **Goh** ist außen
rauhes Baum,
hart, felsenfest,
Hirte des Feuers,
durch Wurzeln befestigt,
Freude im Vaterland.

14. **Beorth** ist immer
Spiel (.)
und Scherz den Reichen,
wo Krieger sitzen
im Biersaale
fröhlich beisammen.

15. **Schilf** hat Erde (wurzelt)
sehr oft im Sumpfe,
wächst im Wasser,
wundet grimme,
brennt mit Blut
jeden Menschen,
der ihm einigen
Empfang thut (es ansaht).

16. **Sonne** den Seeleuten
immer ist die Hoffnung;
wann sie fahren
über Fischers Bad
mit dem Meeresroß,
sie bringt zu Lande.

Anmerkung zu Vers 12. Gêr, annus, ist hier annona, ein mit reichem Ernte gesegnetes Jahr, das größte Glück der alten Zeit; auch das nordische ár hat beide Bedeutungen zugleich. Man opferte im Norden für Frieden und ein gesegnetes Jahr, als die beiden höchsten Güter. Vers 13. Hirte des Feuers = das Holz, das die Gluth nährt, bewahrt.

Anmerkung zu Vers 16. Fischers Bad ist wie Vers 25 Wasserhuhns Bad ein poetischer Ausdruck für See; Meer-Roß für Schiff.

17. **Eir** byth tacna sum,
healðeth trywa wel
wið æthelingas,
a byth onfærlde
ofer nihtat genipu;
nāfre swiceth.

18. **Beorc** byth bleða-leaf,
bereth efne swa theah
tanas butan tudder,
byth on telgum wlitig.
theah on helme
hrysted fāgere,
geloden leafum,
lyfte getenge.

19. **Ch** byth for corlum
æthelinga wynn,
horð hofum wlanc,
thār him hālethe ymb,
welece on wigum,
wriðlath sprāce;
tand byth unstillum
āfre frofur.

20. **Man** byth on myrgthe
hið magan leof;
sceal theah anra gehwile
odrum swican,
for tham dryhten
wile dome fine
thāt earme fāsc
eorthan betācan.

21. **Wagu** byth leodum
langum gethuht.
gið hi seulum nethun
on nacan tealtum,
and hi sǣ-ryða
swyðe bregath,
and se brim-hengest
bridles ne gym.

22. **Ing** wās ārest
mid east-benum

17. **Eir** ist der (Wunder-)Zeichen eins,
hālt Treue wohl
bei Eðlingen,
ist immer auf der Fahrt,
über der Nāchte Wolken (Finsternis);
trūgt nimmer.

18. **Birke** ist fruchtlos,
trāgt ebenwohl
Zweige ohne Samen,
ist in Aesten schön.
Doch in der Spiße
rauscht sie lieblich,
bewachsen mit Blättern,
von der Luft bewegt.

19. **Pferd** ist vor den Menschen
der Eðlinge Freude,
Roß auf Hufen stolz,
wo untereinander Helden deshalb,
gewaltige im Streit,
Worte wechseln (es rühmen);
und ist eilenden (muthigen)
immer Trost.

20. **Mann** ist in Freude (Frieden)
seinen Blutsfreunden lieb;
doch wird einer
den andern betrügen,
dann wird der Herr
durch sein Gericht
das elende Fleisch
der Erde zurückgeben,

21. **Wasser** ist den Leuten
beständiger Gedanke
wenn sie sollen nieder
im Rachen schwanke,
und die Seewellen
sie gewaltig schrecken,
und das Meer-Roß
des Zügels nicht achtet.

22. **Ing** war zuerst
unter den Ostbänen

Ver s 22. Wer dieser Ing war, ist schwer zu sagen. Er war
zuerst unter den Ostbänen gesehen, d. h. er lebte zuerst in Schweden.

gefeien secgun,
oth he siðthān est
ofer wāg gewat:
wān āster ran.
thuf heardingaf
thone hāle neumdun.

gesehen von den Männern,
bis er hernach ostwärts
über die Flut ging,
der Wagen rollte nach.
Also die Führer
den Mann nannten.

23. **Ethel** byth ofer-leoƿ
āghwylcum men,
giƿ he mot thār rihter
and gerysena
on brucan on blode
bleadum oƿtaƿt.

23. **Vaterland** ist überlieb
jedem Manne,
wenn er muß da
nach Recht und Gerechtigkeit
richten in Blut,
bei Furchtsamen oft.

24. **Dæg** byth driðnes ƿond,
deore mannum,
māre metodes leoht,
myrgth and to-ðiht
eadgum and earmum,
eallum brice.

24. **Tag** ist des Herrn Bote,
theuer (lieb) den Menschen,
herrliches Licht Gottes,
Freude und Zuversicht
Reichen und Armen,
allen gedeihlich.

25. **Ac** byth on eorðan
elða bearnum,
stāscƿes fodor
fereth gelonne
ofer ganotes bāth,
gar-secg ƿandath
hwāter ac habbe,
āthele treowe!

25. **Eiche** ist auf dem Land
den Menschenkindern
Fleisches (Leibes) Behältniß;
fährt häufig
über Wasserhuhns Bad,
erforscht die See;
jeder habe Eiche
den edlen Baum!

26. **Aesc** byth ofer-heah,
eldum dýre,
siðth on stathule,
steðe rihte hylt,
theah him feorðan on
firaƿ monige.

26. **Eiche** ist überhoch,
den Menschen werth,
fest im Grund,
hält recht Stand,
wenngleich sie anfallen
viele Männer.

27. **Dr** byth āðelinga
and eorla gewāƿ
wyn and wyrðmýnd,
byth on wiege fāger,
fāstlic on fārelde,
fýrd geacewa sum.

27. **Bogen** ist Edelingen
und Mannen, eines jeden
Freude und Ehre,
ist im Kampfe angenehm,
schnell auf der Fahrt,
ein Genosse im (Kriegs-) Zug.

28. **For** byth ea fira
and theah abruceth
fodres onfalban
hafath fägerne eard
watre beworpen,
thär he winnum leofath.

28. **For** ist ein Wasserfisch
und frist doch immer
Futters auf Erden,
hat die schöne Flur
mit Wasser beworfen,
wo er in Freuden lebt.

29. **Gar** byth egle
eorla gehwylcum,
thonn fastlice
fläsc onginneþ
hrawcolian
hrusan ceosan
blacc to gebeddan:
bleda gedreofath,
wynna gewitath,
wera geswicath,

29. **Gar** ist verhaßt
jedem Manne,
wenn unaufhaltsam
das Fleisch (der Mensch) beginnt
als Leiche zu erkalten,
die Erde zu erwählen
bleich zum Weibe:
Freuden zerfallen,
Bonnen verschwinden,
Verbindungen werden gelöst.

Vers 28. Die ganze Beschreibung paßt auf den Hal, der aus dem Wasser ans Land geht und da Nahrung sucht.

Vers 29. Gar-Leichnam. Bleich die Erde zum Weib wählen: in die Erde versenkt, begraben werden.

Die alten Deutschen.

Der beste Kenner unserer Vorfahren war Tacitus. Er stellt uns unter unsern Vorfahren ein Volk eigenster Art dar, von allen andern bekannten Völkern der alten Welt verschieden, die ersten Zeiten der Bewegung und Ansiedelung hinter sich, in weiten Gebieten sesshaft, den römischen Grenzen eine ständige, furchtbare Drohung. Die Natur, den Charakter der alten Deutschen schildert er als einfach, edel und kräftig, als herb, hart und oft ans Nohe grenzend, die Sitten als schlicht, keusch und rein. Nur in zwei Punkten sind sie der Leidenschaft nicht Herr. Trunkenheit und in der Trunkenheit rohes Betragen war damals schon deutsches Laster. Mehr noch war ihre Leidenschaft das Spiel, das sie bis zum Aeußersten trieb: Hab und Gut, das Liebste, selbst die eigene Freiheit, gaben sie im Spiele preis.

Als charakteristischen Grundzug des deutschen Wesens gibt uns Tacitus Sittlichkeit und Ehrbarkeit an. Besonders sind es die Kapitel 13—20 der Germania, in welchen uns die deutsche Sitte in einem so günstigen Lichte erscheint, daß wohl darauf die Worte Walters von der Vogelweide passen:

Tiutschin zuht gât vor in allen.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant*).

Tacitus berichtet: Also leben die Germanen mit Scham und Zucht umgürtet, sie dulden keine zuchtlosen Schauspiele und Tischgelage, sie kennen keine geheimen unehrbaren Briefwechsel.

Ehrlose Jungfrauen trifft allgemeine Verachtung, so daß sie weder durch Schönheit, noch Jugend, noch Reichthum einen Gatten finden können.

*) Deutsche Zucht geht über alle.
Tugend und reine Minne (Liebe).
Wer die suchen will,
Der muß kommen in unser Land.

Die Jünglinge leben sittenrein und bewahren sich vor entnervender Ausschweifung. Sie verheirathen sich nicht vor der Zeit. Auch die Jungfrauen eilen nicht zur Heirath und leben in derselben reinen Jugendfrische. So treten sie in die Ehe, und diesen sittlich reinen Ehen entspricht die Kraft und Gesundheit der Kinder.

Insbefondere wird bei den Germanen die Ehe heilig gehalten und keinen Theil der Sitten mag man mehr preisen. Der Ehebruch ist bei ihnen eine große Seltenheit. Hart sind die Strafen dafür. Die Ehebrecherin wird mit abgeschnittenen Haaren, fast nackt aus dem Hause gejagt und mit Ruthenstreichen durch den ganzen Ort getrieben. Fast alle unter den Barbaren begnügen sich mit einem Weibe, ganz wenige ausgenommen, welche nicht aus Wollust, sondern wegen ihres Adels für mehrere Vermählungen angesprochen werden.

In manchen Gegenden besteht der Gebrauch, daß nur Jungfrauen heirathen, und mit der Hoffnung und dem Wunsche der Gattin es für einmal abgethan ist. So erhalten sie einen Ehemann, als ob sie mit ihm zu einem Leibe und zu einem Leben verbunden würden, damit kein Gedanke darüber hinausgehe, damit nicht weiter reiche die Begierde, damit sie gleichsam nicht den Mann, sondern die Ehe lieben. Der Zahl der Kinder ein Ziel zu setzen oder die Nachgeborenen zu tödten, wird für eine Schandthat gehalten; und mehr gelten dort gute Sitten als anderwärts gute Gesetze.

Die Mitgift bietet nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe dar. Zugewen sind Eltern und Verwandte und prüfen die Geschenke; Geschenke nicht zur weiblichen Ergözung ausgesucht, noch womit die neue Braut geschmückt werde, sondern Stiere und ein gezäumtes Roß und Schild mit Frame*) (Streitart) und Schwert. Auf diese Geschenke hin wird die Frau erhalten. Das halten sie für das stärkste Band, für die heiligen Weißen und für die Götter der Ehe.

*) Die wichtigste und wirksamste Waffe der Germanen war die Frama oder der Streitmeißel, auch Schildspalter genannt. Diese hauptsächlich zum Zertrümmern des feindlichen Schildes bestimmte Wurf-, Stoß- und Hieb- und Stießwaffe mit breiter, keilförmiger Spitze war eine eigenthümliche Nationalwaffe. Vgl. Von Preucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten.

Heilig sind bei ihnen die Familienbände. Jeden nährt seine Mutter an ihren Brüsten, und nicht werden sie Mägden und Ammen überantwortet. Den Herrn und Knecht kann man durch keine Verzärtelung der Erziehung unterscheiden. Unter denselben Heerden, auf dem gleichen Erdboden leben sie, bis das Alter die Freigeborenen scheidet, die Tapferkeit sie anerkennt. So wachsen sie zu diesen Gliedmaßen, zu diesen Leibern, die wir bewundern. Die Kinder der Schwestern ehrt und liebt der Oheim gleich wie der Vater. Je mehr Blutsverwandte, je größer die Zahl der Verschwägerten, desto größere Liebe und Pflege findet das Alter. Belohnungen der Kinderlosigkeit gibt es da nicht. Sie theilen miteinander die Freundschaft und Feindschaft der Eltern und Verwandten; in der Feindschaft jedoch sind sie nicht unversöhnlich. Das Volk ist nicht verschlagen, nicht tückisch und spricht selbst die Geheimnisse des Herzens in heiterer Gesellschaft aus.

Als die hervorstechendsten Eigenschaften des deutschen Nationalcharakters hebt Tacitus besonders ihre wilde Kampfeslust und ihre Sittlichkeit hervor. Beides mit vollem Rechte. Denn jene Kampfeslust, jener *furor teutonicus*, jene wilde Kampfeswuth spricht uns heute noch aus unsern alten Helden- und Hildebrandsliedern u. a. so unheimlich an. Die Schilderungen dieser Lieder, wie das Schwert gleich einer Schlange auf den Feind losstürzt und des Leibes bitterer Biß schwertgrimmige Lebenswunden schlägt dem Kampfbleichen; wie von den Todesschlägen dunkelrothe Kampfestropfen herabfließen auf die lichte Waffe, daß sie blutgezeichnet wird von dem Lebensquell; wie von den mordgrimmigen Streichen Funken sprühen wie rothe Lohe aus Helm und Schild; wie das Blut in Egels Saale gleich einem Bache rieselt durch die Abzugsrinnen in den Hof; wie die Burgunderhelden den Durst löschen mit dem Blute der erschlagenen Feinde: sind Schilderungen unheimlicher Kampfeswuth. Mit dieser Kampfeslust eines noch unentweihten, lebenskräftigen, thatendurstigen, an Kraftfülle übersprudelnden Jünglingsvolkes werden wir indessen wieder versöhnt, da sich in denselben Liedern die deutsche Treue (die Gatten-, Mannen- und Königstreue), die Dankbarkeit, die Gastfreundschaft, die Freigebigkeit, die Sitte, Zucht und Ehrbarkeit ein unvergängliches Denkmal gesetzt haben.

Eine sehr merkwürdige, mitunter fast wörtlich übereinstimmende Bestätigung der Sittenschilderung der alten Germanen durch Tacitus finden wir in einem Briefe des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen, an den König Ethelbald von Anglien. Durch diesen Brief, geschrieben im Jahre 745, wird die Wahrheitsliebe des Tacitus in seinem Berichte über die alten Deutschen aufs treffendste erwiesen.

König Ethelbald von Anglien hatte „keine rechtmäßige Ehe eingegangen und seinen Namen durch Ausschweifungen und Ehebruch vor Gott und den Menschen besleckt.“ Diesen König ermahnt Bonifacius und „beschwört ihn bei Christus, dem Sohne Gottes, daß er seine Unthaten bereue und sich bessere.“ Nachdem er den König noch daran erinnert, daß ihn nicht eigene Verdienste, sondern die Gnade Gottes so hoch erhoben, hält er demselben vor, daß er als Christ von den noch heidnischen Deutschen in der Sittlichkeit übertroffen werde, und ermahnt ihn, mit Hinweisung auf verschiedene Strafgerichte Gottes, sich doch zu bessern.

Also um 750 hatten nach der Schilderung des h. Bonifacius die in ihren Wohnsitzen zurückgebliebenen germanischen Völker ihre angestammte Sittlichkeit noch bewahrt.

Die alten Germanen waren ohne Unterschied des Geschlechtes gleichmäßig gekleidet. Die Kleidung war von Bärenhäuten und Wolfsfellen verarbeitet, dann aber auch von Baumrinde und Leinwand, von Weibern gewebt. Die Füße waren mit weniger oder keiner Bedeckung versehen.

Die Germanen waren sehr geübte Schwimmer. Knaben und Mädchen sowie die Pferde mußten schwimmen lernen. Caesar sagt: „Ihr Schwimmen geht mit der Leichtigkeit wie ein Abspülen.“

Ihre Speisen waren einfach und bestanden vorzüglich in erlegtem rohen oder am Feuer gebratenen Wild- oder Hausthierfleische. Fische und Krebse aus den vielen fischreichen Bächen und Flüssen, Vögel von den Vogelherden, und die National-Vögel, die Gänse, waren ohne viele Mühe zu haben. Das Beerenobst, wie Erdbeeren, Heidelbeeren, Preiselbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Hagebutten, Schlehen, Mispeln, Haselnüsse, wilder Spargel, Rettiche von vorzüglicher Größe, Honig, den die emsigen Bienen auf üppig wachsendem Heidekraut sammelten, wurde ihnen aus der

milden Sand des Bodens fast ohne alle Mühe in Menge dargereicht. Die nahe Becke oder eine Quelle spendete zu jeder Zeit einen frischen Trunk Wasser.

Auch muß man sie nicht ohne alle Küchen- und Haushaltungskünste denken.

Sie verstanden das Einpöckeln, Räuchern und Braten des Fleisches, sie machten Butter, Käse, Hafergrütze usw. und aßen Vogelei. Der Reiter war immer ohne Sattel und Zaum, der Jäger erschlug das müde gejagte Wild im Laufen. Hitze und Durst war ihnen unerträglicher als Hunger; sie tranken aus Gerste bereitetes Bier (Meth) aus Urhörnern.

Die Geschichte ist, wie Cicero treffend sagt, „eine Zeugin der Zeiten, das Licht der Wahrheit, das Leben des Gedächtnisses, eine Lehrerin des Lebens, die Verkündigerin des Alterthums.“ Die erste zuverlässige geschichtliche Kunde unserer Gegend verdanken wir Römern, überhaupt bildet die Grundlage unserer Kenntniß von der Germanenwelt die durch Einfachheit und Klarheit ausgezeichneten Kriegsbewunderlichkeiten des langjährigen, scharfsinnigen Augenzeugen, des Feldherrn und Staatsmannes Julius Cäsar. Ihm folgt der Zeit wie der Zuverlässigkeit nach Cajus Cornelius Tacitus. Der Nächste würde um seiner Reichhaltigkeit willen Ptolmäus sein, wenn seine Nachrichten gleichmäßiger und klarer wären. Was dann Strabo und Plinius bieten, sind Fragmente, die aber bei Strabo durch die Zeit, in der er schrieb, bei Plinius durch seine längere Anwesenheit in Germanien hohen Werth erhalten. Vieles aus dem verlorenen großen Werke des Plinius über „die Germanischen Kriege“ ist uns ohne Zweifel bei Cassius Dio erhalten. Die flüchtige Skizze des Begleiters von Tiberius in Germanien, Vellejus Paterculus, ergibt zwar nur spärliche Nachricht, immerhin aber Besseres, als der oberflächliche Florus. Aus Pomponius Mela sind nur wenige aber werthvolle geographische Züge zu gewinnen, und Suetonius, der von einer Fülle historischer Literatur umgebene Secretair Kaiser Hadrians, mehr auf kulturhistorisches gerichtet, steht, was die Ausbeute für Germanengeschichte angeht, fast — dem Frontin gleich.

Diese für die ersten Zeiten maßgebenden hauptsächlichsten Schriftsteller wußten von der Liebe unserer Vorfahren zum heimischen Boden zu erzählen, und der Zauber, der sie daran

fesselte und den insbesondere der ernste Tacitus¹⁾ an ihnen bewundert — „wer möchte nach Deutschland ziehen mit seinem wüsten Boden, rauhen Himmel, freudlos für Aug und Herz, wem es nicht Heimath wäre!“ — dieser Zauber gründete im tiefsten, im religiösen Bewußtsein. Nur die bittere äußerste Noth konnte sie dazu bringen, von den Hainen, den Bergen, den Quellen zu scheiden, womit ihr innerstes Leben verwachsen war.

Zu der Zeit, als Julius Cäsar seine Kriege in Gallien und am Rheine führte (58—52 v. Chr.), standen in unserer Gegend die stillen Hütten und einsamen Gehöfte der Sigambrier, welche das ganze Gebiet zwischen Lippe und Ruhr und darüber hinaus einnahmen, so daß der ganze Kreis Hattingen als Bestandtheil ihres Landes anzusehen ist²⁾.

Die Sigambrier hatten das Land inne, welches im Westen durch die Ueber, im Norden durch die Lippe, im Osten durch das Erzgebirge, den Asten und das Rothhaargebirge, im Süden durch den Westerwald begrenzt war.

Dieser „siegtäpfer“ Stamm gehörte zu den gefährlichsten und hartnäckigsten Gegnern der Römer. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß sie äußerst kriegerisch, „wild“, „kampfesfroh“³⁾ waren. Von diesem Charakter ist die Vorstellung nicht zu trennen, daß sie den Verkehr mit gleichgesinnten Stämmen, wie den Chatten, den Cheruskern suchten, dagegen die Berührung mit ruhiger gearteten, friedlichen Bestrebungen nachgehenden Nachbarn, wie die Ueber waren, mieden. Nehmen wir hinzu, daß sie gewiß auf die Erhaltung des kriegerischen, Kampf und Sieg athmenden Geistes, wie sie ihn von den Ahnen empfangen, mit Stolz und Eifersucht bedacht waren, so ist nicht daran zu zweifeln, daß sie überhaupt nur in ihren Bergen wohnten und in die Ebene nie anders hinabstiegen, als um Beute zu machen oder den Feind, der nahen wollte, anzufallen. Daß sie des Jagens, wie sich von selbst versteht, kundig waren in ihren schönen Wäldern und eine gute Race von Jagdhunden hielten, wußte man schon früh selbst in Rom,

¹⁾ Germania, 2: Quis . . Germaniam peteret, informem terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque, nisi si patria sit!

²⁾ Giffellen, Geschichte der Sigambrier. Leipzig 1868. S. 23.

³⁾ Horat. IV. 2,23. Feroces, caede gaudentes, indomiti, torvi.

und die dortigen Jagdliebhaber sparten die Kosten nicht, um sich solche zu verschaffen¹⁾. Den Saum ihres Gebietes und was in ihrem Bergland auf den Höhen sich eignete, benützten sie für Ackerland. Hier und in den stillen Wiesengründen des Innern unterhielten sie — als Reichthum und als Waffe zugleich — ihre zahlreichen Pferde.

Die Schreibung des Namens betreffend, ist durch Cäsar, der die Sigambrier zuerst kennt (*Sigambri*), Ovid, Horaz, Ptolmäus (*Sygambri*), Tacitus (*Sugambri*) vor Allem die media g außer Zweifel gestellt. Daß Gratius Faliscus und fast alle Dichter bis zu Sidonius Apollinaris dafür die tenuis gebrauchen, kann nichts mehr verschlagen. Gegenüber dem Zeugnisse Cäsars, von dem sich Ovid, Horaz und Ptolmäus nur wenig entfernen, ist es schwer, geradezu u anzunehmen. Das i hat offenbar eine eigene Intensität gehabt (i), die der Ableitung von *Sigi-gambar* d. h. bis zum Sieg tapfer, siegstreitbar²⁾ das Wort redet. Das Wort *Sigi* hat alt-ehrwürdige Bedeutung; der Name Siegfried ist der glänzende der deutschen Heldensage; die Siegfriedsage ist, wie auch die Edda bezeugt, Eigenthum der Franken, und in ihr erscheint, nach der nordischen Fassung, der Frankennamen ohne sein epitheton ornans, als Name ihres von Wodan und Thonar abstammenden Königs *Sigi*³⁾. Andererseits kann die Hinzufügung epitheton *Gambar* bei einem Volke nicht Wunder nehmen, von dem die Quellen hervorheben, daß es sich durch seine Liebe zum Gesang, das heißt, durch seine Helden- und Göttersagen ausgezeichnet habe.

Die erlauchtesten unter den Germanenstämmen sind von früh an die Sigambrier gewesen, — nicht darum, weil sie wider Rom tapfer und selbstbewußt gestanden, sondern weil sie dem Kampfe durch den Bundesgedanken Leben und

¹⁾ At te leve si qua

Tangit opus pavidosque iuvat compellere dorcas

Aut versuta sequi leporis vestigia parvi:

Petronios (sic fama) canes volucresque Sicambros

— delige —. Gratius Faliscus, cynegeticon.

²⁾ Grimm, Deutsche Mythologie. S. 340, 395, 122, 178 u. a. Simrock, Mythol. S. 214.

³⁾ Zeuß, S. 83. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. S. 525, 367.

Fruchtbarkeit, Nachdruck und Sieg verschafft haben. Die von sigambriſchen Gedanken durchwehten Kriege am Rhein, an der Weſer, an der Elbe haben das germaniſche Selbſtbe-
wußtſein großgezogen, das berufen war, das römische Reich zu
erſchüttern; die Sigambrier auch ſind es geweſen, die im
5. Jahrhundert Rom in ſeiner reichſten, wichtigſten Provinz
den Todesstoß gegeben, — und abermals ſie ſind es, die in
dem einzigen dauerhaften Germanenreich an der Spitze ge-
ſtanden haben.

Für das Verſtändniß der Geſchichte unſerer
Gegend iſt es unumgänglich nothwendig, unſern
Vorfahren, den ſtolzen und tapfern Sigambriern,
in den Kämpfen mit den Römern zu folgen, weß-
halb hier ihre Geſchichte in charakteriſtiſchen Zügen hauptſäch-
lich nach Profeſſor Dr. Watterichs Geſchichte der Sigambrier
einen Ehrenplatz finden möge.

Die Sigambrer

von der ersten Begegnung mit Cäsar bis zum Sieg
über Tullius.

Als Cäsar im Jahre 58 vor Christi Geburt durch die Schlacht bei Sennheim im obern Elsaß dem Eindringen der Germanen am Oberrhein auf lange Zeit hin ein Ende und selber zur Eroberung Galliens den folgenschweren Anfang gemacht hatte, bot das weite, wohlbevölkerte Land ein merkwürdiges Schauspiel dar. Die mächtigen Arverner, die stolzen Meduer, die tapferen Lingoner und alle die andern nun zunächst Bedrohten, — von den Sequanern, die der verhängnißvollen Schlacht auf dem eigenen Gebiete zugeesehen hatten, zu geschweigen —, alle verhielten sich unthätig, ließen wie Unterworfenen den „Be-freier“ ungehindert schalten und walten, boten ihm jegliche Hilfe dar, ahnten nicht, was sich begeben: und die Bewohner des gallischen Nordens, die Belgier, stehen auf, zum Kampf um Sein und Nichtsein gerüstet, sie allein! Sie allein wußten sofort, um was es sich handelte, was diese Schlacht bedeutete, was bevorstand.

Wohl hatte auch das übrige Gallien noch seine blutigen Kämpfe gegen das römische Joch. Aber ehe ihre Freiheit mit Gergovia und Alesia auf immer gefallen, ehe das einzige, das erste und letzte Aufgebot gallischer Volkskraft mit der römischen Kriegsmacht gerungen, war von den an Anzahl weit geringeren Belgiern in der furchtbaren Schlacht an der Sambre dem größten Feldherrn Roms der Sieg streitig gemacht und hatte das tapfere Volk der Aduatucen fast bis zur Vernichtung dem vordringenden Sieger widerstanden. Von den Belgiern erst lernten die Gallier, sich für das geknechtete Vaterland mit vereinten Kräften zu erheben.

Das Werk der Unterwerfung Belgiens meinte Cäsar durch die Ueberwältigung der Nervier und Aduatucer vollbracht zu haben. Schon schweiften seine Gedanken hinüber zu

den rechtsrheinischen Germanen, die, wie es ihm vorkam, schon danach verlangten, ebenfalls von ihm „in Ordnung“ gebracht*) zu werden. Allein er verkannte die Lage. Bald sollte er einsehen, wie viel noch an der Unterwerfung der Belgier fehlte und welch einen gefährlichen Rückschlag selbst seine dortigen Siege auf die wachenden Gallier ausübten. Die Belgier an der Seeküste, von den Rheinmündungen an, hatten sich mit den Kelten der Bretagne zum Aufstande verbunden; die landeinwärts gar hielten Rath mit den rechtsrheinischen, wie der Herrschaft der Römer zu wehren sei. Es leuchtete Cäsar ein: „ungefähr ganz Gallien war in Aufruhr, und — an der Freiheit hängen von Natur alle Menschen, Sklavenloos ist ihnen verhaßt**). Als es ihm eben gelungen war, den großen Bretagner Aufstand niederzuschlagen, erhob sich im Norden mit einem Male vor ihm die belgische Gefahr in der drohendsten Gestalt, in germanischer Deutlichkeit. Sie war nicht einmal das Werk der Belgier, sie erschien — um so ernster — ohne deren Zuthun, wie mit der Gewalt eines Naturereignisses, wie vom Verhängniß herbeigeführt.

Dort, wo der Rhein dem Meere sich nähert, umwohnt von dem Volk der Menapier, hatten zwei Germanenvölker über den Strom gesetzt, nicht wie unter Ariovist bloß 120,000, sondern 430,000 Mann stark!

Cäsar erkannte sofort, daß alles auf dem Spiele stand. Früher als gewöhnlich erschien er, es war das vierte Jahr seines Oberbefehls in Gallien, 55 vor Christus, bei den Legionen auf dem linken Seineufer. Seine Befürchtungen fand er in den seiner dort harrenden Nachrichten bestätigt.

Saum war zu den übrigen Belgiern die Kunde gedrungen, daß das gewaltige Germanenheer der Ulpeter und Tenceterer den Rhein überschritten habe, als auch sofort die nächstangrenzende Völkergruppe, die Eburonen und die südlich von ihnen wohnenden verbündeten Condrusen ihren Entschluß gefaßt hatten. Sie schickten zu ihnen ins Menapische

*) Julius Caesar de bello gall. II. 1, 35 ist der Ausdruck *pacare*. III. 11: *pacata Gallia* und weiter durchgehends.

**) III. 10: *Quum intelligeret omnes fere Gallos novis rebus studere et ab bellum mobilitate celeriterque excitari, omnes autem homines natura libertati studere (!) et conditionem servitutis odisse.*

Gesandtschaften, mit dem Auftrag, sie willkommen zu heißen und zum Einzug ins Innere vom Rheine ab förmlich einzuladen: alles, was sie verlangten, also Schiffe zum Uebersetzen, Land in Fülle, Nachbarschaft und Waffenbrüderschaft, sollten sie bereit finden.

Das war es aber eben, was diese wollten. So verließen sie denn den Rhein und zogen zunächst südwärts über die Maas in das hier beginnende Eburonenland, setzten sich mit der Hauptmasse einstweilen in dem schwach bevölkerten nördlichen Theile fest, schweiften aber mit ihrer zahlreichen Reiterei nach allen Seiten, bis an die Ardennen und südlich und östlich über die Maas hinaus. Offenbar wollten sie theils das Land kennen lernen, theils für ihre gewaltige Volksmasse Lebensmittel holen.

Während jedoch die Eburonen, in der Meinung, auf ihrem eigenen Gebiete Herr zu sein und darüber nach ihrem Ermessen verfügen zu können, die stammverwandten Gäste gewähren ließen und weder für sich noch für diese so früh etwas Feindliches ahnten, stand plötzlich — Cäsar mit einem schlagfertigen Heere mitten im Lande!

Früher als sonst bei den Legionen an der Seine und im Süden Belgiens eingetroffen, war er schleunigst nordwärts durchs Nervier- und Aduatucengebiet gezogen und hatte, am Eingang in das Eburonenland, auf der alten Straße nach Tongern, von dem Ort der Hauptniederlassung der beiden Völker genauer benachrichtigt, dahin seine Richtung genommen. Die Condrusen und Eburonen waren über- rascht und, für den Augenblick nicht kampfbereit, mußten sie gute Miene zum bösen Spiele machen. Aber wenigstens den Rückzug zu gestatten, blieb in ihrer Hand; diesen Vortheil konnte Cäsar ihnen nur durch den raschesten Entscheidungsschlag gegen die Ulpeter und Tencterer entreißen. Das hatte er begriffen, und mit furchtbarer Energie führte er das kühne Unternehmen, woran für ihn alles hing, zu Ende. Zuerst galt es, die Eburonen lahm zu legen. Er that, als wäre nichts vorgekommen, hieß von ihnen als „Freunden“ die Reiterei mitgehen und wandte sich dann weiter.

Wie wenn er Niemanden anders mehr sähe und hörte, stürmte er mit den Legionen nordwärts, dem Punkte zu, wo Waal und Maas sich vereinigen. So gelang es ihm, auch

die Uſſipeter und Tencterer zu überraschen. Sie waren nicht vorbereitet, nicht einmal beisammen. Desto besser für Cäsar. Als er daher auf einige Tagemärsche nahe war, kam von ihnen eine Gesandtschaft: „Die Germanen seien zwar nicht die Angreifenden; ehe sie sich aber aufs Bitten bei ihren Angreifern verlegten, wollten sie nach altem Germanenbrauch die Waffen entscheiden lassen. Uebrigens seien sie nicht aus Muthwillen dahergewandert, sondern wider Willen. Noch jetzt böten sie Cäsar Frieden an, sofern er sie im ruhigen Besitz des mit gewaffneter Hand besetzten Menapier-Gebietes lasse oder anderes Land für sie habe. Wo nicht, so fühlten sie sich stark genug zum Kampf mit ihm.“

Die Antwort Cäsars war gegen den ersten Satz, den Kern der Sache, den Vorwurf, als sei er der Angreifende, gerichtet: „Weder behalten dürften sie, was sie sich auf gallischem Boden angemacht, noch würden sie da etwas bekommen. Zurück aus Gallien! Das sei die erste Bedingung jeder Verständigung mit ihm. Aber drüben, in Germanien, sei er bereit, ihnen im Gebiet der Ubiern so viel Land zu geben, als sie wollten; denn eben seien Gesandte von dort bei ihm mit der Bitte um Hülfe gegen die Sueven, die ja auch ihre Feinde seien. Wollten sie das, so werde er den Ubiern die dahin lautenden Befehle geben.“

Auf diese Antwort, die die ungeheure Gefahr nicht nur für sie, sondern für alle dies- und jenseitigen Germanen enthüllte, baten die ussipischen und tencterischen Gesandten, so möge er nur mit seinem Marsche bis zum dritten Tage innehalten; bis dann würden sie ihm von den ihrigen Bescheid bringen. Aber das war es eben, was Cäsar nicht wollte. Er verweigerte es, mit dem Marsch einzuhalten, that aber, als sei er noch immer zum Verhandeln bereit.

Am dritten Tage trafen sie ihn in der Entfernung eines kleinen Tagemarsches von den ihrigen. Sie fanden ihn im vollen Anrücken und sahen, was er vorhatte; vergebens suchten sie ihn durch Bitten zum Stillstand zu bewegen. Cäsar wollte ihnen gerade zum Sammeln ihrer Streitkräfte keine Zeit lassen, insbesondere nicht abwarten, bis ein großer Theil ihrer Reiterei, den sie vor einigen Tagen um Beute zu machen ostwärts über die Maas in das zwischen Cleve und Xanten ausgebreitete Uferland der Ambivariten geschickt hatten, zurückgekehrt

wäre. Deshalb baten sie ihn, „er möge doch wenigstens seiner 5000 Mann starken Reiterei, die ihnen, ehe sie bei dem Hauptheer Cäsars ankamen, schon begegnet waren, den Befehl ertheilen, nicht anzugreifen, ihnen selbst aber Zeit lassen, an die Ubiere eine Gesandtschaft zu schicken; wenn ihnen deren Fürsten und Rathsversammlung feierlich Aufnahme gewährten, dann wären sie bereit, auf die Bedingungen, die Cäsar gut schienen, einzugehen. Hierzu möge er ihnen die Frist von drei Tagen*) einräumen.“

Allein Cäsar konnte zu dem tückischen Plane, den er verfolgte, keine drei Tage Aufschub brauchen. Es galt ihm lediglich, den Faden der Unterhandlung nicht ganz fallen zu lassen, ohne wesentlich seine militärischen Maßregeln zu unterbrechen, und so den Augenblick, in dem es Zeit war, die Maske abzunehmen, ganz nach Belieben wählen zu können. So gab er sich denn den Anschein, als sei es ihm nur noch um einen bessern Lagerplatz, der Wasser für Menschen und Pferde darbiete, und dann um's Unterhandeln zu thun. Nur bis an die Dommel, versicherte er, wolle er an dem Tage noch marschiren und dort Lager aufschlagen. Dort sollten dann am andern Tage, fügte er hinzu, ihre Häupter sich möglichst zahlreich einfinden und werde sich all ihr Anliegen verhandeln lassen.

Den Befehlshabern der vorausgezogenen Reiterei ließ er melden, sie sollten nicht angreifen, wenn sie aber angegriffen würden, den Kampf hinzuziehen suchen, bis er mit dem Heere da sei. So bestand in Wirklichkeit kein Waffenstillstand, vielmehr rückte Cäsar nicht anders, als in offenem Krieg auf die Germanen los. Diese Handlungsweise Cäsars, während friedliche Verhandlungen germanischerseits begehrt waren, muß eine 800 Mann starke germanische Reitereschaar, als sie der römischen Reiterei in unaufhaltbarem Vorgehen auf die Dommel zu begegnete, empört haben. Sie stürzten, obgleich an Zahl sechs-mal schwächer, mit Ungestüm über sie, zersprengten sie vollständig

*) Man konnte damals, wenn es sein mußte, im Reiten etwas leisten. Nach Cäsars *de bello gall.* V. 53 wurden an 12 deutsche Meilen in weniger als 9 Stunden zurückgelegt. Zu den Ubiern betrug der Weg 20 Meilen, das war nicht zu viel, um am dritten Tage wieder zurückzugelangen.

und trieben sie in wilder Flucht dem herankommenden Hauptheere zu.

Die Verluste an Mannschaft waren für die Römer gering; bedeutender war der Eindruck, den die schmachvolle Niederlage der römischen Kriegstüchtigkeit durch die Germanen auf Alle, nicht am wenigsten auf Cäsar selbst machte. Er wußte nun erst recht, daß nur ein von den Germanen nicht geahnter Gewaltstreich ihn retten und sie verderben konnte. Es war Zeit, die Unterbefehlshaber, als das Lager an der Dommel, wohl unsern oder gar auf dem Plage, wo das schlimme Gefecht stattgefunden hatte, aufgeschlagen war, ins Vertrauen zu ziehen und für den morgigen Tag die Befehle zu ertheilen.

In der That, sie kamen am Morgen, die harmlosen Germanen, **alle Fürsten und Aeltesten der beiden Völker, zu Cäsar ins Lager!** Niemand sah vergnügter sie in langem feierlichem Zuge ankommen als Cäsar. Kaum hatten sie sich wegen des gestrigen Gefechtes, soweit es Noth that, entschuldigt und meinten, nun ließe sich wegen der Uebersiedlung und dem dazu nöthigen Waffenstillstand unterhandeln; da plötzlich ändert sich die Scene: sie sehen sich umringt, gefangen und gefesselt! Cäsar selbst war vor ihnen verschwunden und rückte mit gesammter zu drei Kolonnen formirter Heereasmacht im Gilmarsch dem keine drei Meilen nordostwärts an der Maas befindlichen Germanenlager zu. Dort ließ der jähe Schrecken über das Unerwartete, Unerhörte eines solchen Angriffs nur Wenige an Vertheidigung denken. Ohne Rath, ohne Ordnung, ohne Führer warf sich Alles beim Heranstürmen der Legionen in wilde Flucht; hinter ihnen her die römische Reiterei! Da verloren auch diejenigen, die sich noch, um die Feldzeichen gesammelt, zur Wehr gesetzt hatten, den Muth und flohen, von den Römern verfolgt, dem Rheine zu. Viele kamen um in der reißenden Strömung —, es war die Stelle, wo Maas und Waal sich vereinigen; viele wurden niedergehauen.

Vernichtet indeß waren die Germanen keineswegs; diejenigen, die sich in die nahen Wälder geborgen, andere, denen es gelungen war, das rechte Maasufer zu erreichen, wieder andere, die das eingenommene **Menapierland** noch besetzt hielten oder noch im Eburonenland zerstreut waren, sammelten sich wohl um ihre, wie es scheint, sehr starke, jenseits der Maas

im Ambivaritengebiet schwärmende Reiterei und bildeten mit dieser immerhin ein zwar auf lange erschöpftes, jedoch an Zahl noch ganz ahnsehliches Völkerpaar.

Aber für Cäsar und die Römerherrschaft in Gallien war eine furchtbare Gefahr mit einem Schläge abgewendet. Der äußerste Norden Belgiens hatte, gleich dem Südwesten und der Mitte, die gewaltige Faust und die dämonische Tücke des Römers empfunden, und in der alten Germania zwischen Rhein, Maas und Schelde stand — sozusagen ohne offenen Kampf — wenigstens mit ihren eigenen fünf Völkern — Cäsar als Sieger da und — als Herr! Von der Waal bis zur Seine, ganz Belgien war römisch geworden!

Ueber die so schändlich gefangenen Fürsten und Ältesten der beiden Völker erzählt uns Cäsar, wie großmüthig er an ihnen gehandelt habe: „Cäsar stellte denen, die er im Lager zurückgehalten hatte, frei, zu gehen; sie aber fürchteten die Rache der Gallier, deren Gebiet sie verwüstet hatten, und erklärten, bei ihm bleiben zu wollen. Cäsar schenkte ihnen die Freiheit.“ Verstehen wir unter diesen „Galliern“ Cäsars die *Marnier*, so ist es glaublich, daß die germanischen Edeln nicht an diese wollten „freigegeben“ werden. Bei den *Eburonen* jedoch, von denen sie eingeladen waren und nichts weniger als Rache zu befürchten hatten, wollte begreiflicherweise Cäsar sie nicht aufgenommen wissen. Sie zu tödten wäre indeß eine Handlung gewesen, die vieles, wenn nicht alles Erregene wieder hätte aufs Spiel setzen können. So schenkte ihnen Cäsar denn die Freiheit, d. h. er ließ sie los und gestattete ihnen, ostwärts über die Maas zu gehen und ihre Reiterei aufzusuchen.

Der völkerrechtliche Frevel war gelungen, aber nicht ohne nach allen Seiten zu empören. Im Senat zu Rom erhob sich Cato voll edlen Zorns und stellte den Antrag, daß Cäsar zur Strafe für das scheußliche Verbrechen den Germanen ausgeliefert werde. Kein Wunder, wenn ein Germanenvolk des rechten Rheinufers die Schmach dieses frechen Angriffs als eine dem gemeinsamen Namen angethane fühlte und sich, dem Sieger zuwider, offen auf die Seite der geschlagenen Brüder stellte. Dieses rechtsrheinische Volk waren die

Sigambrier, die früheren Nachbarn der Ufipeter und Tencterer.

Die Ufipeter und Tencterer waren des Bundes mit den Sigambriern aber auch würdig. In den Worten, die sie zuerst dem römischen Feldherrn entbieten lassen, weht, wie sich bald zeigen wird, ganz sigambriſcher Geiſt. Der glänzende Sieg über die ſechsfach überlegene römische Reiterei zeigt, was aus Cäſars Heer geworden wäre, wenn er es zum ehrlichen Kampfe mit ihren 430,000 Mann hätte kommen laſſen. Ihre edle Rechlichkeit den Ubiern gegenüber, denen auf Cäſars hochfahrendes Wort ins Land zu fallen ſie ſich weigerten, und erſt nach deren eigenem Einverſtändniß und Bündniß ihre dortige Anſiedlung antreten wollten, verräth echt germaniſchen Charakter. Ueber Alles aber verdient ihre tragiſche Treuherzigkeit Bewunderung, womit ſie, der Einladung des Römers vertrauend, trotz aller böſen Anzeichen, an dem Unglücksmorgen im römischen Lager erſchienen!

Die Sigambrier und Cäsar.

Die Sigambrier waren dem Schauplatze des Trevels, welchem ihre Freunde zum Opfer geworden, nahe genug, um sofort alles zu erfahren. Nur durch den Rhein von ihnen getrennt, irrten die beiden so hart getroffenen Völker im Gebiete der Ambivariten und Gugerener umher. Gerne boten ihre alten Freunde ihnen über den Rhein die Hand und nahmen sie bei sich auf. Nun erfuhren sie aus dem Munde der Edlen die ganze Schmach, die der Römer ihnen angethan, die ganze Heuchelei, womit er sie umgarnt, die ganze Frechheit, die er sich selbst über rechtsrheinisches Germanenland angemacht hatte! Fester wurde der Bund geschlossen und mit Schwüren der Rache geweiht, und inniger schlangen sie die Bande der Waffen-gemeinschaft. Nicht mehr sollten sie in die Ferne ziehen, sondern jetzt auch räumlich nahe beisammen wohnen bleiben. Das Ufergebiet von der Lippe aufwärts, von den Ubieren ohnehin entweder unbewohnt oder schon verlassen, wiesen die Sigambrier den Tencterern an, das unbewohnte Uferland nördlich der Lippe nahmen die Ulpeter. So waren hier, wo die begehrlichen Gedanken des Römers schon in die alte Germanen-heimath hinüberzugreifen wagten, Sigambrier, Tencterer und Ulpeter eine festgeschlossene Wehr, die erste Wacht am Rhein.

Cäsar begriff die Bedeutung dieses Bundes und der Ansiedlung; er konnte wohl denken, daß ihm ein Germane, zumal jenseits des Rheines, das Schändlichste zutraue, und daß, wenn jener Bund sich weiter ausbreiten durfte, trotz der Freundschaft der verwelkten Ubier, ein Fußfassen auf dem rechten Rheinufer für ihn ein für allemal unmöglich sein werde. Er wollte aber mit der Eroberung Galliens nicht zufrieden sein, wollte auch die Germanen unter das Joch beugen, und vom Siege berauscht, von den Ubieren mit dringender Bitte um Schutz

gegen die Sueven angegangen, beschloß er, mit dem Angriffe nicht länger zu zögern.

Zuerst noch schickte er, zugleich auch um den Stand der Dinge genauer auszufundschaffen, Gesandte an die Sigambrier, mit dem ungeheuerlichen Auftrag, die Herausgabe der Usipeter und Tencterer zu verlangen, die wider ihn und Gallien Krieg geführt hätten. Deutsch war die Antwort, die die Sigambrier ihm sagen ließen: „Bis an den Rheingehet Roms Machtgebot, weiter nicht! Wenn er für unrecht halte, daß Germanen ohne seinen Willen nach Gallien übersehten, wie komme er denn dazu, sich jenseits des Rheines irgend eine Herrschaft oder Gewalt anzumaßen!“ Ob sie von der Niederträchtigkeit geschwiegen, die Cäsar an ihren Bundesgenossen verübt hatte, erfahren wir von ihm natürlich nicht. Es blieb nach solchem Bescheid nur der Krieg übrig, und zwar der Krieg sowohl gegen den Sigambrierbund als gegen die Dränger der Ubier, die Sueven. Die letztere Nothwendigkeit lag für ihn weniger in der Bedrängniß der Ubier; wir haben gehört, wie gering er diese anschlug. Aber wenn er die Sueven demüthigte, so hatte er der nationalen Partei der Trevier ihre Hauptstütze genommen, die Römischgesinnten dort gehorchten bereits seinem Winke; es galt also, durch die Zurückwerfung der Sueven die Trevier zu isoliren. Gelang der Angriff — und daran zweifelte Cäsar nicht, — so war die Eroberung Belgiens vollendet, der Rhein als definitive Grenze Galliens, als einstweilige der römischen Herrschaft gesichert und zur Eroberung Germaniens selbst der Anfang gemacht.

Großartig wie der Plan, sollte auch seine Ausführung sein. Zunächst schon hielt er es der Würde des römischen Namens nicht entsprechend, zum Uebersehn sich der von den Ubiern angebotenen Schiffe zu bedienen. Bereits der Strom Germaniens, wie tief und gewaltig er auch sei, sollte — zum sicheren Zeichen, was der Nation geschehen werde — die Hand des Siegers selbst erfahren und zum Staunen der bedrohten Völker mit kühnem Brückenschlag bezwungen werden.

Der Ort, wo Cäsar diese Pfahlbrücke, ein mit Recht bewundertes Werk römischer Pionirkunst, in 10 Tagen geschlagen hat, war etwas unterhalb Neuwied. Schwächere Gaue

an den Rheinufern erfüllte das unerhörte Werk mit Schrecken. Die Sigambrier aber brauchten nur den südwestlichen Rand ihres Gebietes, der bereits größtentheils Bergland war, zu räumen, so war die Absicht Cäsars, an ihnen und ihren Verbündeten Rache zu nehmen, wenn sie keine Schlacht haben wollten, vereitelt. Eine Schlacht aber wollten sie nicht. Zu einer solchen war einmal das Terrain nicht geeignet, sodann aber fühlten sie, daß sie dem neuen Feinde mit ihrer altgermanischen Kampfweise und Bewaffnung leicht eine Blöße geben konnten. So war für jetzt das Einfachste, sich in ihre natürliche Festung, ins Gebirge zurückzuziehen. Dadurch erreichten sie für einstweilen genug, nämlich, daß Cäsar im Wesentlichen unverrichteter Sache abzog.

Als die Brücke vollendet war, führte Cäsar das Heer hinüber. An beiden Enden ließ er hinlängliche Schutzmannschaft zurück und zog nun, einige Tagemärsche weit, gewiß von ubischen Führern geleitet, auf den Höhen bis ins eigentliche Sigambrierland. Hier verheerte er, was ihm im Wege lag, mit um so größerer Erbitterung, als die Sigambrier selbst mit ihren Hauptschätzen, dem Vieh und den Pferden, nicht fern noch nah zu sehen waren. Die leeren Hütten und Häuser wurden verbrannt, die Saatzfelder verwüstet. Das war die ganze Rache. Bei solcher Beschaffenheit des Landes, das mit jedem weiteren Schritt unzugänglicher und für ein römisches Heer gefährlicher wurde, blieb nichts übrig, als ins Ubiergebiet abzubiegen. Der Feldzug gegen die Sigambrier war zu Ende. Als er bei den Ubiern hörte, die Sueven hätten dieselbe Vorsicht wie die Sigambrier gebraucht und seien gleichfalls tief ins Innere zurückgewichen, fand er rathsam, den ganzen Krieg jenseits des Rheines mit möglichst viel Würde einzustellen. Sich und Andern rechnete er vor, daß er gar nicht mehr gewollt, als er erreicht habe: Rache an den Sigambriern, Erleichterung der Ubier, Schrecken in Germanien. Nachdem er daher den größten Theil der achtzehn Tage, die er drüben verweilte, bei den Ubiern zugebracht, und ohne Zweifel zur Orientirung über Germaniens Land und Leute für künftige Fälle verwendet hatte, marschirte er den Rhein hinauf seiner Brücke zu, rückte über sie hinüber auf das galische Ufer und brach sie ab. Der wirkliche Erfolg war der gelieferte Beweis, daß der Rhein mit Heeresmacht zu über-

schreiten sei, und eine Recognoscirung des noch von keinem Römer betretenen Germaniens*).

Aber eben dieser Erfolg war es, der die Germanen bei dem Bewußtsein, ihm den Hauptzweck seines Unternehmens durch ihr Zurückweichen vereitelt zu haben, mit glühendstem Haß erfüllte und insbesondere die Sigambrier mit ihren Verbündeten in der Ueberzeugung bestärkte, wie sehr festes Zusammenhalten und wetteifernde Kriegsbereitschaft Noth thue.

Fürs Erste kam es, so lange Cäsar in Gallien war, zu keinem wesentlichen Angriff mehr seinerseits. Der Geist des Widerstandes war doch auch bei den Galliern erwacht und führte die verzweifeltsten Kämpfe gegen die römische Waffensmacht herbei. Die beiden Unternehmungen gegen Britannien kosteten Cäsar gleichfalls mehr Anstrengung als sie Gewinn brachten. Am meisten aber hat den Niederrhein vor weiteren Uebergriffen Cäsars der Aufstand der Eburonen, dieser alten Freunde der Usipeter und Tencterer, bewahrt. Dieser Aufstand, der Cäsar mehrere Jahre beschäftigte, ohne daß es ihm gelungen wäre, ihn zu bewältigen, hat auch in einem seiner interessantesten Momente, seltsam genug auf Einladung Cäsars, die erste unmittelbare Begegnung sigambrischer mit römischen Kriegsschaaren herbeigeführt.

Nach dem augenblicklichen Erfolge nämlich, den der Sieg Cäsars an der Maas und die Rheinbrücke über die Völker im nördlichen Belgien gewonnen, hatte eine dumpfe Rache Stimmung sich Aller bemächtigt. Die Menapier, nichts weniger als dankbar für ihre „Befreiung“, hatten den Sigambriern nachgeahmt und ihr Land von den Legionen des Sabinus und Cotta verwüsten lassen. Die Trevirer hatten unter ihrem Fürsten Indutiomarus, statt dem Cäsar sich zu beugen, mit ihren neuen rechtsrheinischen Nachbarn, den Sueven, sich verbündet und zu Kampf gerüstet, den freilich Cäsar durch sein rasches Erscheinen im Lande für jetzt unmöglich zu machen wußte. Desto heller war die Flamme im folgenden Winter von 54 auf 53 vor Christi, als die Legionen in den Gebieten der Nervier, der Trevirer und der Ebu-

*) Ueber Bau und Konstruktion der Brücke handelt am besten: von Cöhausen, Oberst im königlich Preussischen Ingenieurcorps, Cäsars Rheinbrücken philologisch, militärisch und technisch untersucht. Leipzig, 1867.

ronen feste Lager bezogen hatten, aufgelodert. Den Aufstand der beiden ersten gelang es zu bezwingen. Aber die Eburonen wußten die unter Sabinus und Cottas Befehl stehenden 8 bis 9000 Mann (eine Legion und fünf Cohorten) aus der Feste Tongern zum Abzug zu verlocken und hieben sie unter Führung ihres Königs Ambiorix in einem engen Thale nach verzweifelter Gegenwehr nieder. In dem für diese unerhörte Schmach gegen die Eburonen und Ambiorix unternommenen Rache- und Vernichtungskrieg kannte die Wuth Cäsars keine Grenze. Zuerst zwang er die mit ihnen verbündeten Menapier einerseits und Trevirer andererseits zum Abbruch des Bündnisses, schreckte darauf durch die zweite Brücke über den Rhein die Sueven von der Einmischung in den Kampf ab, und nun warf er sich, indem er durch die Eifel gegen die Maas rückte, mit aller Macht auf die Eburonen. Tongern zum Hauptquartiere nehmend, durchzog er mit drei Heeresabtheilungen von je 18,000 Mann in allen Richtungen sengend und verheerend das rebellische Land, um nicht eher zu ruhen, als bis Ambiorix gefangen, das Volk zum warnenden Beispiele für alle anderen vernichtet, das Land dem Verderben preisgegeben wäre. Da das Werk jedoch mit den Truppen auf dem schwierigen, meist waldigen und größtentheils sumpfigen Terrain nicht recht voranschritt, sandte er zu allen Völkern ringsum die Botschaft, wodurch er Land und Volk der Eburonen ihrer Plünderung preisgab und sie, die sich auf solche Bünde besser verstanden, förmlich zur Verheerung einlud. So gedachte er die Eburonen ganz gewiß vom Erdboden zu vertilgen.

Die Botschaft war auch über den Rhein zu den Sigambriern gedrungen, und sie hätten keine Germanen sein müssen, wenn sie die unerwartete Gelegenheit, einen rechtschaffenen Beutezug zu thun, hätten versäumen wollen. Zudem lag ein zu köstlicher Humor für sie in der ihnen dargebotenen Gelegenheit, ihrem guten Freund Cäsar einen Gefallen thun zu können. Rasch waren 2000 Reiter beisammen, zogen das Siegthal hinab an den Rhein, setzten an der Mündung, bei Bonn, über und fingen weiblich an zu fangen und zu rauben, was sie konnten. War Cäsar wenige Tage früher über die Höhen gezogen, so gehörte ihnen das Vorgebirge und die Ebene. Hier gab es Beute, Vieh vor Allem in Ueberfluß, mehr, als

fortzubringen war. Immer besser behagte ihnen die Arbeit, immer weiter schweiften sie ins Innere: da, als sie fast nicht mehr weit von der Maas waren, brachte ein schlauer Condruse oder Segne, den sie wohl eben festhielten, um zu hören, wo er sein Vieh versteckt habe, sie auf neue Gedanken: „Was jagt ihr euch hier nach dem bißchen Hab und Gut armer Leute müde, und habt es, wenn ihr wollt, in der Hand, mit einem Fang reich, steinreich zu werden! Hier ist die Maas, in drei Stunden von da seid ihr in Tongern, und dort habt ihr alle Schätze der Römer, ihre Kassen, ihre Kostbarkeiten, Gold und Silber und alle erdentlichen Güter die Fülle. Die Besatzung ist so schwach, daß sie nicht einmal die Ringmauer der Feste ganz besetzen kann, und dazu so bang, daß sie sich nicht einen Schritt ins Freie wagt!“

Die Rede gefiel, nicht bloß der kostbaren Beute wegen; gegen die Römer, gegen die eidbrüchigen Schlächter ihrer Stammesbrüder, die frechen Frevler wider Germanenrecht und Germanenfreiheit, die Feinde des Vaterlandes, Rache zu üben, — welch' eine herrliche ungeahnte Gelegenheit! Und welch' ein Ruhm winkte mit einem Male, nicht nur die Schätze zu erbeuten, sondern auch deren verhaßte Wächter, die römische Besatzung zusammenzuhauen! Was an Beute gemacht war, wurde diesseits der Maas irgendwo versteckt, und nun ging's unter der Führung des pfliffigen Rathgebers über den Strom. Schnell kam man in die Nähe Tongerns und — hätte keinen günstigeren Augenblick treffen können! Denn eben hatte über die Hälfte der Besatzung, an 3000 Mann, sammt zahlreichem Fuhrpart und Troß, sich hinausgewagt, um auf den Feldern, die nur ein Hügel von dem befestigten Lager trennte, das reife Getreide einzuernten. Auf der anderen Seite, woher die Sigambrier, durch Wald verdeckt, herankamen, war das dekumanische Thor. Unbedenklich stürmten diese, mit Jubel das ersuchte Ziel gewährend, aus dem Walde hervor. Noch ehe die davor in ihren Zelten und Buden Handel treibenden Krämer sich ins Innere flüchten konnten, war der Platz umringt, und von allen Seiten suchten die Sigambrier den Wall zu ersteigen, die Thore zu sprengen. Zwar that am Dekumanenthor die Wache habende Cohorte ihre Schuldigkeit, ebenso unzugänglich erwies sich die auf steilem Felsrand aufsteigende Ringmauer. Aber der wilde Lärm, der Schrecken der Ueberraschung, die bei der

Nähe des Waldes nicht zu übersehende Stärke des Feindes erfüllten die Besatzung mit Angst und Verwirrung. Niemand wußte, was zu thun, wo die Gefahr am nächsten sei. Das Durcheinander erreichte den höchsten Grad, die Einen schrien: das Lager sei erobert, Alles verloren; die Anderen: offenbar sei das Heer aufgerieben, der Feldherr gefallen und nun der siegtrunkene Feind da, um ihnen allen dasselbe Loos zu bereiten. Die meisten verwünschten das Unglückslager, das nun schon zweimal seine Besatzung ins Verderben gerissen! Desto wilder schallte der Jubel und wechselseitige Zuruf der Sigambrier und desto mächtiger ihr Andrang zu den Thoren. Schon hatten sie eines gesprengt, schon rangen sie mit den erschöpften Vertheidigern, und alles schien verloren, als ein Römer, obgleich krank, unterstützt von einigen Centurionen, sich mit verzweifelter Muth den Eindringenden entgegenwarf. Doch auch er fiel, und das Verhängniß wollte sich erfüllen: da kamen die mit der Ernte beschäftigten Cohorten, durch den immer lauterem Lärm erschreckt, herbeigeeilt, die Reiter voran. Wie sie die Gefahr sahen, in der Alles schwebte, drängten sie sich ängstlich um den Kriegstribun und die Hauptleute, was zu thun, wie zu helfen, zu retten sei. Schnell formirten sie sich um die Feldzeichen zum Kampf, so gut es ging: da wurden die Sigambrier ihrer gewahr, hielten in der Meinung, es sei Cäsar schon mit den zurückkehrenden Legionen, mit der Bestürmung des Lagers inne und wandten sich mit Ungestüm zum Angriff gegen sie. Das Lager war gerettet. Aber die draußen schienen alle verloren.

Da brachen 300 Reconvalescenten, erprobte ältere Soldaten, festgeschlossen Mann an Mann, sich Bahn zum Lager, es gelang. Ihnen drangen die Troßknechte und die Reiter nach. Aber die Cohorten, meist aus Rekruten bestehend, wußten sich nicht zu helfen: und wurden, über 2000 Mann, größtentheils niedergehauen. An die Erstürmung der Feste freilich war jetzt, wo alle Thore gut besetzt werden konnten, für die Sigambrier nicht mehr zu denken. Es auf die Rückkehr Cäsars mit seinen neun Legionen ankommen zu lassen, wäre Thorheit gewesen. Der Beutezug „aus Gefälligkeit“ hatte über Erwarten schönen Erfolg gehabt. Auf Cäsars persönlichen Dank verzichteten sie schon und kehrten dann über die Maas und mit der Beute über den Rhein fröhlichen Muthes der Heimath zu.

Die in Tongern hatten sich unterdessen noch lange nicht vom Schrecken über die räthselhaften Helfer erholt, sodaß, als der Vortrab Cäsars, die Reiterei, endlich ankam, sie es sich nicht wollten ausreden lassen, das ganze Heer sammt dem Feldherrn müsse den Sigambren in die Hände gefallen sein und nur die Reiterei habe sich durch Flucht retten können. Doch bald rückte auch Cäsar heran an der Spitze der Legionen. An Mügen über die begangene Unvorsichtigkeit fehlte es nicht; indessen fand er, man müsse immerhin noch von Glück sagen, daß das Lager noch behauptet worden sei. Eins nur konnte er sich nicht reimen: daß die Sigambren, die doch gekommen seien, um dem Ambiorix das Land zu verheeren, so auffallenderweise gerade das römische Lager gefunden und der Besatzung derart mitgespielt hatten, wie es Ambiorix nicht besser wünschen konnte! So gering dachte Cäsar von der Beharrlichkeit gerechten deutschen Zornes und von dem furchtbaren Ernste des Freiheitsbundes, zu welchem seine ehrlose Kampfweise die Germanen gezwungen hatte.

Das war die erste und einzige feindliche Begegnung Cäsars und unserer Vorfahren, der rechtsrheinischen Germanen, der Sigambren. Die übrige Zeit seiner militärischen und staatsmännischen Thätigkeit in Gallien verfloß, ohne daß er wieder den Versuch gemacht hätte, auf das rechte Rheinufer hinüberzugreifen. Daß sich aber die Germanen auf Kämpfe für die Freiheit zu rüsten hätten, das gab ihnen die Befestigung der wichtigsten Punkte des linken Rheinufers zu erkennen, wovon die Anfänge jedenfalls noch von Cäsar selbst gemacht worden sind.

Die Sigambrier und Agrippa.

Die Geschichte der Sigambrier und ihres Bundes ist während der Kämpfe Cäsars und Octavians um die Alleinherrschaft in Dunkel gehüllt. Aber aus diesem Dunkel tritt seine Fortdauer und Thätigkeit in mehreren Ereignissen, deren Zusammenhang sich hinlänglich verräth, bedeutsam hervor. Die erste Thatfache ist Agrippas Feldzug am Rhein im Jahre 38 vor Christus.

Schon zur Zeit des Triumvirates, im Jahre 40 vor Christus, hatte Octavian Gallien besucht; bei der Vertheilung der Provinzen am Ende dieses Jahres wußte er sich insbesondere diese reiche Provinz, mit deren Schätzen schon sein Adoptivvater sich bereichert hatte, zu sichern, und gab sie nun bis zu seiner Alleinherrschaft nicht mehr ab. Mit ihr hatte er gleichsam auch die unausgeführt gebliebenen Pläne Cäsars geerbt, die, wie die Römer am Tage seiner Ermordung aus dem Munde des Antonius hörten, kein geringeres Ziel verfolgten, als „ganz Deutschland bis an den nördlichen Ocean zu unterwerfen.“ Indessen mußte ihn der erste Schritt, den er zur Verwirklichung dieses Gedankens that, sofort in Kampf bringen mit den Sigambriern. Ja es scheint, daß diese ihm in der Eröffnung der Feindseligkeiten selbst zuvorgekommen sind.

Es war nicht zu bezweifeln, daß die Durchführung der Provinzialverfassung in Gallien, das ganze linke Rheinufer nach dem von Cäsar geschaffenen Begriffe mit eingeschlossen, insbesondere die Eingliederung und Einübung der kriegstüchtigen Belgier in das römische Heer, wie wir sie uns als Hauptgegenstände der Sorge Octavians bei seinem Aufenthalt in Gallien zu denken haben, mehr bedeutete, als den Sigambriern gleichgültig sein konnte. Nichts lag näher, als daß sie, indem sie den eigenen Bund immer enger schlossen, diese Organisationen der Römer zu stören und zu verhindern suchten durch Einfälle in das linksrheinische Land und durch

die noch leichtere Bedrängung der verhaßten Ubier. In diesem Beginnen schlossen sich ihnen die südlichen Nachbarn der Ubier, die guten Freunde des Ambiorix und der nationalen Partei unter den Trevirern, die Sueben, treulich an. Die Gemeinschaft der Feinde, die Nothwendigkeit der Vereinigung hatte in diesen, die zuerst wegen ihres Einbruchs in die Heimath der Usipeter und Tencterer verhaßt waren, nützliche Verbündete erkennen lassen, sodaß wir die unruhigen Bewegungen am Rhein in diesen Zeiten immer auf diese vier Völker, die Sigambrier voran, und dann die Tencterer und Usipeter und die Sueben zu beziehen haben. Am meisten mußten die Ubier von den Sigambriern leiden, welche im weiten Bogen um sie her auf den Bergen saßen wie ihre natürlichen Herren und sicherlich in immerwährenden Angriffen und Beutezügen mit den Tencterern vereinigt, ihrem Haß wider die verrätherischen Nachbarn freien Lauf ließen. Diese Zustände waren es, die im Jahre 37 vor Christus das Erscheinen Agrippas, des besten Feldherrn Octavians, mit einem Heere in diesen Gegenden des Niederrheins erforderten. Diesseits wie jenseits waren die Germanen unter den Waffen, zwischen ihnen die Ubier, die Verbündeten Roms, in höchster Bedrängnis. Die Germanen des linken Ufers scheint es Agrippa gelungen zu sein, für den Augenblick zur Ruhe zu bringen. Die Sigambrier hingegen und die Verbündeten trotzen den römischen Waffen, wie siebenzehn Jahre vorher. Selbst als Agrippa, der zweite Römer, diesmal wahrscheinlich bei dem heutigen Köln, eine Brücke über den Rhein schlug, änderte sich die Stellung der Feinde nicht. Der sicherste Beweis, daß das Heer keine wesentlichen Erfolge errungen hat, liegt in der That, daß die Ubier sich entschlossen, das rechte Rheinufer aufzugeben und unter dem Schutze des Römerheeres, im Einverständnisse mit Agrippa sich auf dem linken anzusiedeln. Der Platz dazu war durch die Zurückdrängung der Churonen in die Arduenna frei geworden. Auf Seiten Agrippas war diese Maßregel das Geständnis, daß er die Ubier drüben nicht dauernd zu schützen im Stande sei, während sie, auf das linke Ufer angesiedelt, der Defensiv an der Rheingrenze auf dem bis heute strategisch wichtigsten Punkt des Niederrheins vermittlest ihrer friedlichen Künste und Verbindungen wesentliche Dienste leisten konnten. Der Plan,

bei ihnen einen Hauptwaffenplatz zu gründen, stand jedenfalls mit der Verlegung im Zusammenhang, und der damit gewonnene Anfang zu seiner Verwirklichung mochte dem weit ausblickenden Feldherrn und seinem Herrn ein wichtigerer Erfolg dünken, als eine vorübergehende Behauptung rechtsrheinischen Gebietes gegen die Sigambrier. Und allerdings das Erste, was am Rheine, wenn die Unterwerfung der Anwohner gelingen sollte, geschehen mußte, war keineswegs der Krieg gegen die Ueberrheinischen, sondern die völlige Trennung derselben von den Germanen des linken Ufers, und diese durchgeführt und zu einer dauernden gemacht zu haben, das ist die wahre Bedeutung der von Agrippa geleiteten Uebersiedlung der Ubiier. Daß er dabei hauptsächlich das römische Interesse im Auge hatte, dürfen wir aus den Bedingungen schließen, unter denen der Uebertritt stattfand. Denn nicht mehr als ein freies Germanenvolk betraten sie das linke Ufer, sondern als römische Unterthanen. „In Pflicht und Gehorsam nahm Agrippa sie drüben auf römischem Gebiete auf.“

Allein bis zum Triumph über die rechtsrheinischen Germanenvölker selbst hatte es noch gute Wege. Im Jahre 27 vor Christus erschien Augustus in Gallien, um die Verhältnisse, insbesondere das Steuerwesen endgültig zu regeln. Durch die Wirksamkeit des Augustus war die römische Herrschaft auf der linken Seite des Niederrheins derart befestigt worden, daß bei der Ruhe, die einstweilen auch auf der rechten Seite zu bemerken war, sich sogar römische Bürger hinüber wagten, um Handelsgeschäfte zu treiben. Diese Zuversicht erwies sich jedoch als eine verfrühte. Denn sei es nun, daß das Benehmen dieser römischen Bürger in freiem Lande die Germanen reizte, oder daß diese hinter den Kaufleuten Spione zu erblicken meinten: sie ergriffen die Fremdlinge und brachten sie um.

Hiergegen konnte der Legat Marcus Vinicius schon um Galliens willen nicht gleichgültig sein. Er ging im Jahre 25 vor Christus über den Rhein und — nach etlichem Sengen und Verheeren — wieder zurück. Der Würde des Reiches war damit, wie der Berichterstatter meldet, Genugthuung verschafft; aber Augustus lehnte es ab, den ihm darüber zuerkannten Triumphzug zu halten, wahrscheinlich weil man keine

lebende Seele gefangen hatte, die man dabei hätte als Beute aufführen können*).

Raum soviel scheint im Jahre 19 vor Christus Agrippa in diesen Gegenden erreicht zu haben. Die Unruhen, die er in Gallien zu dämpfen hatte, hingen wie gewöhnlich mit Bewegungen der Sigambrier und Sueven, mit Ueberfällen auf das linke Ufer und Verheerungen, besonders des u b i s c h e n Landes zusammen. Dieses Volk wurde, zum Ingrimm ihrer rechtsrheinischen Nachbarn, immer mehr mit römischem Wesen durchdrungen und heimischer Sitte und Denkungsart, selbst alt-hergebrachter Religion gänzlich entfremdet. Hatten sie doch gar in ihrer Hauptstadt einen Altar für römischen Götterdienst errichtet, an welchem als wie an dem Volksheligthum Germanen sich zu Priesterdiensten erniedrigten!

Die im Jahre 16 vor Christus in Gallien ausgebrochenen Kriege, die den Augustus zwangen, persönlich an den Rhein zu eilen und den Tiberius mit Heeresmacht ins Feld rücken zu lassen, waren der gewaltige Ausbruch des wilden sigambrischen Zornes über die nur zu wohl gelungene Romanisirung des linken und die damit wachsende Gefahr für das rechte Rheinufer. Und wenn noch ein Zweifel sein konnte, daß der Sigambrierbund es bisher immer gewesen, der den Römern die Befestigung ihrer Herrschaft über das linksrheinische Germanien wehrte, so wird es jetzt zur Gewißheit. Denn ganz wie er sich Cäsar gegenüber gebildet hatte, bestehend aus den Sigambriern, als dem führenden Volk, und seinen ältesten und engsten Verbündeten, den Usipetern und Tencterern, tritt der Bund auch jetzt auf. Daß wir die Sueven diesmal nicht nennen hören, erklärt sich wohl dadurch, weil der Stoß eben mehr rheinabwärts gethan werden mußte.

Es hatten sich römische Hauptleute, wahrscheinlich in der Absicht, um Germanen für den Kriegsdienst zu werben, bei

*) Dio 53, 26. Wie hier und an unzähligen Stellen Dios, Suetons u. a. zu ersehen ist, thut nach der offiziellen Sprache der Kaiser Alles, was unter ihm durch die Feldherren geschieht. Er zieht zu Felde, er besiegt, er schließt Bündnisse, er führt Colonien, kurz er ist offiziell das Subjekt von Allem, was unter seinem Scepter von Staatswegen geschieht. Spuren dieser Anschauung begegnen uns schon früher.

den Verbündeten zu thun gemacht. Unterdessen scheint eine Sigambrer-schaar über den Rhein gesetzt und drüben einen Beutezug gemacht zu haben, der übel ablief. Lollius nämlich, der Legat, legte sich in einen Hinterhalt, fiel über die Sorslosen her und richtete unter ihnen ein großes Blutbad an. Dagegen ergriffen die Sigambrer Repressalien, indem sie die Römer im Lande verhafteten, und, wie später die Cherusker thaten, durch einen graufigen Tod ihren Göttern opferten*).

Durch diese blutige Feier zur höchsten Wuth entflammt, setzten sie dann in einem großen Bundesheere vereinigt, Sigambrer, Nisipeter und Tencterer, unter der Führung Melos, des Sigambrerfürsten, über den Rhein, um nicht zu ruhen, bis sie die römische Heeresmacht getroffen und vernichtet hätten.

Lollius, von dem feindlichen Einfall benachrichtigt, rückte ihnen mit dem Heere entgegen. Die Verbündeten erfuhren das nicht sobald, als sie sich in einen Hinterhalt legten. Der Vortrab, die Reiterei, kam heran, und der Ueberfall gelang so gut, daß, was nicht niedergemacht wurde, in jäher Flucht dem heranrückenden Hauptheere entgegenjagte, — hinter ihnen das wilde Heer der Germanen! Da theilte sich der Schrecken, die Verwirrung auch den Legionen mit: eine scheint ganz zusammengehauen worden zu sein, der Adler fiel als Preis des Sieges den Verbündeten in die Hände; ob und wieviele noch sich gerettet haben, darüber gehen die mangelhaften Nachrichten hinweg. Lollius entkam. Siegreich schaltete das deutsche Heer, seinen Heldenführer Melo an der Spitze, mit dessen Bruder Beturich und den andern Fürsten im Lande, gewiß nicht, ohne daß sie die Stammesbrüder des linken Ufers zur Abschüttlung des Römerjoches aufriefen, ihnen ihren Beistand für den Kampf versprachen, den Ubiern aber, wenn sie auch jetzt noch auf die Seite der Feinde des Vaterlandes träten, mit äußerster Rache drohten. Allein, Lollius hatte mit Aufgebot aller Kräfte bald ein neues Heer gesammelt, und auf die Kunde von dem Schlage, der den Legaten getroffen, eilte Augustus ebenfalls mit Verstärkung heran. Da hielten die Verbündeten es für klüger, vor Augustus Ankunft mit

*) Florus gibt die Zahl der von den Sigambrenn gekreuzigten Centurionen auf 20 an.

Pollius Frieden zu schließen und heimzukehren, als es auf einen römischen Rachezug in ihr Land ankommen zu lassen.

Die Römer empfanden die brennende Schmach der Pollianischen Niederlage, wahrscheinlich den Abzugsvertrag mit eingeschlossen, noch viele Jahre. Augustus, auf das tiefste empört über das, was vorgefallen war, und wovon ihm wahrscheinlich die dumpfe Stimmung selbst der linksrheinischen Völker noch an Ort und Stelle Zeugniß gab, konnte freilich für den Augenblick an der Lage nichts ändern. Und er wollte es nicht, gerade weil in ihm der Entschluß gereift war, Deutschland gegenüber die bisherige mehr defensive Stellung zu verlassen und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln in die Offensive überzugehen.

Nicht mehr sollte irgend einem unfähigen Legaten die Wahrung der Sicherheit und Ehre des Reiches den Germanen gegenüber anvertraut sein. Die beste Kraft des Reiches, der Kern des Heeres und der tüchtigste Feldherr, der nach seiner hohen Stellung sowohl, wie nach seiner glänzenden Begabung der Erbe von Cäsars Gedanken und Energie zu sein schien, Drusus, der kaiserliche Stiefsohn, sollten für das Werk aufgegeben werden, und das Ziel kein geringeres sein, als **Germaniens Unterjochung!** So sollte denn Cäsars Plan doch noch verwirklicht werden.

Es galt, die Vorbereitungen unverweilt, aber ohne Ueberstürzung zu treffen. Da Gallien, seine germanischen Gebiete mitgezählt, das Arsenal und die Operationsbasis für den deutschen Krieg abgeben mußte, so durfte dort keine Unordnung, noch weniger Unzufriedenheit sein. In dieser Hinsicht fand Augustus während der Jahre 15 und 14 vor Christus, die er in Gallien zubrachte, sehr viel zu thun. Die Anstalten zum weitausschauenden Unternehmen, Anlage oder Verbesserung von Straßen und befestigten Stationen, Aushebung und Einübung von Soldaten, Anknüpfung geheimer Bündnisse mit einzelnen rechtsrheinischen Völkern waren größtentheils schon mit Umsicht getroffen, als der vom frischen Glanze des rühmlich gelungenen rhätischen Feldzugs umstrahlte jugendliche Feldherr im Sommer des Jahres 13 vor Christus aus den Händen des nach Rom zurückkehrenden Augustus den Oberbefehl am Rhein übernahm.

Der Sigambrische Bund vom Rhein bis zur Elbe.

I.

Wider Drusus.

(12—9 vor Christus.)

Im Sommer des Jahres 13 vor Christus herrschte auf der ganzen nördlichen Grenzlinie „Galliens“, von den Häfen von Calais und Boulogne an, die Schelde, die Maas und den Rhein hinauf bis zur Bataverinsel bis zur Ara Ubiorum ein gewaltiges Leben*). Alle Kräfte, die nur aufzubieten waren, regten sich unter der Leitung des genialen Feldherrn, — die einen zum Bau der ersten römischen Kriegsflotte auf dem Rhein, die anderen zur Beschaffung gewaltiger Proviantvorräthe, andere wieder zur Herrichtung großer Brückentrains, zur Vollendung oder Neuanlage eines Kranzes von festen Plätzen auf dem linken Rheinufer. Doch das unerhörteste, kolossalste Werk**) entstand im Norden der Bataverinsel. Drusus wollte Deutschland von zwei Seiten fassen, vom Nordufer und von Westen. Mit einer Flotte wollte er auf den in die Nordsee mündenden Flüssen Ems, Weser, Elbe seine Legionen in das Innere Deutschlands hinein werfen, die Nation im Herzen treffen und so dem Vordringen vom Rhein und überhaupt zu Lande den Erfolg gänzlich sicher stellen. Die Flotte sollte aber zu jenen Flußmündungen nicht auf dem weiten Weg um die ganze Küste mit seinen tausend Gefahren gelangen, sondern über die Hälfte der Fahrt, vor den Stürmen des Meeres sicher, auf Binnengewässern zurücklegen. Die Bataver und Menapier und andere jener Gegenden kundige Leute hatten Drusus Berichte gegeben, die die Möglichkeit des Unternehmens für einen römischen Willen nicht zweifelhaft ließen. Die Straße ließ sich schaffen, — freilich so wie die anderen Niesenbauten der Kaiserzeiten, die Aqua-

*) Florus, epitoma 30. Livius, epitoma 137. Dio, 54, 32.

**) Suetonis, Claudius I.

ducte, die Amphitheater, die Thermen, die Paläste, die Heerstraßen des Weltreiches.

Das Land nördlich des von dem Abfluß der Waal an bis in die Dursteder Gegend fließenden Rheins, die heutige Veluwe, war ebenso wohl zu Cäsars Zeit, als auch jetzt, nach einem Menschenalter, nicht bewohnt. Hier waren die Ulpeter und Tencterer hindurchgezogen, ohne daß sie Lust empfanden, ihrer weiten Wanderung ein Ende zu machen und sich anzubauen. Im Westen begann erst mit dem linken Ufer der Bechte das Gebiet der Marsacer, im Nordosten erst jenseits der Vollenhovenschen Seen das der Friesen, öde Heide wechselte mit dichtestem Urwald, beides, die Hügelgegenden ausgenommen, mit sumpfigem Grund, wozu die nahen Seen, der noch ungebändigte Rheinstrom und die von Süden herfließende, den Ostsaum bildende Yssel es am nöthigen Wasser nicht fehlen ließen.

Nördlich von jenem unbewohnten Gebiet reihete sich See an See, mit den Zuflüssen der Yssel und der Bechte von Südosten her und mit einem nördlichen Ausfluß in die Nordsee. Die Yssel floß bis wo der Rhein links abbiegt, unsern deselben hin, dann bog sie geradeaus nordwärts in jene Seen, genau in der Richtung, die für Drusus' Gedanken erfordert wurde. Es kam darauf an, sie bis zur Tiefe der Seen schiffbar zu machen und einen Theil des Rheins vermittels eines Dammes und Kanals von der Biegung des Stromes an zu ihr hinüber zu leiten: Werke, ebenso leicht zu entwerfen, als ungeheuer in der Ausführung. Doch Drusus hatte es beschlossen und schritt ans Werk. Bei der unerlässlichen militairischen Besetzung der Linie bis an die Mündung der Yssel in den ersten See wurde auf der Ostseite wohl zum ersten Mal der Grundsatz, und zwar, wie es scheint, auf ungezielte Chamaverhaufen angewendet, daß der unmittelbar angrenzende Landstrich zu räumen sei. Die Chamaver und unterhalb von ihnen die Tubanten mußten sich ostwärts zurückziehen. Daß an dem Mündungspunkte ein befestigtes Lager errichtet wurde, da, wo noch jetzt die Stadt Kampen mit ihrem Namen an ein verschanztes Feldlager gemahnt, kann nicht bezweifelt werden, ebensowenig die Anlage von einzelnen festen Stationen am Anfang des Canals und da, wo die Yssel, die Berkel und der Schipbeek in den neuen

Rhein mündeten. Unter dem Schutze solcher befestigter Lager nun arbeiteten Tausende von Händen, Soldaten und Knechte, am Auswerfen des Canals vom Rhein nach der Yssel hin und an der Vertiefung der Yssel. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Römern und den Batavern kam Drusus trefflich zu Statten; nur durch dieses war die ganze Arbeit möglich.

Ein Werk von solchen riesigen Verhältnissen hätte an und für sich schon nicht im Stillen ausgeführt werden können, auch wenn nicht gleichzeitig das ungewöhnliche Treiben auf dem ganzen linken Rheinufer die Völker des Sigambrerbundes überzeugt hätte, um was es sich bei den Römern mit all diesem Schaffen handelte. Es fehlte gewiß auch nicht an geheimen Berichten von den Stammgenossen des linken Ufers, und das nördlichste Glied des Bundes, die Usipeter, waren der Bataverinsel nahe genug, um den Anfang und das mit höchster Energie betriebene Wachsen des unheimlichen Werkes mit eigenen Augen zu sehen. Es konnte kein Zweifel sein: diese ungeheueren Anstalten galten der Unterjochung Deutschlands! Mit einer Uebermacht, die des Erfolges gewiß war, und mit allen Angriffsmitteln zu Wasser und zu Lande sollte Germanien überwältigt und erdrückt werden.

Es durfte nicht gewartet werden: der Bund durfte die Rüstungen nicht vollenden lassen, er mußte die Römer sofort überfallen, um ihre Pläne zu vereiteln. Dabei zählte man auf die für eine allgemeine Empörung reife Stimmung bei den linksrheinischen Völkern und allen Galliern, wo die von Drusus im Winter des Jahres 13/12 gehaltene Steuererhebung böses Blut gemacht hatte. Es war Frühling des Jahres 12 vor Christus. Aber Drusus stand gerüstet da, es war — zur Abwendung des Unglücks bereits zu spät! Sie wagten nicht anzugreifen, so gut hatte er den Rhein bereits befestigt. So konnte er, unter Zurücklassung des Heeres, noch mitten im Sommer nach Lyon reisen, wo am 1. August die Einweihung eines von Augustus gestifteten Altars mit großartigen Festspielen veranstaltet wurde.

Doch nicht lange kann Drusus im Süden geblieben sein. Erste Nachrichten riefen ihn an den Rhein. Die Sigambrer und ihre Verbündeten rüsteten sich, den Rhein zu überschreiten. Da und dort mochten einzelne Haufen bereits hinübergedrungen

sein. In der Meinung, der Feldherr sei noch in der Ferne, versuchte nun auch das ganze Heer, wie die Folge erkennen läßt, unweit der Bataverinsel und mit offener Rücksicht auf den verhaßten Canal und die Flotte, den Uebergang. Doch der Feldherr war zur Stelle. Mit voller Kraft fiel er über den Theil des Heeres, dem er absichtlich zum Uebersehn Zeit gelassen haben mochte, her und warf es zurück. Der Uebergang war gescheitert. Und damit er nicht wieder versucht würde, ging Drusus nun seinerseits über den Rhein, schlug die Germanen zuerst im Gebiete der Usipeter, setzte dann über die Lippe ins Land der Sigambren und verheerte dasselbe weit hin. Die Niederlage des Bundes war schwer. Drusus hatte völlig freie Hand am Rhein erhalten und säumte, da der Sommer schon weit vorgeschritten war, nun keinen Augenblick mit der Eröffnung seines nordischen Feldzugs.

An der Bataverinsel bestieg er mit dem Heere die Flotte und fuhr auf dem von ihm geschaffenen neuen Rhein in die Zundersee. Als er mit so unerhörter Kriegsmacht an der inneren Küste des Friesenlandes erschien, gewann er ohne Kampf einen großen Erfolg. Die Friesen, erstaunt und erschreckt, baten um Frieden, und Drusus war klug genug, sie durch Freundschaftsbezeugungen zu gewinnen und durch Aufnahme in die römische Bundesgenossenschaft dauernd an das römische Interesse zu fesseln. Am wichtigsten aber war es für ihn, schon für diesen Feldzug ihre Streitkräfte zur Verfügung zu haben. Sie schlossen sich nämlich sofort seinem Unternehmen an, indem sie mit einem Heere der Küste entlang zur Seite gingen. So wurden die Seen durchschifft, und durch den Fließstrom, der sie mit dem Ocean verband, lief die Flotte, zwischen den heutigen Inseln Friesland und Texschelling, die jedoch damals noch kein Meeresarm von dem übrigen Friesland trennte, hinaus in die Nordsee. Die Fahrt ging an der friesischen Küste hin bis zu der Emsmündung; hier begann das Gebiet der Chauken. Offenbar war es der Plan des Drusus, hier zuerst die Chauken, dann die oberhalb der Chauken an der Ems wohnenden Ampsivarier zu unterwerfen, von da südwärts in das Land der Bructerer zu dringen und nach deren Besiegung die Sigambren im Rücken zu fassen. Allein auf dieser Einfahrt rannte die Flotte, deren Steuerleute,

wenn Römer, das Fahrwasser nicht kannten, wenn aber Friesen, den eigenthümlichen Bau und Tiefgang der Schiffe, zumal bei dieser Belastung, nicht genug beachteten, derart auf eine Untiefe auf, daß sie bei schwindender Fluth festsaß und bei dem nun losbrechenden Sturme dem sicheren Untergang preisgegeben war: da hatten die Friesen, die vom Lande aus sahen, um was es sich handelte, Gelegenheit, ihren Bundesseid zu bewähren, ohne sie war Drusus mit dem ganzen Heere verloren. Und die treuherzigen Germanen, der See und ihrer Stürme kundig, dazu der eignen Gefahr nicht achtend, retteten — den Feind des Vaterlandes!

Wie sie das gethan, wie weit das Unheil die Flotte bereits erfaßt und verschlungen hatte, erfahren wir nicht näher. Aber soviel ist gewiß: die ganze Armade, die stolze Römerflotte, die die Unterjochung der Germanenfreiheit mit einem Schlage vollbringen sollte, war derart zu Schanden geworden, daß Drusus froh war, — ob auf Schiffen, ob zu Lande, ist nicht berichtet, — von dem friesischen Hülfsheer gedeckt, den Chauken nicht in die Hände zu fallen, sondern nur an den Rhein zurückzugelangen. Das war der einzige, großartig zwar in Scene gesetzte*), aber — das Bündniß mit den Friesen und die Unterwerfung der Inseln bis einschließlich Borkum abgerechnet — weniger als resultatlose Feldzug zur See, den Drusus unternommen. Den Eingang zum Chaukenland hat er allerdings gesehen, aber nicht einmal zu einer Schlacht mit diesem Volke, geschweige mit den Bructerern und am wenigsten auf der Ems ist es irgendwie gekommen. Wäre auch nur der Schein eines Erfolges, wäre nur eine einzige That nach der verunglückten Einfahrt zu berichten gewesen, so würde Dio, dem sehr gute Nachrichten vorlagen, ihrer erwähnen. Er wirft aber vielmehr über den gescheiterten Feldzug einfach einen Schleier mit den Worten: „er wurde gerettet und kehrte um, denn es war Winter.“

Das deutsche Meer hatte furchtbare Rache genommen für die Verheerung des sigambrischen Bundeslandes. Aber Drusus stand mit Anfang des Frühjahr's 11 von neuem schlagfertig

*) Tacitus de moribus German. 34. Nec defuit audentia, — sed obstitit oceanus in se — inquiri. Die Chauken sind diesmal nicht unterworfen worden. Das geschah im Jahre 5 nach Christus. Vgl. Vellejus Paternulus II. 106.

am Rhein. Der Rhein blieb von nun an seine Operationsbasis, doch die Kriegführung auf dem rechten Ufer sollte nicht mehr bloß in Verheerungszügen durchs flache Land bestehen, wie bisher, sondern die Germanen sollten in ihren Bergen selber aufgesucht und unterworfen werden. Der Bezwinger Rhätien's war, zumal nach dem bedenklichen Mißerfolg des Vorjahres, entschlossen, vor keinem Gebirge, keinem Strom zurückzuweichen und nicht zu ruhen, bis er die Ehre des römischen Namens an den Sigambjern und ihren Verbündeten gerächt und sie alle unter das römische Joch gebeugt habe.

Die Sigambjer müssen sich — wie der Starke vom Starken allzeit erwartet — gerade solcher eisernen Energie des Drusus versehen haben. Denn sie hatten ringsum an ihre Nachbarvölker, im Norden die Marsen und die Bructerer, im Osten die Cherusker, im Südosten die Chatten, im Süden die Rheinsueven, Botschaft gesandt mit dem Aufruf zum Bunde gegen die Römer und zu den Waffen. Ueberall fand ihre Stimme freudigen Widerhall, vor allem bei den Cheruskern. Es muß diesen Bund, dessen Hauptglieder außer den Sigambjern als den Vorstehern, die an Tapferkeit „den Göttern nicht weichenden“ Sueven und die mächtigen Cherusker waren, nicht nur eine religiöse Eidesfeier, wie sich von selbst versteht, eingeweiht, sondern dabei auch eine wildnaive, echt germanische Siegeszuversicht das stolze Bewußtsein erfüllt haben: wenn wir vereint sind, ist der Sieg und die Beute gewiß. Die Spur einer nur diesem Moment entsprechenden Bundesvereinbarung ist uns bei Florus erhalten*), wonach von der Beute die Pferde den Cheruskern, das Gold und Silber den Sueven, aber dem Bundeshaupt, den Sigambjern, die Gefangenen zufallen sollten! Desto fürchterlicher flammte ihr Zorn gegen das einzige Volk auf, das die Botschaft mit der schändlichen Weigerung des Beitritts erwidert hatte, die Chatten**).

Es war den Verführungskünsten der römischen Politik, in der Drusus gleich seinem Bruder bei dem Stiefvater eine gute Schule gehabt, gelungen, die Chatten in die Schlingen eines Bündnißvertrages zu lenken. Nach diesem Vertrage sollte ihnen frei stehen, unter römischer Garantie das von den Rhein-

*) Florus epitoma 30.

**) Dio 54, 33.

sueven bewohnte Land in Besitz zu nehmen und ihnen die Freundschaft Roms gesichert sein. Es leuchtet ein, daß diese echttrömische „Landbewilligung“ in Wirklichkeit der helle Bürgerkrieg war. Statt eines wurden so zwei Germanenstaaten entwaffnet und damit von Süden her durch Freundschaft erungen, was von Norden die gewaltige Flotte nicht vermocht hatte.

Doch kaum hatten die Sigambrier von dem saubern Rheinbund erfahren, als sie in wildem Zorne sich erhoben, und gemäß ihrer Stellung an der Spitze der Germanen, mit dem gesammten Heerbann auszogen, um die Verräther zu züchtigen. Aber den großen taktischen Fehler, den sie dadurch begingen, hatte Drusus bereits erspäht und verwerthete denselben in verhängnißvollster Weise. Ungesäumt setzte er zwischen Waal und Lippe über den Rhein, warf in wuchtigen Schlägen den Widerstand der Ulpeter, dann nach Ueberschreitung der Lippe auf einer Brücke auch den der rheinwärts wohnenden Tencterer nieder und marschirte nun ohne Hinderniß rasch durch das von Bewaffneten entblöhte Sigambrierland zwischen Ruhr und Lippe hindurch. So stand er plötzlich an der Grenze der Cherusker! Eine Vereinigung des Bundesheeres war in wirksamster Weise vereitelt, und mit der ganzen Heeresmacht griff Drusus die überraschten Cherusker an. Es scheint ihm hier jedoch nicht so leicht geworden zu sein, sich Bahn zu brechen, wie bei den Ulpetern und im Sigambrierlande. Die Verproviantirung war abgeschnitten und die bewaffnete Gegenwehr der Cherusker, die sich wohl bewußt sein mochten, daß sie für den ganzen Germanenbund, auch für die abwesenden Freunde einzustehen hatten, ließ ihn nur langsam vordringen. Er kam, einen der Gebirgspässe des Osnung forcirend, bis zur Weser. Indeß war die rauhe Jahreszeit bereits da, und zu ihr hatte sich Mangel an Proviant gesellt, zugleich ein Beweis, daß die Cherusker nichts weniger als besiegt waren.

Es war demnach Zeit für Drusus, an die Rückkehr zu denken. Und die Germanen gingen mit. Der Weg durchs Sigambrierland war nicht mehr gangbar für ihn; die waren fertig bei den Chatten, und so hatte denn die Stunde der Rache geschlagen. Die Verbündeten ließen das Römerheer scheinbar unbehelligt von dannen ziehen. Raum

aber war dasselbe in einen der Pässe des lippischen Waldes gerückt, die aus dem Wesergebiet zum Gebiet der Lippequellen führen, wahrscheinlich den bei Driburg, da brachen die Cherusker, die Sigambrier, die Tencterer, die Sueven aus dem Dickicht der Waldung von allen Seiten hervor und fielen mit Wuth die Marschcolonnen an. Wo man es nicht ahnte, da wurde der Wald lebendig und sandte den Tod in die dichten Reihen der verhassten Frevler an deutscher Freiheit, deutscher Treue. Ganze Abtheilungen wurden so vom Hauptcorps getrennt, umzingelt und niedergehauen, Alles in Bedrängnis, in Gefahr versetzt. Auf diesem Terrain, in solchem Kampfe, konnten sich die Römer mit ihren Feinden nicht messen.

Drusus wußte, was auf dem Spiele stand. Mit äußerster Anstrengung hielt er die Hauptmasse, unter verzweifelterm Kampfe vorrückend, zusammen. Endlich war die Höhe gewonnen, der Weg senkte sich und ließ in einiger Ferne die Niederung erkennen. Man athmete auf. Aber nun kam das Schrecklichste. Die Verbündeten setzten nicht nur mit ungehemmter Energie den Römern zu, die jeden Schritt mit Blut erkaufen mußten, sondern hatten sich auch an einer Stelle, wo der Weg vor dem Ausgang in die freie Ebene sich durch einen tiefen, wohl auch, wie dort meist, sumpfigen Thalgrund hinzog, ringsum in solchen Massen aufgestellt, daß an ein Entrinnen nicht zu denken war, und es schien, als sei der Untergang des ganzen Heeres gewiß. Schon war dasselbe in diese unheilvolle Gegend hinabgelangt und sah mit Schrecken, wie die Germanen, einen Melor, einen Actumer und Segimer und ihre anderen Fürsten und Edlen an der Spitze, sie, die nun nicht mehr entrinnen würden, verhöhnnten — nach dem letzten noch nöthigen Schlage — ihnen allen graußigen Tod unter ihren Schwertern und Streitärten hier auf der Stelle, dem Anführer aber und den Obersten ein qualvolles Ende auf den Altären der zürnenden Götter ansagten. Da konnte nur mehr die Kraft der Verzweiflung, geleitet von kalter Besonnenheit, Rettung bringen. Drusus bewährte Beides. Er hatte bald bemerkt, daß die Zuversicht der Germanen vor errungenem Siege sie sorglos machte, Auflösung in ihre Reihen brachte und die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhalts und Kommandos vergessen ließ.

Schnell schlossen sich die Legionen fest zusammen, — ein gewaltiger Stoß: und der verderbliche Ring war durchbrochen,

der germanische Siegesjubel verstummt, der Weg frei! Mochte die Nachhut noch Bedrängniß haben, vielleicht zu Grunde gehen, das eigentliche Heer hatte Lust. Der Anfall der Germanen auf ebenem Terrain konnte nur mit einer entschiedenen Niederlage endigen. Und so vollkommen war der schließliche Sieg römischer Taktik und Disciplin, so groß die Freude über den nicht mehr gehofften raschen Wechsel des Geschickes, daß Drusus zum Gedächtniß des merkwürdigen Tages und zum Zeichen, daß er nicht gesonnen sei, die gewonnene Ueberlegenheit wieder aufzugeben, sondern sich als den Herrn der Lande ringsum betrachtete, unweit des Schlachtfeldes, dort, wo die Lippe durch ihren ersten bedeutenden Nebenfluß, die Alme, eigentlich als Fluß ihren Anfang nimmt, am Mündungspunkte eine Feste erbaute, die ihren Namen bekam von dem damals noch Aliso heißen Nebenfluß. Von dem Umfang der Feste und ihrer Verschanzungen können wir uns eine annähernde Vorstellung machen, wenn wir hören, daß Tiberius wiederholt das ganze Heer, womit er bis an die Elbe hin operirt hatte, in Aliso, als dem Winterlager, unterbrachte. Das deutet freilich auf Bauten hin, deren gänzliches Verschwinden bis auf wenige Spuren sehr begreiflich wäre, wenn es sich nicht um eine Feste handelte, die, nach den Zeiten des Germanikus völlig aufgegeben, als Gegenstand des glühendsten Hasses der benachbarten Germanen sicherlich bis auf den Grund vertilgt worden ist.

So hatte der Kampf einen für die Tapferkeit der Sigambriken Verbündeten zwar rühmlichen, aber in den Resultaten sehr ungünstigen Ausgang genommen. Das Verhängniß war die der römischen Politik nur zu wohl gelungene Entzweiung, der Verrath der Chatten, freilich erst recht verderblich geworden durch die unzeitige Rache der Sigambrier. Nun stand ein vorgeschobener Posten der römischen Kriegsmacht mitten im Lande, die Legionen hatten zwischen Rhein und Weser mit kühner That Fuß gefaßt, und es war gewiß, die nach blutigem Kampf, nach höchster Gefahr errichtete Sieges-trophäe Aliso blieb, solange sie stand, für die Germanen nicht nur eine fortgesetzte Schmach, sondern auch eine tiefe, stets klaffende, blutende Wunde.

Auch die durch den Verrath der Chatten gewonnene Stellung trachtete Drusus in der Richtung nach dem Mittelrhein zu befestigen. Zwar hatten die Sueben im Ganzen ihr

Land behauptet. Aber am östlichen Rande des Rheingaus, Mainz gegenüber, war, wie es scheint, eben in dieser Zeit, es einem chattiſchen Gau, den Mattiaken, gelungen, bis an den Rhein zu dringen und ſich feſtzuſetzen. Nicht wie jene Burg an der Lippe, gegen ſie, ſondern eher zu ihrem und — ſelbſtverſtändlich noch mehr — zum Schutz der römischen Intereſſen legte nun Drusus dicht am Rhein das nach dem befreundeten Volk benannte, noch heute nicht vergessene Caſtel an.

Nach dieſen Thaten, die den galliſchen Kriegszügen Cäſars würdig an die Seite geſtellt werden konnten, hatte Auguſtus alle Urſache, den jungen, hoffnungsvollen Helden, als er zum Winter in Rom ankam, mit den Ehren des Triumphes zu ſchmücken.

Allein bei den Germanen hatte, als Drusus im Frühling des Jahres 10 wiederkam, ſich eine Veränderung von größter Tragweite begeben. Die Chatten waren ſich des Trebels bewußt geworden, den ſie am Vaterland, an den Brüdern durch ihre Freundschaft mit den Römern begangen, und hatten den Sigambren und ihrem Bunde ſich angeschlossen. Gleichzeitig waren ſie nicht nur aus denjenigen Stellungen, die ſie den Sueven im vorigen Jahre entriſſen hatten, wieder zurückgegangen in ihr Gebiet, ſondern hatten auch bei den Unternehmungen, die der Bund, höchſt wahrſcheinlich gegen Aliſo, im Winter zur Wiedererlangung der verlorenen Sicherheit und zur Rache für den letzten Krieg ausführte, ſich theiligt. Daß die Wuth der Germanen ſich ſofort nach Abzug des Drusus gegen Aliſo wenden würde, lag ſchon in der Natur der Sache. Als nun gar die Chatten den Brüdern wieder die Hand reichten, war die Lage Aliſos weſentlich gefährdet. Es muß ihnen indeß nicht gelungen ſein, das wohlverſchanzte Bollwerk zu nehmen.

Die ganze Aufmerkſamkeit und Thätigkeit des Drusus nahmen in dieſem Jahre billigerweiſe die Chatten in Anſpruch. Die Kraft dieſes Volkes und die ſtrategiſche Wichtigkeit ſeines Gebietes, vielleicht auch die Erinnerung an die Gefahren des vorigjährigen Feldzugs, hatten, ſeitdem das Werk der Verführung in dem vergangenen Winter zu Schanden geworden war, einen völlig neuen Kriegsplan, den dritten ſeit dem Jahre 13, nothwendig gemacht. Gegen die nunmehr ver-

einte Kraft der Sigambrier, der Chatten und der Cherusker vom Niederrhein oder von Aliso aus anzustürmen, schien offenbar zu viel Opfer zu fordern und zu wenig Erfolg zu versprechen. Weit leichter mußte es fallen, die Chatten von Südwesten her zu fassen. Hier war der schmale Landstrich, Mainz gegenüber, bis an den Taunus theils von befreundeten, theils von minder starken Völkern bewohnt, und der Weg bis in die chattischen Berge bot keine großen Schwierigkeiten dar. Auf dieser Seite war die ganze Breite des Chattenlandes dem römischen Angriff sozusagen offen und die Rheinlinie (mit Mainz=Castel) als Basis der Operationen weit näher. Allein, was diese allgemeinen Verhältnisse Günstiges für Drusus hatten, das wurde durch die Tapferkeit der Chatten, die allerdings etwas nachzuholen hatten, aufgewogen. Die Resultate des Feldzuges waren nichts weniger als entscheidend. Das Land wurde mehr verheert und verwüstet, als erobert.

Freilich der ganze Gewinn einer im Großen angelegten Recognoscirung blieb. Und unter diesem Gesichtspunkte durfte, mit Hinzunahme der im Kampf mit den Sigambriern und den Cheruskern gemachten Erfahrungen, die Einleitung, gleichsam die Vorstudien zur eigentlichen Ueberwindung ganz Germaniens — bis zur Elbe wenigstens — für beendet angesehen werden. Der Feldzug des Jahres 9 vor Christus sollte die große Aufgabe lösen.

Die Operationsbasis Mainz=Castel wurde beibehalten. Mit einem Heere, wie bis dahin noch keins den Rhein überschritten hatte, und das auf die hinlänglich empfundene Kraft und Tapferkeit der Germanen bemessen war, drang Drusus zuerst ins Chattenland ein. Ihnen, die die Rechnung der römischen Politik so bitter verdorben hatten, sollte die Strafe zu Theil werden, daß sie gezwungen die Rolle spielen sollten, die freiwillig fortzusetzen sie so bald schon verschmäht hatten. Die Erfolge dieses Jahres über sie müssen durchschlagender gewesen sein. Drusus brach sich, freilich mit ungeheuren Anstrengungen, unter den furchtbarsten Kämpfen Bahn durchs ganze Land. Daß er über die Eder auf den Hauptort des Volkes, das heutige Maden, damals Mattium, losging, lag in der Situation und Stimmung. Ebenso gewiß ist es, daß die Chatten ihm hier gerade den Entscheidungskampf

geliefert haben. Drusus siegte in einem blutigen Kampfe über die Germanen bei Arballo am Isterflusse unweit von Maden und Friklar an der Eder, da, wo jetzt der Ort Harphausen liegt.

Der Sieg über die Chatten bei Arballo, — wohl derselbe, wovon Sueton*) erzählt, Drusus sei, keiner Gefahr achtend, vor aller Augen auf die Fürsten der Germanen in der Schlacht losgesprengt und habe nicht geruht, bis er sie niedergelassen und ihre Waffenrüstung genommen —, hatte die größte Tragweite. Das Thor zum Eingang in die geheimnißvolle Hercynia, in das durch das Innere Deutschlands sich hinziehende große Waldgebirge, war aufgethan, und an der Spitze einer mit aller taktischen und strategischen Ueberlegenheit ausgestatteten Heeresmacht drang, Alles vor sich niederwerfend, der kühne kaiserliche Jüngling nach Südosten vor. Nicht mehr bloß die Völker des sigambrischen Bundes, sondern auch den von hier an bis über die Elbe, bis ans baltische Meer sich erstreckenden suevischen Völkerbund trachtete er in seinem Siegeslauf zu überwältigen.

Zuerst stieß er auf die Hermunduren**). Aber die frische Kraft derselben, die sich vom verwegenen Fremdling in ihrer Heimath zum ersten Male angegriffen sahen, hemmte den raschen Schritt der Römer. Erst nach schweren, blutigen Kämpfen gelang es, sie zu besiegen und zu unterwerfen.

Dann zog Drusus wieder nordwestwärts ins Land der seit jener Einschließung am Teutoburger Wald tief verhassten Cherusker. Es scheint, daß sie diesmal sich beugen mußten. Das siegreiche Heer überschritt die Weser und durchzog, wenn nicht siegend, doch verheerend, alles Land bis zur Elbe. Im Wesentlichen war der Widerstand gebrochen. Auch über die Elbe wollte der Feldherr setzen, das ganze Suevenland zu erobern. Aber — sei es, daß der breite, tiefe Strom keine Brücke litt, oder, was wahrscheinlicher, daß die Semnonen den Uebergang nicht gestatteten, — er mußte von dem Vorhaben hier absteigen und sich damit begnügen, am Elbufer ein Denkmal seines Siegeszuges zu errichten und den Rückzug anzutreten. Böse Ahnungen, schwere Gedanken scheinen die Stimmung des Heeres befallen zu haben. Wie weit war man vom Rhein,

*) Suetonis, Claudius I.

**) Das waren die ersten von den inneren Sueben.

geschweige von der Heimath! Und man hatte ja des Ruhmes reichlich genug. Wer auch jene riesige Frau gewesen, die dort am Elbströme dem vorstürmenden jugendlichen Helden den Weg vertreten, — die Stimme, die er vernahm, war die der Vorsehung: „Zurück, unersättlicher Drusus! Deiner Thaten, deines Lebens Ende naht!“

Der Rückzug ging in Eile von Statten. Da ereignete sich, was die *Norne* gewollt: *Drusus* stürzte mit dem Pferde, fiel darunter und erlitt einen Schenkelbruch. Die Sache war so ernst, daß man an ein Weiterziehen nicht denken konnte. Es mußte ein Lager errichtet werden — man war erst unfern der sächsischen Saale, wahrscheinlich in der Merseburg-Naumburger Gegend, — und gewartet werden, bis der Transport des Kranken an den Rhein gewagt werden konnte.

So mächtig hatte die großartige Erscheinung des jungen Helden auch den Germanen imponirt, daß sie — ein der ganzen alten Geschichte fremdes Beispiel — ihn und sich selber ehrend, das Feldlager des plötzlich von höherer Hand getroffen darniederliegenden Feindes nicht beunruhigten.

Auf die nach *Pavia* zu *Augustus* und der Mutter gelangte Trauerbotschaft eilte sein Bruder *Tiberius* über die Alpen an den Rhein und in das „Lager des Unheils.“ In seinen Armen starb, 30 Tage nach dem Falle, *Drusus*, und auf den Schultern seiner Centurionen und Kriegstribunen wurde die Leiche, gefolgt von dem Bruder und den Legionen, unter dem ehrerbietigen Geleite selbst der Germanen an den Rhein getragen.

II.

Wider *Tiberius*.

Den überlegenen, entwaffneten Feind hatten die Seinigen trauernd von dannen getragen. Das hatten die Germanen, welche Mannesleid verstanden, geschehen lassen. Nun aber war es Zeit, des Vaterlandes zu gedenken.

Der *Sigambrische Bund* wurde, wenn anders es dessen noch bedurfte, an die Nothwendigkeit des Kampfes gerade durch den Namen dessen, dem soeben das Schwert von einer höheren Hand entwunden war, erinnert. Unter den Trauernden des Heeres war auch die Besatzung *Aliso*. Sie errichteten dort in der Feste, die der Feldherrnblick des Hin-

geschiedenen zum Stützpunkt für die Ueberwindung und Beherrschung des Landes bestimmt hatte, ihm einen Altar, und die bei dessen Einweihung stattgefundenen Festlichkeiten wurden den Germanen, denen sie nicht unbekannt bleiben konnten, das Signal zum erneuten Kampfe. Wiederum standen die Sigambrier an der Spitze.

Im Frühling des Jahres 8 vor Christus erhoben sich die Germanen wider die römische Knechtschaft. Ohne Zweifel galt der erste Angriff der verhassten Zwingburg Aliso. Da erschien Tiberius an der Spitze eines Heeres. Die furchtbaren Schläge, die die germanischen Völker durch Drusus erlitten hatten, waren noch zu frisch, — die unmittelbar am Rhein wohnenden Völker auch zu schwach, um wirksam einem großen Heere widerstehen zu können. Tiberius ging über den Rhein und zwang die Usipeter, die Tencterer, die Rheinsueben zur Ruhe. Schwerlich ist er bis ins Cheruskische vorgerückt. Desto energischer warf er sich auf die Sigambrier selbst. Ihnen, die nun schon beinahe 50 Jahre lang den Römern den Besitz Belgiens gestört, den Rhein streitig gemacht, gegen die Ausbreitung ihrer Herrschaft auf das rechte Ufer einen germanischen Freiheitsbund aufgerichtet und von der Niederlage des Lollius an den Waffen der Weltbeherrscher so manchmal empfindliche Schmach angethan, ihnen sollte die Stunde der Vergeltung kommen: so hatte es Tiberius beschlossen.

Die ersten Erfolge waren darauf berechnet, die Sigambrier zu isoliren. Am Rhein hatten sich vor der imposanten Heeresmacht die schwächeren Verbündeten gebeugt. Im Rücken, wahrscheinlich bei den Cheruskern, spielte von Tiberius angezettelter Verrath unter den Fürsten, Segimer gegenüber stand sein Bruder Segest und Inguiomer, vielleicht war auch mit einer Chattischen Partei, wie vor einigen Jahren, Verbindung angeknüpft. Die Sigambrier standen allein. Unmöglich konnten sie hoffen, es erfolgreich mit der feindlichen Macht aufzunehmen. Doch daß sie mit ihren Verbündeten eine Gesandtschaft an die verhassten Römer schickten und um Frieden bitten, ihre Unterwerfung erklären sollten, das widerstrebte ihrer ganzen Vergangenheit, ihrer innersten Art. Sie, die die Fahnen des heiligen Kampfes einst erhoben hatten mit den Cäsar entbotenen Worten: „Noms Herrschaft bis an den Rhein, — weiter nicht!“ — sie

sollten jetzt vor dem Nachfolger, der nun schon ein Menschenalter hindurch mit allen Mitteln der Gewalt und List ihnen nachgestellt, sie umlauert und überfallen —, der die Rege des Verrathes über ihre Genossen geworfen, und dann vom ehernen Schritt seiner Knechte Frieden und Freiheit des Vaterlandes hatte zertreten lassen, vor ihm sollten sie gebeugten Hauptes um Gnade flehend erscheinen?

In Aliso selbst wahrscheinlich verweilte Tiberius, umgeben von den Legionen, und erwartete die demüthige Botschaft. Die Andern gingen hin: Die Ulpeter, die Tencterer, die Cherusker, die Chatten, die Sueven vom Rhein: die Sigambrier nicht. Wie mag der Blick des gleichnerischen Feldherrn von tödtlicher Freude geleuchtet haben beim Anblick der überwundenen Germanenfürsten, den er freilich nicht sich, sondern dem Heldenmuthes seines Bruders zu verdanken hatte. Und mit welcher vornehmen Herablassung mag er die Besiegten seiner Gnade und Milde versichert haben!

Doch —, das waren ja alles nur die „Verführten“, — wo blieben denn die Verführer, die verhaßtesten von Allen, die Sigambrier? Was war erreicht, wenn alle gehorchten, nur sie nicht? Es war Tiberius nicht schwer, vor den Gesandten das freundliche Bedauern zu heucheln, daß beim Fehlen eines so erlauchten, mächtigen Volkes die Verhandlungen nicht dürften eröffnet werden, und er durch sie darum die Sigambrier dringend ersuchen müsse, sich doch von dem Frieden, dem Bündnisse nicht länger auszuschließen. Die Gesandten mußten somit unverrichteter Sache heimkehren. Die Sigambrier mußten kommen, so hatte man sie beschieden; mit diesen wolle der Feldherr Frieden schließen, und der sollte dann für alle gelten.

Die Sigambrier sahen ein, daß sie den hoffnungslosen Widerstand aufgeben, — daß ihre Fürsten um des gemeinsamen Heiles willen — wie sie einst die Losung zum Kampfe gegeben, so nun den bitteren schweren Gang der Entsagung thun mußten. Zahlreich machten sie, die Edelsten des Volkes, vertrauend auf die Achtung, die sie auch vom Feind erwarten durften, sich auf den Weg.

Augustus selbst war, wo es galt, den Triumph aus dem furchtbarsten Kriege zu genießen, im Lager angekommen. Das Thor öffnete sich, sie zogen ein, die edlen, ritter-

lichen Gestalten, vor denen so oft die Legionen gezittert; es schloß sich, um sie nie wieder ihr Volk, ihre Freiheit schauen zu lassen. Wie Verbrecher wurden sie gefesselt, unter starker Bedeckung weit weggeführt, und der eine in dieser, der andere in jener römischen Stadt gefangen gehalten. Das war die scheußliche Heldenthat, die die beiden, Tiberius und Augustus, würdige Schüler Cäsars, an den Sigambjern verübt haben. Und das war erst der Anfang. Die edlen Sigambjerrfürsten ertrugen keine Gefangenschaft. Sie brachten sich alle ums Leben.

Nachdem die Ueberwältigung der Fürsten gelungen war, lag das Geschick des Volkes in der Hand der Römer. Tiberius verfuhr nun wie mit Besiegten. Der streitbarste Theil der Sigambjern, sowie ein Theil der Rheinsueben, 40 000 Mann zusammen, wurden versetzt und erhielten an den Ufern des Rheins ihre Wohnsitz. Der Berichterstatter Dio meint: „Nun waren sie eine gewisse Zeit hindurch ruhig, aber hernach vergalten sie den Römern ihr Mißgeschick in reichem Maße.“

Die Fortdauer und Nachwirkungen des Freiheitsbundes.

I.

Der Rest der Sigambrier.

Wie maßlos Augustus sich des mit Tiberius vollbrachten Werkes freute, läßt sich aus der Albernheit schließen, daß er dem Tiberius, obgleich keine Schlacht gewonnen war, Imperatorstitel, Consulwürde und Triumpheinzug als Belohnung bewilligte.

Den Eindruck, den das schändliche Verfahren der Römer auf die Germanenvölker machten, verrathen uns die leider nur dürftig berichteten Bewegungen unter ihnen. Schon im folgenden Jahre, 7 vor Christus, brach der Aufstand los. Tiberius mußte wieder zu Felde ziehen; noch in der zweiten Hälfte des September war er nicht nach Rom zurückgekehrt. Es scheint, er fand es nicht gerathen, durch einen eigentlichen Feldzug es mit dem wilden Zorne der Betrogenen aufzunehmen. Er beschränkte sich daher wohl auf die Verstärkung von Aliso und Rheinfeuten und war zufrieden, daß die Germanen nicht über den Rhein kamen. Die Erfolge freilich, die in den zwei verflossenen Jahren errungen worden waren, gingen, was die übrigen Germanen, mit Ausnahme der Sigambrier, betrifft, verloren. So begreift sich leicht, daß für einen römischen Berichterstatter nichts sich fand, das es verdient hätte, erwähnt zu werden.

Trotzdem haben wir eine Spur, die darauf hinweist, daß Tiberius in seiner Hauptkurst, wobei allerdings kein Römerheer in Gefahr kam, im Anspinnen von Verrath desto thätiger war. Wir wissen aus späteren Berichten, daß die edelsten Cherusker im römischen Heere Dienste genommen haben; ja es muß nach Allem, was uns über die Kriege der Jahre 14 bis 16 nach Christus erzählt wird, schon sehr früh eine römische Partei unter den Cheruskern entstanden sein. Nun begegnet uns die Nachricht, daß im Jahre 2 vor Christus, also im

fünften Jahre nach der letzten Anwesenheit des Tiberius, der Statthalter Domitius Ahenobarbus an den Rhein gezogen sei und gegen „die Cherusker und Andere“ Krieg geführt habe, wobei es ihm ganz besonders darum zu thun gewesen sei, gewisse Cherusker, die von den ihrigen vertrieben gewesen, wieder zurückzuführen. Die Lage der Dinge ist dadurch genügend charakterisirt. Es fand also Domitian diese cheruskischen Edeln bereits als Vertriebene, bei den Römern als Hülfe Suchende vor. Ihre Parteistellung in der Heimath als Freunde Roms gehört mithin in die Zeit vor Domitian, und damit sind wir, wie bereits früher schon, auf das Wirken des Tiberius verwiesen. In der That rühmte sich Tiberius später, seinem Neffen Germanikus gegenüber, gerade solcher Erfolge ganz besonders: „Neunmal von Augustus nach Germanien gesandt, habe er mehr durch List, als durch Gewalt vollbracht. So habe er die Sigambrier zur Unterwerfung gebracht. — So könne man auch die Cherusker und die anderen aufständischen Völker, da für Rom's Rache bereits gesorgt sei, ihren inneren Zwistigkeiten überlassen.“

Indessen die Künste des Tiberius verfangen bei dem größten Theil des Cheruskervolkes und seiner Edeln nicht. Die römisch Gesinnten wurden friedlos erklärt und konnten zu ihren Freunden nach Vetera oder in die Ubiertadt gehen und melden, daß man in ihrer Heimath die Bundesschwüre auch nach dem Falle der Sigambrier zu halten entschlossen sei. Die Schmach dieser Vertreibung fiel auf Rom selbst, und Domitius sah sich genöthigt, gegen die Beleidiger zu Felde zu ziehen.

Aber der Feldzug mißlang. Der Angriff wurde von den Verbündeten vollständig zurückgeschlagen, und die Folge war, daß man in ganz Germanien bis an den Rhein, vielleicht selbst auf dem linken Ufer in den unteren Landen, kühn das Haupt erhob. Die römische Macht in Belgien war bedroht, in Germanien vernichtet.

Es scheint Domitius nicht mehr gelungen zu sein, des Aufstandes Meister zu werden. Dieses Resultat weist allerdings auf eine großartige Erhebung der Verbündeten hin. Domitius war ein ebenso kühner als unsichtiger Feldherr; vom Süden her war er, ehe er das Kommando am Niederrhein übernommen, ins Markomannenland gedrungen,

hatte die Donau überschritten, war dann — was selbst Drusus nicht vermocht hatte, — über die Elbe gegangen und hatte dort, wohin nach ihm kein Römer mehr den Fuß setzte, dem Augustus einen Altar erbaut: doch die Mauer, welche die Cherusker, jetzt an der Stelle der Sigambres des Bundes Führer, von der Emsmündung bis zum Thüringer Wald und zum Taunus wider Rom's Anmaßung aufgerichtet hatten, konnte er nicht durchbrechen! Auch sein Nachfolger Marcus Vinicius vermochte in den Jahren 1—3 nach Christus trotz gewaltiger Anstrengungen nur zur Noth das gesunkene Ansehen des Reiches wieder aufzurichten. Glückte es ihm auf dem einen Punkte, die Feinde zu bedrängen, so mußte er auf dem anderen froh sein, daß er eben einer Niederlage entgangen war. Die Aufgabe war, nach den Unglückschlägen, die der Bund dem Domitius beigebracht hatte, eine so ungeheure, daß schon die theilweise Lösung dem Vinicius große Ehren und Auszeichnungen zu Rom eintrug.

Immerhin war durch Vinicius wenigstens eine Basis für die völlige Wiedergewinnung des Verlorenen gerettet. Diese unternahm der im Juni des folgenden Jahres 2 nach Christus aus seiner siebenjährigen Verbannung nach Rom zurückgekehrte Tiberius. Am Rhein übernahm er aus den Händen des Sentiuss Saturninus*) den Oberbefehl über die ihn mit Jubel begrüßenden Legionen und sicherte zuerst die von Nordwesten her, durch die Canninefaten bedrohte, für alle weiteren Pläne, ja für die Ruhe Belgiens unentbehrliche Bataverinsel. Die Canninefaten wurden unterworfen und, wie es scheint, in derselben Weise, welche für die Bataver galt, in Pflicht genommen. Dann wendete er sich ostwärts der Insel, den rechtsrheinischen Völkern zu. Vor Allem galt es, die starke Stellung von Aliso wiederzugewinnen. Südlich der Lippe war das, seit die Sigambres größtentheils hier entfernt waren, leichter als auf dem nördlichen Ufer.

Auf die Verbindung der linksrheinischen Plätze, von Vetera aufwärts bis zur Ubiastadt und ihrem gegenüberliegenden Castell, mit Aliso wird Tiberius zuerst sein Augenmerk gerichtet haben. *Die in dieser Richtung,

*) Vellejus II. 103, 105.

über Essen, Steele, Bochum, Dortmund, Soest führenden alten Straßen mag er wohl damals vor allem Anderen in Stand gesetzt haben. Den unschätzbaren Vortheil größerer Freiheit der Bewegung für die Römer in diesem Landstrich, den die Versetzung der Sigambrier zu Wege gebracht, hatte selbst die siebenjährige allgemeine Empörung nicht aufgehoben; jetzt war es Zeit, ihn zum ersten Mal gründlich auszunutzen. Auf dieser Strecke stieß Tiberius auf einen, hier zum ersten Mal erscheinenden Volksstamm, der ohne Zweifel einem der zurückgebliebenen sigambriischen Gaue zugehört hatte, die **Sattuarier**. Sie mußten sich unterwerfen.

Eine zweite Maßregel, die ausdrücklich auf Tiberius zurückgeführt wird und dieser Zeit angehören muß, war die Räumung des rechten Rheinuferstriches von der Lippe abwärts bis zur Nisselmündung. Hier wohnten die Ulpeter. Da sie sich nicht unterwerfen wollten, aber auch zu schwach waren, um der gerade hier angreifend auftretenden römischen Uebermacht zu widerstehen, so zogen sie sich nordwärts unfern der Nisselmündung zurück, in den weiten Bogen der Bechte, westlich neben die Tubanten. Der somit frei gewordene Raum, der sich bis zum damals dem Rheine näheren Coesfelder Waldgebiet ausdehnte, wurde nun mit einer Landwehr umhegt und ausschließlich für militairische Zwecke vorbehalten. Nun konnte der Angriff sich gegen die auf dem rechten Ufer der mittleren Lippe wohnenden Bructerer wenden. Da sie an der Linie Vetera = Aliso lagen, so dünkte Tiberius deren Unterwerfung eine Nothwendigkeit. In der That beugten sie sich unter die Fremdherrschaft, ob besiegt, ob künstlich entzweit, kann nicht entschieden werden*).

Jetzt war die Bahn frei nach Aliso. An der Spitze des Heeres drang Tiberius, wohl einer zurückgelassenen Besatzung das Werk der Wiederherstellung der Feste überlassend, während Sentius Saturninus wahrscheinlich den Chatten ins Land fiel, durch den Teutoburger Wald tief in Cheruskische ein, setzte sogar über die Weser und kehrte dann, nachdem die Cherusker sich zu Verhandlungen verstanden hatten, fast schon im Winter mit dem Heere nach Aliso zurück. Es

*) Vellejus sagt subacti.

war ihm in der That gelungen, der römischen Ueberlegenheit im weiten Umkreis wenigstens äußerlich ihre Achtung wieder herzustellen. Er durfte, was noch nie gewagt worden war, das ganze Heer in Aliso als dem Winterquartier zurücklassen: so ruhig konnte er wegen der Verbindung mit den Rheinstationen und wegen der Haltung der Cherusker sein. Die erste rechtsrheinische Vertheidigungslinie, bis zum Jahre 8 vor Christus von den Sigambjern und ihren Verbündeten behauptet, existirte nicht mehr. Die Weserlinie, von dem Bunde unter cheruskischer Führung vertheidigt, war wenigstens geschwächt. Der Feldzug des Jahres 5 nach Christus sollte sie gänzlich beseitigen.

Der Winter schien freilich die Resultate des Jahres 4 wieder in Frage stellen zu wollen. Die Germanen athmeten nach Tiberius' Abzug wieder auf und schlossen sich zum Kampf gegen die Fremdlinge zusammen. Desto großartiger wurden die Rüstungen auf römischer Seite betrieben. Der Gedanke des Drusus, mittels einer Flotte auf dem von ihm geschaffenen Wege die Germanen von Norden her zu fassen, wurde wieder aufgenommen. Gleichzeitig aber sollte das Hauptheer vom Rhein aus bis ins Herz Germaniens, bis zur Elbe dringen, und dort mit dem auf der Flotte befindlichen Heere, das auch allen nöthigen Proviant für die Gesammtheit mit sich zu führen hatte, zusammentreffen. Und der an Großartigkeit alle früheren übertreffende Feldzug des Jahres 5 nach Christus gelang.

Die Nordarmee segelte von der Bataverinsel aus auf dem neuen Rhein um Friesland her zu den Chauken. Sie hatte Drusus einst vergeblich bedroht. Jetzt unterwarfen sie sich. Der Eindruck dieser gewaltigen Kriegsfahrt auf die jenseits des Chaukenlandes die cimbrische Halbinsel bewohnenden Völker war ein ungeheurer. Die Haruden im heutigen Schleswig, das hochberühmte Volk der Cimbern im heutigen Jütland und viele andere Völker jener Lande beeilten sich, ihre Edlen an den römischen Feldherrn abzusenden mit der Bitte um Freundschaft und Bündniß. So lief die Flotte zwischen Ländern, die noch kein Römer geschaut hatte, nun siegprangend in die Elbmündung ein.

Unterdessen war Tiberius vom Rhein aus, ohne Zweifel über Aliso, ins Cheruskerland gezogen und hatte dann das

starke Volk der Longobarden, das auf dem linken Ufer der unteren Elbe, im heutigen Lüneburgischen, wohnte, nach hartem Kampfe bezwungen. Jetzt hatte er den Weg zur Elbe frei, und, siehe, auch die Flotte war zur Stelle. Hier im Feldlager an der Elbe sah das römische Heer ein glänzendes Schauspiel. Der ganze Heerbann der Chaucen erschien mit ihren Fürsten mitten im Kreise der mit ihrem Waffenschmuck aufgestellten Legionen und legte seine Waffen nieder und huldigte dem auf dem Richterstuhl sitzenden Tiberius! Das ganze nordwestliche Deutschland war bezwungen, „von Cadix bis zur Elbmündung hatten die Völker die Waffen gestreckt.“ Selbst viele der Jenseitigen, außer den nördlichen auch die stolzeften aller Sueven, die Semnonen, brachten in der Person ihrer Edeln dem kaiserlichen Feldherrn ihre Huldigungen dar.

Nichts hinderte, auch über die Elbe zu setzen, — aber Augustus hatte das, wenn nicht Feindseligkeiten von drüben dazu nöthigten, untersagt. Die Semnonen aber hatten ja, allerdings, indem sie mit ihrer gesammten Kriegsmacht das rechte Ufer im Angesicht des römischen Lagers besetzt hielten, Gesandte geschickt. Die Einsicht, daß die Ausbreitung der römischen Herrschaft bis zur Elbe das Höchste sei, was sich behaupten ließe, war wohl Augustus und Tiberius in Folge der gemachten Erfahrungen aufgegangen. Vielleicht würden sie selbst so weit ihr Ziel nicht gesteckt haben, wenn sie es nicht für Ehrensache gehalten hätten, nicht hinter dem von Drusus errungenen Resultate zurückzubleiben. Eine Aeußerung bei dem gleichzeitigen Strabo*) läßt deutlich erkennen, was Augustus am meisten bei den Germanen fürchtete: den Bund, die Vereinigung. Wenn man gar selbst über die Elbe hinaus erobern wolle, meinte er, dann schaffe man ja den Freiheitshund! Er sollte bald erfahren, daß das, was geschaffen worden, bereits zu viel sei.

Das Jahr 5 nach Christus* bezeichnet den Höhepunkt römischer Gewalt in Großgermanien. Die Flotte scheint ohne Mißgeschick wieder am Rhein angelangt zu sein. Das Landheer führte Tiberius selbst zurück, doch nicht ganz ohne Vor-

*) Geogr. VII. 1. 4. Nichts fürchteten die Römer so sehr, als die deutsche Einigkeit.

zeichen. Diesmal kam keine Böla, in lateinischen Worten Unheil anzusagen, die Prophezeiung geschah auf blutige Weise. Dort, wo schon sein Bruder nur mit höchster Kraftanstrengung dem Verderben entgangen war, ohne allen Zweifel beim Durchzug durch einen der Teutoburger Waldpässe, erwarteten ihn die Cherusker. Aber der Anfall wurde mit furchtbarer Wucht zurückgeschlagen, ein entscheidender Sieg beseitigte alle Hindernisse, und Heer und Führer kamen in Aliso an, wo nun zum zweiten Male mitten unter den „ganz und gar besiegten“ Völkern der Winter zugebracht wurde.

Bis zu solcher Schmach mußte es mit den Germanen kommen, ehe sie verstanden, wer sie eigentlich erniedrigt hatte: nicht die römische Uebermacht, nicht die Unvollkommenheit ihrer Bewaffnung oder Kampfweise, sondern der Mangel an fester Einheit. Wohl waren sie untereinander verbündet; keines der Völker hatte sich widerstandslos den Römern gefügt, — die Ampsivarier ausgenommen. Aber die Macht des Feindes forderte eine straffere Einheit, die Vereinigung der Mannschaften in ein Heer unter einen Feldherrn. Das hatte die Niederlage und das Beispiel des Feindes gelehrt. So scheint es ursprünglich unter Melo bei dem Bunde der Sigambrier, Tencterer und Usipeter gewesen zu sein, so wurde es wieder in der gegenwärtigen Lage.

Der Nachfolger des Tiberius, Quinctilius Varus kam. Wie sehr man in Rom überzeugt war, daß den Germanen von einer römischen Provinz nur noch der Name fehle, das zeigen die volltönenden Schilderungen des in Tiberius' Begleitung bei dem Feldzug gewesenen Reiterobersten Bellejus Paterculus, das zeigt der nicht zur Ausführung gekommene Befehl an Sentius Saturninus, durchs Chattenland und den hercynischen Wald vom Rhein aus nach Böhmen zu ziehen*), das zeigt die Art und Weise, wie Varus die ihm anvertraute Statthalterschaft im Germanenlande auffaßte**). Als das Unglück geschehen war, warf man in Rom alle Schuld auf ihn: er sei zu schlaff, zu bequem, zu eigennützig gewesen. Der Fehler bestand vielmehr in der allen Römern gemeinsamen hochmüthigen Ansicht, Deutschlands Kraft sei ge-

*) Bellejus II, 109.

**) Bellejus II, 117—120. Dio 56, 18—22. Tacitus Annal. I. 55, 59.

brochen, der Gedanke an das freie Vaterland sei erloschen, die provinziale Verwaltung, römische Rechtsprechung, römische Besteuerung, römische Städtegründung und römischer Luxus könne ohne Weiteres unter den Germanen ins Leben treten. Dieses Beginnen, je unverhüllter es hervortrat, desto schneller brachte es die Germanen zum Bewußtsein, daß sie Unmögliches ertragen, daß sie frei werden müßten, es koste, was es wolle.

Das Werk konnte nur gelingen, wenn der Völkerbund alle Stämme — wenigstens zwischen Rhein und Weser — umfaßte und ihre Heeresmacht unter einer Führung stand, der die römische Kriegskunst nicht fremd war. Eine solche bot sich in selbst dar in der Person desjenigen, der am glühendsten die Schmach der zugemutheten Knechtschaft empfand und rastlos bemüht war, das gleiche Gefühl überall zu wecken und unter die Germanen von der Ems- und Wesermündung an bis zu den Taunushöhen die Losung: **Freiheit und Vaterland** zu werfen!

Bald waren die Chatten, die Sigambrier, die Bructerer, die Hattuarier, die Chauken, die Angrivarier, die Marsen, kurz alle Völker von der Weser bis an den Rhein eines Sinnes und Armin der Cherusker zum Führer bestimmt.

Der Bund war ein Wiederaufleben des sigambrischen Gedankens, aber in der Weise fortentwickelt, daß er weiteren Umfang und strengere Einheit hatte. Von letzterer sind die Ampsivarier ein merkwürdiges Beispiel. Ihr Fürst Boiocal unterhielt intime Verbindungen mit den Römern, gab sich zum Werkzeuge für ihre Zwecke hin und hintertrieb, wie es scheint, den Anschluß seines Volkes an die gemeinsame Sache. Auf Befehl Armins wurde er verhaftet. Und alles, was selbst der Cheruskerfürst Segest zur Bestätigung seiner römischen Gesinnung leisten konnte, war, — daß er Varus bei Tische zuraunte, er möge sich vorsehen, er möge den Armin verhaften, es stehe eine allgemeine Empörung bevor!

Wie der Bund seine Aufgabe löste, ist allgemein bekannt und kann hier übergangen werden. Daß der Kampf als Bundesache galt, beweist selbst die ganz an jene Vereinbarung zwischen Sigambriern, Cheruskern und Sueven erinnernde Verteilung der Beute. Denn Zufall ist es wohl nicht, daß die

drei Adler der varianischen Legionen an die drei Bundesvölker — die Chaucen, die Marsen und die Bructerer kamen, während das Hauptvolk, die Cherusker, wie mit Grund vermuthet wird, die kostbaren Geschirre, und die Chatten, so scheint es, die Gefangenen bekamen.

Der Erfolg war insofern ein vollständiger und bleibender, als seit der Katastrophe des Jahres 10 nach Christus die römische Herrschaft in dem Umkreis des Bundes, einen schmalen Uferstrich auf der rechten Rheinseite ausgenommen, nie wieder aufgelebt ist. Wie gewaltig dem Tiberius und Germanicus die im folgenden Jahre 11 nach Christus am Rheine befehligten, die ihrer Fesseln ledige Germania imponirte, das berichtet Dio mit den charakteristischen Worten: „Sie fielen in Deutschland ein und durchzogen einen Theil desselben, gewannen aber weder eine Schlacht, da nämlich Niemand ihnen entgegenzog, noch bezwangen sie ein Volk, denn aus Furcht, sie möchten übel anlaufen, entfernten sie sich nicht allzuweit vom Rheine, sondern blieben daselbst bis zum Herbst, feierten noch in einer der Rheinfesten das Geburtsfest des Augustus (23. September), wobei sie durch die Hauptleute ein Pferderennen halten ließen, und kamen zurück nach Rom*).

Die Feldzüge des Germanicus in den Jahren 14, 15 und 16 n. Chr., wie sehr sie auch sich in den Spuren seines Vaters und Onkels hielten und wie eine Abschattung jener erscheinen, haben im Wesentlichen an dem Resultate des Sieges im Teutoburger Walde nichts geändert.“

Es war also doch in Erfüllung gegangen, das Wort, womit die sigambrische Volksgemeinde die Gesandten Cäsars beschied: „Die Römerherrschaft geht bis an den Rhein, weiter nicht!“

Zwar in dem Triumphzuge, den Germanicus am 26. Mai 17 n. Chr. in Rom feierte**), gingen von allen Völkern des Bundes edle Gefangene vor dem Triumphwagen des Imperators: von den Cheruskern, Chatten, Bructerern,

*) Dio 56, 25. Durch diesen Bericht wird der Phrasenschwall des Bellejus in seiner ganzen Hohlheit aufgedeckt.

**) Als Augenzeuge Strabo geogr. VII. 1. 4. Dann Tacitus Annal. II. 41. Später wurde unter anderen dem Germanicus auch am Rheine (wahrscheinlich in Köln) apud ripam Rheni ein Triumphbogen errichtet. Tacitus Annal. II. 83.

Ufipetern, Tubanten, Sattuariern; selbst das Weib Armins mit dem dreijährigen Kinde durfte nicht fehlen, noch auch der einst so gefürchtete Name der Sigambrier, vertreten durch Diotrich, einen Neffen des Fürsten Melo. Aber schönerem Triumph hatte Armin, inmitten des geeinigten, befreiten Vaterlandes, verehrt und gepriesen von der Dankbarkeit und Liebe der Germanen.

II.

Armins politische Ziele. Der limes Tiberii als Stütze gegen die Nordsee-Germanen. Das römische Intriguenspiel im Cheruskerland. Die Chatten als Rächer und Erben des Cheruskervolks. Die Sattuarier-Sigambrier an der Ruhr und die Tencterer im alten Ubieland. Das Bündnis des Bundesgedankens bei den Batavern und der Batavische Krieg. Sein Resultat. Roms Verzicht auf Eroberungen rechts des Niederrheins.

Eine Bewegung, über deren Bedeutung für Sein und Nichtsein aller, nicht nur eines von den germanischen Völkern die feierlichsten Erklärungen der Römer auf ihren allerdings schnell vergangenen Siegesdenkmälern bis an die Weser, bis an die Elbe kein Hehl hatten, mußte den tiefsten Eindruck auf die ganze Germanenwelt machen, einen Eindruck, den die Römer uns in den verschiedensten Gestalten bekräftigten. Staunend betrachteten sie dieses seltsame Volk, an dem nicht das kleinste Räthsel die mächtige Vaterlandsliebe sei: „Wer hätte, auch abgesehen von den Gefahren des schauerlichen, unheimlichen Meeres — jemals Asien, oder Afrika, oder gar Italien verlassen, um nach Deutschland zu fahren, in dies Land mit seinem wüsten Boden, seinem rauhen Himmel, seinem trübseligen Leben und Anblick, — es müßte ihm denn gerade Heimath sein!“ So beginnt Tacitus seine Darstellung der deutschen Verhältnisse; und im Verlaufe derselben wundert er sich, nicht ohne Spott, über die Gite lke it der Trevirer und Nervier, sich Germanen zu nennen, am meisten über die Ubiar, die auf der einen Seite zwar „das Glück hätten, eine römische Kolonie zu sein“, und etwas darein setzten, von Agrippa und Agrippina ihren Namen zu haben und „trotzdem nicht errötheten“, Natio-nalgermanen zu sein!

Stärker drückt sich Plinius bei Gelegenheit seiner Schil-

derung des Landes und der Lebensweise der Chauken aus¹⁾: „Diese Chauken, die auf ihren armseligen Dünen, man weiß nicht, wie man sagen soll: hocken, schwimmen oder gestrandet sind, nur von Fischen leben, die sie sich mit den elendesten Regen von der Welt erjagen und über mit Händen abgegrabenem, am Wind getrocknetem Schmutz rösten, um den von der Polar-kälte erstarrten Magen etwas zu erwärmen, und keinen anderen Trunk kennen, als das Regenwasser in den Pfügen vor ihrer Hütte, — sprechen, wenn sie heute vom römischen Volke besiegt werden, von Knechtschaft!“ Eben dies Zeugniß beweist uns, daß noch lange, nachdem das Chaukenheer im großen Freiheitskampf sich den Varianischen Adler als Trophäe verdient hatte, die von dem römischen Eroberungskrieg aufgestörte, von Armins flammender Begeisterung hell aufgeachtete Liebe zum weiten Vaterland nicht mehr erlöschen konnte.

Der Gedanke der Gemeinschaft hatte seit Cäsars Tagen mehr und mehr Form und Gestalt gewonnen, freilich um, — wie alles Edle und Hohe, in langem, wechsell und gefahrvollem Kampfe mit den Täuschungen der Selbstsucht sich durchzuringen, aber niemals mehr unterzugehen. Es waren die tiefsten Klänge, die Armin in der Brust jedes Germanen anschlug²⁾: „Das heilige Recht des Vaterlandes, die Freiheit der Väter, die Götter Germaniens!“ Wohl hat es dieser Begeisterung, als die äußere Gefahr überstanden war, an Nachhaltigkeit, an fester Konsequenz, mit einem Worte an Disziplin gefehlt. Es hätte sich sonst, so scheint es wenigstens, der nur für die Römer erfreuliche Kampf zwischen Sueven und Cheruschern, der mit Marbods Flucht zu den Römern endete, vermeiden lassen. Warum sollte es Armin, wenn er um der großen, gemeinsamen Sache willen sich die nöthige Ruhe zum Handeln bewahrte, unmöglich gewesen sein, den Suevenkönig von der Nothwendigkeit und den ungeheuren Vortheilen ihrer Eintracht zu überzeugen! Doch diese Frage ist durch die Thatsache, daß es Marbod war, der den Krieg gewollt hat, bereits beantwortet: für Armin war er eine schmerzliche Nothwendigkeit³⁾. Peinlicher noch berührt

¹⁾ Nat. hist. XVI. I. 1.

²⁾ Tacitus Annal. II. 10.

³⁾ Idem II. 44—46. 62—63.

es, von einem Schattenfürsten zu erfahren, der sich in Rom erboten, Armin aus dem Wege räumen zu wollen*), obgleich die Verworfenheit eines chattiſchen Edelings an der im Freiheitskampf bewährten todesmuthigen Hingebung des Volkes eine strengere Einheit, ein durchgreifendes königliches Regiment zu schaffen, hing ohne Zweifel gerade mit seiner Absicht zusammen, den römischen Intriguen, der einzigen Waffe, die er noch für sein Vaterland fürchtete, für immer den Zugang zu versperren und den Gewinn, den die Gefahr des Augenblicks gebracht, festzuhalten. Zu gefährlich hatte die fürstliche Gewalt des Segestes in den Zeiten der Freiheitskämpfe gewirkt, als daß es nicht geboten gewesen wäre, solchem Zwitterleben im Schooße desselben Volkes durch Aufrichtung einer an die glorreich behauptete Unabhängigkeit unauslöschlich gebundenen geschlossenen Königsherrschaft auf alle Zukunft vorzubeugen. Daß die Elemente, die solchem Streben einen nur zu erfolgreichen Widerstand entgegenstellten, dieselben waren, die sich intimer Beziehungen mit Rom erfreuten, darf wohl angenommen werden. Aber als die verhängnißvolle Täuschung, als sei Armin durch jenen Plan ein Feind der Freiheit geworden, über seinem Grabe zerronnen war, stand das strahlende Bild des Befreiers, des großen Helden des Freiheitskampfes, des leuchtenden Bundeshauptes, unverfehrt in den Herzen der Germanenvölker, und sein Name klang, und mit ihm das große Wort von geeinter Germanenkraft, noch lange unter ihnen im Liede nach.

Das Verhalten der Römer Deutschland gegenüber war kein unmittelbar drohendes mehr, aber ein abwartendes und stillthätiges. Außer ihren Unternehmungen gegen die Donauvölker behielten sie im rechtsrheinischen Deutschland besonders zwei Gegenden im Auge, die Nordseeküste und — die Cherusker. Das Erstere zeigt, daß sie sich den Weg zur Ems, Weser und Elbe offen halten wollten, das Zweite erklärt sich selbst. Es leuchtet ein, daß Beides zusammen den Haß der Germanen wach halten mußte. Die Friesen warfen das Joch im Jahre 28 nach Christus ab, die Chauken besiegte, ohne sie zu unterwerfen, im Jahre 41 Gabinus Secundus. Die ersteren unterwirft zwar

*) Tacitus Annal. II. 88.

wieder im Jahre 47 der in der Schlanheit und Tapferkeit gleich ausgezeichnete, an Drusus' geniale Unternehmungen erinnernde Feldherr (Corbulo*) und ist eben im Begriffe, dasselbe Schicksal den Chauken zu bereiten: da kommt der Befehl des Kaisers Claudius, die Rüstungen und Angriffe auf die rechtsrheinischen Völker einzustellen, die dortigen Stationen aufzugeben, die Truppen in die Rheinlinie als die Reichsgrenze zurückzuziehen. Der Kaiser gab damit am Niederrhein jede Eroberungspolitik auf.

Auf dem rechten Ufer wurde abwärts der Lippe, den Rhein und die Pfälz entlang, nichts behalten außer dem von einer Landwehr umfaßten, etwa sieben Meilen breiten Landstreifen, dessen Räumung, wie es in der Natur der Sache lag, Drusus bewirkt, Tiberius durch Anlage des Walles gesichert hatte. Allein die Zurückgewiesenen, Ulpeter, Tubanten, Chamaver und Andere schlugen doch stets wieder, gleich zurückgedrückten Wogen, über die Landwehr herüber, und zuletzt blieb den Römern, nachdem sie oft genug — für kurze Zeit — gewehrt hatten, nichts übrig, als die Drängenden oder Gedrängten unter beiderseits erträglichen Bedingungen wohnen zu lassen. Das sind die Völker, welche — vom Niederrheine wenigstens — die „übereheinischen Legionen“ geliefert haben.

Der Landstrich, den diese Völkerstämme, seit sich der Grundsatz der Abwehr nicht mehr durchführen ließ, ausfüllten, war das einzige rechtsrheinische Land auf der ganzen Strecke von Mainz an, das die Römer, so lange sie konnten, behaupteten. Seit Claudius blieb auf dieser Strecke römischer Grundsatz: die Rheinlinie festhalten, mit den Ueberrheinischen sich vertragen, vor Allem die Völker nicht reizen!**). Selbst ein Trajan mußte seine Wirksamkeit innerhalb dieser Grenzen entfalten. Nur einmal trat ein Statthalter, ohne angegriffen zu sein, einen Schritt über diese Linie hinaus: Vespasianus Spurrinna im Jahre 97 nach Christus, jedoch nur, um ohne kriegerische Anstrengung einen dem römischen Stolge sehr angenehmen Akt vorzunehmen, der für die Germanen nichts Gefährliches mehr hatte. Als nämlich die Bructerer, in erbittertem Kampfe mit den Angrivariern und Chama-

*) Tacitus Annal. XI.

**) Idem XI. 19. Cur hostem conciret? adversa in rempublicam casura.

vern, 60,000 Mann, und damit auf Jahrhunderte alle kriegerische Bedeutung verloren hatten, führte (ebenfalls nach dem Abzug der Sieger) Spurius an der Spitze eines Heeres, das freilich von Kanten aus in einem Tage an Ort und Stelle war, dem zusammengeschmetterten Volke zum Troste und guter Nachbarschaft halber einen König zu. Besondere Folgen scheint die Festfahrt, außer daß der römische Senat dem Spurius eine Triumphstatue zuerkannte, weiter nicht gehabt zu haben.

So hatte sich denn das Verhältniß der Römer und Germanen am Niederrhein zu einander in der Weise gestaltet, daß man beiderseits auf Angriffe verzichtete. Nicht so standen sie sich am Mittelrhein gegenüber. Die Schuld trugen die Römer.

Die Römer schienen, nachdem die kriegerischen Vorbern im Kampfe mit Norddeutschland ihnen entgangen waren, die unbestreitbare Schmach auf Umwegen wenigstens rächen zu wollen. Gerade dasjenige Volk, unter dessen Führung Deutschland das römische Joch abgeworfen hatte, die Cherusker, sollte auf dem Wege, den man schon zu Armin's Zeit mit Erfolg betreten hatte, wie zum Hohne auf den Germanennamen, mit römischer Devotion und Korruption zu Grunde gerichtet werden. Es bot sich zu dem Werke eine Gelegenheit, wie sich die raffinierteste Politik sie nicht besser wünschen konnte*).

Das römische Intriguenspiel mit der Gegenpartei Armin's hatte die Cherusker so lange und so gründlich zerrissen und vergiftet, daß von den edlen Geschlechtern und dem alten Fürstenstamme nur mehr einer übrig war, und dieser — lebte in Rom! Da nun unter den noch übrigen Parteigängern, in Ermangelung von Edlen, Jeder befehlen, Keiner mochte gehorchen wollen, so schien die Einsetzung eines Königs das letzte Mittel zu sein, um der gänzlichen Auflösung des Volkes zu wehren. Und jener Einzige schien zu dem Zwecke, der den Leitern vorschwebte, als ein bei den letzten Kämpfen persönlich Unbetheiligter, und da er in den Augen des Volkes immerhin fürstlichen Blutes war, ganz geeignet. So wollte man denn gerade dasjenige, was man einst dem Armin zum Verbrechen gemacht hatte, die Aufrichtung des Königthums, jetzt, da es nicht mehr dem Vaterlande, da es nur noch Rom nützen konnte, ins Werk setzen.

*) Tacitus Annal. XI. 16.

Nichts zeigt mehr den tiefen Verfall des edlen Volkes, als daß es den Römischgesinnten unter ihnen jetzt möglich war in einem Athem Königthum und Armin's Geschlecht als einzige Rettung im Munde zu führen und die unvergängliche Begeisterung des Volkes für seinen tragischen Helden nun zu vollendeter Ironie zu mißbrauchen. Und der Glückliche — er hieß auch geradezu Italikus und war der Enkel jenes eindügigen, vaterlandslosen Flavus, des Bruders von Armin — hatte, als die Cherusker kamen, sich ihn auszubitten, noch förmlich nöthig, daß ihm sein Kaiser Klaudius Muth zusprach: er möge nur beherzt die Ehre annehmen, sei er doch — gewiß nichts Kleines — der Erste, der als geborner, wirklicher Römer einen Thron im Auslande besteige!

Mit römischem Gelde und bewaffnetem Geleite zog er ins „Auland“, und bald gelang es ihm, den Wünschen seiner Erzieher, durch tiefe Zerrüttung aller Verhältnisse in Parteinungen und blutigem Bürgerkrieg, in den auch die Nachbarvölker hineingezogen wurden, vollkommen zu entsprechen.

Erst war er, bevor man ihn recht kannte, gefeiert; dann kehrte er die Laster des kaiserlichen Roms heraus und bewirkte die Bildung einer nationalen Opposition. Es kam zum Kampf, zu einer förmlichen Schlacht, in der er den Sieg behielt; aber nicht lange, so stürzte man ihn vollends, und er flüchtete. Mit Hülfe der Longobarden kam er dann wieder, und des Streites war kein Ende. Denn während ihm longobardische Hülfe zur Stütze diente, scheinen die Nationalen energische Bundesgenossen an den Chatten gehabt zu haben, deren Kämpfe mit den Römern in der Richtung auf Mainz im Jahre 50*) schwerlich außer Zusammenhang stehen mit der — vielleicht von Sünden her, an ihnen vorbei geschehenen Einführung des Italikus und dessen lebhaftem Verkehre mit der nächsten, eben in Mainz befindlichen Station seiner Freunde.

Die Vermuthung, daß die Chatten über das gemeingefährliche Treiben des römischen Königs und seiner Partei im Nachbarlande empört waren und demselben entgegentraten, wird in den achtziger Jahren, als ein gewisser Charianer die Rolle des Italikus unter den Cheruskern fortsetzte, zur Gewißheit**). Wir hören nämlich, daß die Chatten im Cherusker-

*) Tacitus Annal. XII. 27—28.

**) Dio, 67,5.

lande gegen den römischen Anhang mit gewaffneter Hand einschritten und den König Chariomer wegen seiner Freundschaft mit den Römern vom Throne stießen und aus dem Lande verwiesen. Hier liegt die große Tradition aus der Zeit des Freiheitsbundes klar zu Tage: die Chatten waren es jetzt, die, nachdem zwei Führervölker, die Sigambrier und die Cherusker, von den Römern zu Grunde gerichtet worden, die Wacht am Rhein, den Kampf gegen Rom, die Behauptung germanischer Freiheit wahrnahmen. Das Wort Arminius: „Nie würden die Germanen aufhören, die Thatfache zu verfluchen, daß sie zwischen Elbe und Rhein Ruthen und Beile und Toga gesehen“ — bei den Cheruskern zur Lüge geworden, hatten die Chatten fest und hoch gehalten.

Der vertriebene Chariomer kam zwar mit Helfern — ob Longobarden, ob Römern oder Semnonen, wird nicht angegeben — wieder und gewann in einer Schlacht den Sieg, wurde aber darauf von seinen Freunden verlassen und sandte im Jahre 84 nach Christus an Kaiser Domitian Geiseln und flehentliche Botschaft um Hülfe. Geld erhielt er von diesem, aber keine Mannschaft, und die Chatten werden also wohl das Feld behauptet haben.

Die Chatten behielten ihre Stellung als Vorkämpfer der Germanen gegen die römische Drohung am Mittellrhein.

Wenden wir uns dem Niederrhein zu, so kommt zuerst das alte Sigambrierland in Betracht.

Wir wissen, daß ein Theil dieses Volkes nicht verlegt worden, sondern geblieben ist. Strabo, der Zeitgenosse, versichert uns das bestimmt, kein Zweifel kann aufkommen. Das Volk war also nichts weniger als vertilgt*); es lebte in seinen Bergen südlich der Ruhr fort, und zwar ohne von Rom abhängig zu sein, ohne römische Wachtposten und Kolonien im Lande zu haben. Die Kriegslust seiner jungen Mannschaft suchte, seltsam genug und wohl erst nach einiger Zeit, wie die Cherusker, wie selbst Armin gethan, Gelegenheit zu kühnen, ruhmvollen Thaten im römischen Dienst. Im Jahre 26 nach Christus begegnet uns im Kriege mit den Thraciern eine si-

*) Quondam Sugambri excisi. Tacitus Annal. XII. 39. So fehlen sie denn auch in der Germania des Tacitus.

gambrische Cohorte¹⁾, den Führer einer gleichen Iernen wir durch eine ihm in Italien von seiner Tochter gesetzte Grab-
schrift kennen²⁾.

Da keine offene Feindseligkeit mehr zwischen diesen Si-
gambrern und den Römern obwaltete, so war es dem Volke
vergönnt, sich langsam von den Verlusten zu erholen, die es
getroffen. Aber wenn sie sich auch an Zahl wieder ausbreiten
konnten, — die alte Schwungkraft kehrte schwer zurück. War
doch ihre Bierge und ihr Stolz, die meisten Fürsten und Edeln,
hinweggerafft worden. Die Lücke in der Volksgemeinde war
zu groß. Das stolze Selbstbewußtsein, das der Sigambren-
name ausdrückte, mußte aufgegeben werden. Dem Na-
men widersprach zu grell die Wirklichkeit. Es ist daher kaum
Zufall, daß jene Cohorte zwar, „zu jeglichem Wagniß bereit,
wild von Gesang und Schwertesklang“, — auf ihren Kriegs-
fahrten den Namen festhielt, das Volk daheim aber ihn ab-
gelegt hat. So ist der Markomannen-, der Churonen-, der
Cherusker-, der Suardonenname, der Name, nicht das be-
treffende Volk untergegangen, und die Namen Baiuwaren,
Tungern, Sachsen, Herculer sind an die Stelle getreten.

In dem ganzen Bereiche, dessen Bewohner vor dem Jahre
8 vor Christus den Namen Sigambren trugen, begegnet
uns seitdem nur ein Volksname, und zwar auffallenderweise
schon ein Jahr nach der Katastrophe, im Jahre 7 vor Christus,
die Hattuarier, jedoch in engeren Grenzen, also wohl ein
Theil der zurückgebliebenen Sigambren³⁾. Ihr Gaunamen ist
im nämlichen Gebiete verbürgt durch Nachrichten des 4., des 8.⁴⁾,

¹⁾ Tacitus Annal. IV. 47.

²⁾ Drelli-Henzen, inscr. 6704.

³⁾ Bellejus II. 105.

⁴⁾ Saxones vastaverunt terram Chatuvariorum. Annales
S. Amandi z. J. 715. (Monumenta Germaniae hist. scr. I. 6).
In den Parallelstellen desselben Bandes der Monum. heißen sie auch
Hattuvariorum, Hazzoariorum, Hattuvariorum, Hattariorum. Die
Attoarii des 6. Jahrhunderts in den Gesta, die Hetware des Beowulf
und des Travellers song sind die linksrheinischen. Diese sind über
den Rhein gekommen. Denn bezeugt sind 1. die rechtsrheinischen
um Jahrhunderte früher, 2. das Trachten derselben auf das an-
dere Ufer. 3. Das Erscheinen eines linksrheinischen Hattuarier-
gaues erst im 9. Jahrhundert. Es ist also ein und das-
selbe Volk.

des 10. und 11. Jahrhunderts*). Die letzteren lassen den Umfang ungefähr ermessen, indem sie die Punkte *Mündelheim* am Rheine (Merdingen gegenüber), *Herbede* bei Witten an der Ruhr und *Styrum* bei Mülheim an der Ruhr als innerhalb des Gaues fallend angeben. Diese Lage und Größe des Gaues gestattet keine Verwechslung mit dem Gebiete der *Tencterer*, dem ehemaligen rechtsrheinischen *Urbierlande*, Köln gegenüber; noch viel weniger ist (mit Zeuß) zu denken an die durch Alles widerlegte Gleichsetzung mit den *Batavern* und *Canninesaten*. Da sie zu dem großen *Freiheitsbunde* gehörten, aus dessen verschiedensten Zeiten, sowohl vor als nach der Theilung der *Sigambrier*, Kriegsgefangene in die Kämpfe abschließenden *Triumphzug* des *Germanicus* aufgeführt wurden, so befremdet es nicht, die *Hattuarier* dabei zu finden.

Offenbar hatten sie mit dem jungen Neffen des Fürsten *Melo*, den wohl seine Jugend nicht zu dem Akte der Verzweiflung hatte kommen lassen, das *Sigambrevolk* vor den Augen der gaffenden Römer zu vertreten gehabt.

Fassen wir nun den Namen ins Auge, so ergibt sich, daß die von *Strabo* bezeugte Form, wenn wir den „*Gau Hatterun*“ berücksichtigen und sie mit der gleichzeitigen Form des *Chatten* namens: *Hassi* vergleichen, also *Chattuarii* die correcte ist. Man hat sich gewöhnt, beide Namen: *Chattuarier* und *Chatten* nach *Grimms* Vorgang**) auf (altnordisches) *hatto*, (angelsächsisches) *hät* = Gut zurückzuführen, wobei der Name *höttu*, den *Odin* führt, zugute käme. Wir wollen die Gemeinschaft der Bedeutung beider Volksnamen unentschieden lassen, haben aber Gründe, um *Hatvari* anders zu erklären.

Wir werden später sehen, daß die bis ins 4. Jahrhundert nur auf dem rechten Rheinufer wohnenden *Hattuarier* ihr damaliges Streben, auch das linke Ufer in Besitz zu nehmen, ausgeführt haben; dieser Bewegung verdankt der in den Reichstheilungen des 9. Jahrhunderts wiederholt genannte *Gau* (und *Comitat*) *Hattuaria* (zwischen Rhein und Maas von der *Nier* bis zur *Erftmündung*) seinen Ursprung. Die linksrheinische *Hattuaria* hat im Mittelalter die alte *Hattuaria* an Bedeutung überflügelt. Hier sind die *Attoarii* des 6. Jahr-

*) Die Stellen hat schon v. Ledebur (Z. u. B. dr. Br. S. 158—159) und Zeuß S. 336—337.

**) Geschichte der deutschen Sprache 401.

hundert, die unter Theoderich den Dänen Hgelaf geschlagen, sowie die Hätwere des Travellers song, die Hetsware des Beowulf.

Die Personennamen nun dieses Hattuarienlandes, wie sie in dem mit dem 9. Jahrhundert beginnenden Todtenverzeichnisse des Kantener St. Victorsstiftes*) vorkommen, weisen eine ganze Fülle von Zusammensetzungen mit dem ersten Theile des Gaunamens, mit „hat“ auf: hathabert, hathabold, hathabrun, hathaburg, hathager, hathagoth, hathalind, hathamar, hathawaod, hathawero, hathawerk, hathauui, hatholelf, hatho, hathouuord, hathswint, hathwig. Man wird zugeben müssen, daß ein so häufiges Vorkommen der Wurzel „hath“ in Personennamen in einem verhältnismäßig so kleinen Gebiete einen ganz bestimmten Gedanken voraussetzt, und zwar viel natürlicher einen solchen, der einem volksthümlichen Charakterzug, einer rühmlichen Eigenschaft, als der einem längst verblaßten und vergessenen mythischen Bezug entspricht. Trifft aber diese Vorliebe für den Gedanken an Kampf (hathu) sich gerade bei Hattuariern, so liegt darin ein unverkennbarer Fingerzeig für die Ableitung des Volksnamens aus demselben Worte: Kampf, eine Ableitung, die mit der Lebensanschauung und Gesinnung der Germanen überhaupt, zumal der Sigambrier, in vorzüglichem Maße übereinstimmt.

Sind nun die Hattuarier ein sigambrisches Volk, — und in ihrem (linksrheinischen) Lande steht nach dem Nibelungen-Lied die Wiege Sigfrits, ze Santen bi dem Rine — ein Volk, dessen Name gerade in dem Augenblicke zum ersten Male tönte, in welchem der Name Sigambrier als Volksname eben untergegangen war, so bietet sich von selbst die Vermuthung, daß wir in jenem Namen eine aus dem furchtbaren Unglücke erklärliche Herabstimmung des stolzen Wortes Sigigambar vor uns haben. Man rettete den Sinn des alten, auf lange hin unmöglich gewordenen Namens in die neue Form: Hattuarier. Die Zeiten des Kampfes und auch wieder des Sieges sollten nicht ausbleiben. Die Völker zwischen Lippe und Main wuchsen und reiften ihnen langsam und sicher entgegen, die fortschreitende Zersetzung der römischen Verhältnisse beschleunigten sie.

*) Bibliothek der Königl. Akademie zu Münster, codex membr.

Und auch der Bundesgedanke lebte fort. Zunächst galt die seit 55 vor Christus bewährte Gemeinschaft. Die Usipeter zwar fanden nördlichere Sitze. Aber die Tencterer, von Anfang an die bedeutenderen, blieben, und von welchem Geiste diese beseelt waren, das sollte sich in dem Vorspiel zu der Katastrophe des 3. Jahrhunderts, in dem Batavischen Kriege, zeigen.

Während nach der inneren Schwächung der Cherusker die tapferen Chatten als Träger des Freiheitsgedankens im Vordergrund der Germanenvölker erschienen waren, hatte ein Zweig derselben, die Bataver, die einst aus Anlaß eines Streites, mit den stammverwandten Canninefaten, wie es scheint, die Heimath verlassen und sich auf der großen Rheininsel angesiedelt, unter Wahrung ihres volkstümlichen Lebens sich in römische Bundesgenossenschaft aufnehmen lassen. Es ist charakteristisch für sie als Germanen, daß sie den Eintritt in das römische Heer, das Kriegsleben unter den römischen Adlern, das sie bald nach Spanien, bald nach Ungarn, bald nach England führte, — die einzige von ihnen übernommene Leistung an den römischen Staat — keineswegs als einen Unterthandendienst betrachteten*). Krieg führen, mit den Waffen in der Hand leben und sterben, das dünkte ihnen germanische Art, ja Freiheit, und sagte ihnen um so mehr zu, als die Römer ihnen meist Edle ihres eigenen Stammes zu Befehlshabern gaben. Die Batavischen Cohorten (es werden deren im Jahre 69 allein in Britannien stehende nicht weniger als acht genannt**), wenigstens ebenso viele batavische Truppen standen damals am Rhein) waren der Kern der römischen Heere, der Schrecken der Feinde. Die Garde zählte viele Bataver, die kaiserliche Leibwache gleichfalls. So wurden sie mit römischer Kriegskunst vertraut, mit Roms Stärke und Schwäche bekannt und, zumal sie doch stets Germanen blieben, hätte es seltsam zugehen müssen, wenn sie, da es bereits Regel geworden war, daß das Heer den Kaiser machte, nicht eines Tages sich bewußt geworden wären, die Arme, die die Kaisermacht tragen halfen, könnten auch einmal der unvergessenen Heimath geweiht sein. Die Abhängigkeit des Thrones vom Heere, die schon sofort nach Augustus Tode deutlich hervorgetreten war, hatte sich in

*) Tacitus hist. IV. 12.

**) Idem I. 59.

dem Jahre 68—69 vollendet; durch römische Frevel bei der Aushebung war die längst vorhandene gereizte Stimmung auf der Insel in Haß übergegangen. Das Bewußtsein, daß sie Germanen, daß sie Chatten seien, daß die römische Bundesgenossenschaft Knechtschaft sei, erwachte. Längst war der Gedanke an den Bruch mit den Römern in der Brust ihrer Edlen, vor allem des Vornehmsten darunter, des Civilis, aufgegangen und hatte nicht an Kraft verloren, seitdem sein Bruder mit dem Leben, er selbst mit Kerkerhaft gebüßt hatten.

Da traf es sich, daß im Frühling des Jahres 69 durch den Abzug des Vitellius mit dem Kern des Rheinheeres nur eine geringe Truppenmacht zurückblieb. Diesen Augenblick beschloß Civilis zum Werk der Befreiung zu ergreifen*). Die stetige Abweisung der batavischen Beschwerden über den Unfug, welchen sich die Centurionen jedesmal bei der Aushebung erlaubt hatten, boten, als eine solche eben wieder bevorstand, den Anlaß. Bei einem Götterfestmahl hatte Civilis die Edelsten des Volkes, und wer sonst durch Tüchtigkeit ausgezeichnet war, um sich versammelt. Hier unter den rauschenden Wipfeln des heiligen Heines, den kein Römer durch seine Nähe entweihen durfte, tauschte er in der Stille der Nacht mit ihnen das Verlangen nach Freiheit und Rache aus. Er sprach ihnen von dem alten Ruhm des Volkes und von der Schmach, die man ihnen jetzt anthue. Er beleuchtete die wahre Bedeutung des batavischen (und damit des germanischen) Kriegsdienstes unter den römischen Feldzeichen in allen möglichen Ländern, wie sie nur dazu da wären, für Fremde bald hier, bald da ihr Blut zu verspritzen und ihnen Ruhm und Beute zu schaffen. Die Aushebung stehe vor der Thüre, dann zögen sie fort, ihre Söhne und Brüder, auf Nimmerwiederssehen. Nun sei gerade jetzt Rom so schwach, Gallien und der Rhein so entblößt von Truppen, wie noch nie. Die Stunde der Freiheit habe geschlagen. Gallien sinne auf dasselbe Ziel, die Bataver seien stark in jeder Waffe und mit ihnen das stammverwandte Germanien!

Der in diesem Geiste beschlossene Aufstand gewann die ersten Bundesgenossen in den gleichfalls chattischen Canninefaten, die im nordwestlichen Theil der Insel bis an die

*) Tacitus hist. IV. 12—V. 26 ist unsere einzige Quelle.

Mündung des Rheines wohnten. Sie, wilderen Sinnes als ihre mit römischer Sitte mannichfach bekannt gewordenen Brüder, erhoben sofort auf altgermanische Art ihren Edeling Brinno einen grimmigen Helden, auf den Schild und schlugen, ihn an der Spitze, ohne Weiters los.

Nördlich von ihnen, über dem Rhein, wohnten die (West-)Friesen; leicht ließen sich die von ihren südlichen Nachbarn zum Anschluß bewegen und fielen über ein von zwei Cohorten besetztes Winterlager an der See her. Als das genommen und die Cohorten niedergemacht waren, ging der Zug rheinaufwärts. Die Römer steckten ihre Rheinfesten in Brand und vereinigten ihre an Zahl und Uebung schwachen Truppen auf der Spitze der Insel. Hier kam es zur Schlacht, die nach dem Uebergang einer tungsrischen Cohorte zu den Verbündeten entschieden war. Die Römer kamen um, die Gallier wurden gefangen genommen, die niederrheinische Flotte, 24 Schiffe, fiel den Siegern in die Hand, die Insel war frei.

Jetzt scholl der Ruf der Freiheit nach Gallien, nach Germanien. Die Germanen schickten sofort Gesandte und versprachen zu helfen; die Gallier forderte Civi-
lilis durch ihre Angehörigen, die ihm mit den römischen Gefangenen in die Hände gefallen waren, und die er nun theilweise in ihre Heimath sandte, zum Freiheitskampfe auf. Er stellte ihnen vor, um wieviel günstiger jetzt die Verhältnisse zum Abschütteln des römischen Joches bei ihnen ständen gegen früher. Der Anfang sei gemacht, der Beweis, daß die Römer zu schlagen seien, geliefert. Vor Allem aber müsse das leuchtende Vorbild des Freiheitsbundes der Germanen unter Armin, der dort der Römerschaft ein Ende gemacht habe, sie überzeugen, daß ihnen wahrlich unter Vitellius nicht schwer fallen könne, was jene unter dem gewaltigen Augustus vermocht! Hier tritt klar zu Tage, welchen unauslöschlichen Eindruck der gewaltige Kampf der Rechtsrheinischen und die seitdem außer Frage stehende Unabhängigkeit Germaniens auf die Völker der Niederlande gemacht hat.

Spät und langsam erhoben sich die Belgier, und die Uhier hielten es mit den Römern, ebenso die Trevirer. Soweit hatte römische Sitte und Gewohnheit sich bereits im linksrheinischen Germanien festgesetzt. Die Sugerner, aller-

ding's nächste Nachbarn der Bataver, hatten sich ziemlich früh der Bewegung angeschlossen, die Menapier und die Moriner ahmten die Uebier nach.

Die ersten Hülfsstruppen, nächst den Canninesaten und Friesen, sandten die Bructerer und Tencterer, die mit den letzteren verbündeten Sattuarier dürfen als stillschweigend mit eingeschlossen betrachtet werden. Wo es Germanenfreiheit am Rheine galt, da durften alte sigambrische Völker nicht daheimbleiben.

Civilis hatte zu allen rechtsrheinischen Germanen Boten gesandt und sie zur Theilnahme am Kampf aufgerufen. Sie hatten zugesagt. Die nächsten, die um die Lippe wohnten, Bructerer, Tencterer, Sattuarier, schlossen mit ihm förmlich ein Bündniß; eine bructerische Jungfrau, Belleda, entflammte Alles zum Kampf und weissagte Sieg. Eine Vertraute der Götter, wohnte sie an der Lippe in einem Thurm, dem kein Fremdling nahen durfte, und waltete mit ihrem Rathe über der ganzen Bewegung. Selbst Civilis und die Bataver beugten sich vor der höheren Macht, die sie in ihr erblickten. Hier, an der ehemaligen Straße der Römer nach Aliso (dem längst gefallenen) und ins Herz Germaniens, stand auf dem befreiten Boden die heilige Warte, und bei rauchenden Opfern sprach über die vereinigten Wasser des dies- und jenseitigen Germaniens, über die Völker des alten, nun bis zum Ocean erweiterten Bundes die Götterbotin den Weihepruch des Sieges.

Die Freunde am Mittelrhein, die Chatten, die Ulpeter und Mattiaken kamen der Aufforderung zur Theilnahme am Werk durch einen gemeinsamen Feldzug über den Rhein gegen Mainz und das Gebiet der Trevirer nach. Mainz wurde belagert, das Land umher bis über die Nahe hin geplündert, bis Bonna mit drei Legionen heranrückte und zum Rückzug nöthigte.

Als unterdessen die Nachricht vom Tode des Vitellius angelangt war, und der Schein, als kämpfe man nur für Vespasian, auch dem Harmlosesten gegenüber sich nicht mehr festhalten ließ, rief Civilis alle gallischen Völker auf zur Gründung eines freien gallischen Reiches. Es galt ihm, auf diese Weise die Stützpunkte der römischen Herrschaft diesseits der Alpen zu zerstören und sich selbst durch die

Bildung eines unabhängigen Reiches von Süden her zu decken. Verbündet sollten dann die Bataver mit den Galliern bleiben, doch ohne selbst zu Gallien zu gehören; vielmehr sollten sie ein freies, mit den Brüdern auf dem rechten Rheinufer unauflöslich verbundenes Germanenvolk sein.

Es gelang Civilis, die hervorragenden Trevirer und Lingoner, auch Ubier und Tungrer unter den römischen Truppen auf seine Seite zu ziehen. So wurden die Legionen zum Uebertritt in den Dienst Galliens bewogen, die Generale getödtet. Die Festen Vetera und Neuf mußten sich ergeben, die Agrippinenser (Kölner) konnten nicht mehr widerstehen, und es gab nur mehr zwei Plätze am Rhein, wo römische Truppen sich noch hielten, Mainz und Windisch.

Das erste, was die Häupter des Aufstandes thaten, nachdem sie das nächste Ziel, die Beseitigung der Römer, erreicht hatten, war — abermals bezeichnend für den lebendigen Zusammenhang der Bewegung mit den großen nationalen Kämpfen — eine merkwürdige Berathung über die Frage: was aus Volk und Stadt der vieljährigen Verräther, der Ubier werden sollte? Es fand ein förmliches Kriegsgericht darüber statt. Viele forderten, daß man die Stadt der Plünderung preisgebe und dann vertilge. Besonnenere warnten vor solcher Härte, die nicht geeignet sei, Bundesgenossen zu gewinnen. Selbst Civilis, dessen Sohn im Anfang des Aufstandes in die Hände der Ubier gefallen, aber schonende Behandlung gefunden, war für Milde. Am hartnäckigsten bestanden die Ueberrheinischen, an ihrer Spitze die Tencterer, darauf: „Der Römerstadt, dieser Schmach Germaniens, müsse ein Ende gemacht werden — entweder durch gänzliche Zerstörung oder durch Umwandlung in eine offene, dem ganzen Bunde gehörige allgemeine Germanenstadt.“ Das letztere wurde zum Beschluß erhoben, und Abgesandte begaben sich (nach Köln) in den Rath der Ubier, um ihnen die Forderung mitzutheilen. „Daß ihr“, so lautete die denkwürdige Rede an die Ubische Gemeinde, „endlich zum Anschluß an Germaniens Einheit und Namen euch befehrt habt, dafür sei den Göttern, dem Sieg gewährenden Schwertgott vor Allem*),

*) Vergl. Simrock, Deutsche Mythologie S. 323.

Dank gesagt, euch aber, daß ihr jetzt frei zu Freien gehöret, Glück gewünscht! Hatten doch die Römer bis heute Strom und Land, ja den Himmel fast gegen uns abgesperrt, um Verkehr und Versammlung mit euch unmöglich zu machen. Aber was wir von euch als Unterpfand unserer neuen Freund- und Bundesgenossenschaft verlangen, ist dieses: reißet die Stadtmauern, die euch zu Knechten gemacht, nieder, athmet freie Luft, wie es Menschen geziemt! Schlagt alle Römer todt, die noch bei euch sind, — Freiheit und Herren im Land vertragen sich nicht. Ihr Eigenthum vertheilet unter euch. Laßt uns miteinander an beiden Ufern des Stromes gleichweise leben, wie zu der Väter Zeit. Schaffet in Einrichtungen und Lebensart ab, was Römisch, führet wieder ein, was Deutsch ist. So — frei und gerade — möget ihr in Frieden leben oder selbst des Vorzugs, wollet ihr dessen würdig sein, genießen."

Das war die biedere herbe Botschaft an die Ubier. Sie fand bei ihnen keinen Anklang, denn wälsch waren sie geworden, unfähig, deutsch zu fühlen und zu handeln. „Daß sie sich den Germanen angeschlossen“, meinten sie, „sei von Herzen geschehen, wenn auch auf schwere Gefahr hin. Die Stadtmauern zu erhalten, sei, da römische Heere nicht ausbleiben würden, geradezu eine Pflicht. Römer indeß, — die nicht ihre Väter, Brüder oder Kinder wären, — gebe es bei ihnen keine mehr. Zölle und andere Beschränkungen des Verkehrs wollten sie gerne aufheben. Der Zutritt in Stadt und Land solle Jedem von der anderen Seite frei stehen, ohne Begleitung, aber doch auch ohne Waffen und bei Tage. Das Weitere werde sich finden, wenn man sich erst in den neuen Zustand werde eingelebt haben.“ So lautete ihre wälsche Antwort. „Uebrigens wollten sie sich der Entscheidung des Civilis und der Belleda unterwerfen.“ Und Civilis und Belleda entschieden, wie die Ubier vorgeschlagen hatten. Der Gewinn des reichen und strategisch so wichtigen Landes schien zweckmäßiger, als Strenge und Erbitterung. Aber es hatte sich gezeigt, die Romanen — das waren die Ubier geworden — und die Germanen trennte eine andere Kluft, als das Bett des Rheines und — vor der Geschichte haben die Tencterer mit ihrer Forderung, das römische Köln müsse fallen, wenn ein deutsches werden solle, Recht behalten. Für jetzt war die Zeit noch nicht gekommen;

als die Stunde schlug, vollstreckten die Nachkommen, was die Ahnen richtig gesehen hatten.

Das Unterliegen der Tencterer im Kriegsrath deutet auf die tiefste Ursache hin, warum der Kampf, so günstig er bis dahin sich auch gestaltet hatte, doch zuletzt scheitern mußte. Die belgischen Verbündeten, die romanisirten Trevirer, Nervier, Römer, Tungrer, dazu die übrigens tapferen Lingoner und andere rein celtische Völker wußten keine andere Bundesidee als, — ein gallisches Reich: dadurch war selbst den Batavern, Canninefaten und Friesen ein über die augenblickliche Waffengenossenschaft hinausgehender Anschluß unmöglich gemacht, denn sie wollten keine Gallier sein. Hätten nun jene Gallier auch nicht, wie sie eben thaten, auf Grund alter Streitigkeiten und mehr noch aus lächerlicher Eitelkeit sich über die Form untereinander entzweit, die man dem neuen „Imperium von Großgallien“ geben sollte, so war die Einheit des Handelns bei der so ungleichartigen germanisch = gallischen Coalition doch jeden Augenblick fraglich.

Trotzdem ließen sich die am Niederrhein errungenen Erfolge selbst gegen ein neues römisches Heer behaupten, wenn die Bataver ihren Rückhalt mit voller Entschiedenheit da gesucht hätten, wo sie ihn für schwere Kämpfe, für große Gefahren allein finden konnten, im großen freien Vaterland, in Germanien. Aber gerade in dieser Hinsicht mußten sie es an etwas haben fehlen lassen. Es hat gewiß eine Ursache gehabt, daß außer den anfänglichen Verbündeten, den Bructerern, Tencterern und ihren Genossen von Großgermanien nur noch die Chauken sich an dem Kampf betheiligt haben. Wären in der Zeit der Gefahr, als ein frisches Heer unter dem in Schlauheit wie in Tapferkeit ausgezeichneten Feldherrn Petilius Cerealis am Rhein erschien, die Chatten mit ihren Freunden bei Mainz übergegangen und dem Cerealis, indem sie seine Verbindung mit Gallien abschnitten, in den Rücken gefallen, so hätte sich der Krieg anders gewendet. Und sie hatten doch der ersten Aufforderung entsprochen.

Der Kampf, welchen Civilis gegen Cerealis bestand, war heiß und blutig. Drei Schlachten, bei Trier, bei Vetera und an der Waal, die Civilis nur mit Aufbietung aller Kriegskunst und theilweise durch Verrath gewonnen, ent-

schieden noch keineswegs vollends die Niederlage der Bataver. Cerialis wollte aber aus triftigen Gründen den Kampf nicht fortsetzen, der einerseits noch seine großen Gefahren gehabt, andererseits bei günstigem Ausgang das so nützliche frühere Verhältniß der Bataver zum Reich nicht wieder hätte aufrichten lassen. Er nahm daher in den schlau eingeleiteten Verhandlungen mit den Batavern den Standpunkt der Großmuth und der Theilnahme ein, und es gelang ihm, die Rückkehr des Volkes in die alte Bundesgenossenschaft herbeizuführen. Eine Gegenpartei des Civilis, die schon während des Krieges merckliche Hindernisse verursacht hatte, erhob — unter dem Schutze der die Insel besetzenden Legionen, — während Civilis mit den edelsten der Führer sich über den Rhein geflüchtet hatte, frech das Haupt. Es fielen häßliche und undankbare Worte über Veleba. Die rechtsrheinischen Germanen hatten sich zurückgezogen. Da neigte auch Civilis zum Frieden. Die daraufhin am Ausfluß der Yssel in die Zuydersee zwischen ihm und Cerialis stattfindende Unterhaltung, wobei Cerialis auf dem linken, Civilis auf dem rechten Theil der in der Mitte abgebrochenen Brücke stand, hatte die Versöhnung zur Folge.

Der Batavishe Krieg war beendet. Die Bataver lieferten wieder, wie vorher, den römischen Heeren die gefürchteten Cohorten, und dabei blieb es bis zum Ende des vierten Jahrhunderts. Aber der Krieg hatte dennoch bedeutende dauernde Folgen für Germanien. Der Eindruck, den er bei den Römern zurückließ, war tief. Hatte man über den Grundsatz des Kaisers Claudius, Germanien sei sich selbst zu überlassen, anfangs noch als über Schwäche abgesprochen, so war man jetzt trotz dem schließlichen Wiedergewinn Galliens doch anderer Meinung geworden. Man fand, daß die Triumphe, welche seitdem Kaiser und Generale über germanische Völker feierten, gerade, weil sie zu oft Statt hatten, keine Siege bedeuteten, daß der Titel „Germanenbezwiner“, womit die Kaiser ihren Namen zu verzieren pflegten, mehr Wunsch als Wirklichkeit war.

Wie sie der einzigen Trophäe, welche an diesen Krieger erinnerte, der Bructerischen Seherin Veleba sich bemächtigt haben mögen, können wir, da die Quellen schweigen, kaum

vermuthen*). Es scheint nicht, daß es nach bemerkenswerthen Erfolgen römischer Waffen geschehen ist. Erbitterte Angriffe von Seiten germanischer Völker, der Angrivarier und der Chamaver, haben um die ersten 90er Jahre gegen die Bructerer stattgefunden, und Tacitus, der uns dürftig genug davon berichtet, würde es nicht dabei verschweigen, wenn an ihrer Besiegung den Römern ein nennenswerther Antheil beizumessen gewesen wäre.

Germanien, wenigstens derjenige Theil, welcher von der Vorsehung dazu berufen war, eine germanische Ordnung der Dinge in Europa an der Stelle der römischen zu gründen, hatte seit dem Ende des Batavischen Krieges von Seiten Roms Ruhe, die Ruhe des Waffenstillstandes. Es folgten fast zwei Jahrhunderte äußerlich im Ganzen ungestörter Entwicklung, eine Periode der Rüstung, des Erstarkens. Waren die in den Freiheitskämpfen aufgelebten Keime erstorben? Siechten, schwanden die Germanenvölker am Rhein, an der Weser, an der Elbe deshalb, weil wir nichts von ihnen hören, in sich selbst dahin? Die Antwort auf diese Fragen gibt das dritte Jahrhundert, die Kündigung des Waffenstillstandes, die Erhebung Germaniens.

*) Tacitus Germania 8 Status silvae I. 4. 91.

Tabelle IV

Galping / sjs / Minna / alfabet.

f	f ^{feoh}	b
u	n ^{up}	e
ð	þ ^{þorn}	n
o	œ ^{œr}	l
u	R ^{rad}	m
e	h ^{cen}	o
z	X ^{zyru}	ð
uu	p ^{pen} p	c
h	H ^{hæzl}	s
n	þ ^{nyð}	i
i	I ^{ir}	e
z	þ ^{þer}	
eo	S ^{coh} Z	
p	h ^{propd}	
x	ψ ^{colhx}	
r	h ^{szel}	
z	↑ ^{up}	

Figur 1.



Figur 6.



Tabelle IV

Göthling'sches Runenalfabet.

f	f ^{feoh}	b	B ^{beorc}
u	u ^u	e	M ^{ek}
ð	ð ^{þorn}	m	M ^{man}
o	o ^{or}	l	M ^{lagu}
n	R ^{rad}	m	M ^{man}
c	h ^{cen}	o	o ^{ofel}
s	X ^{syx}	ð	ð ^{þorn}
uu	p ^{pen}	a	A ^{ac}
h	H ^{hazl}	ae	ae ^{af}
n	n ^{nyd}	v	V ^{va}
i	I ^{ir}	io	io ^{io}
se	s ^{sep}	cap	cap ^{cap}
eo	z ^{ez}	q	q ^q
p	p ^{pen}	flam	flam ^{flam}
x	x ^{malha}	z	z ^z
r	r ^{rigel}	g	g ^g
z	z ^z		

Tabelle V



Figur 1.



Figur 2.



Figur 5.



Figur 6.



Figur 7.



Figur 8.



Figur 3.



Figur 4.



Figur 10.



Figur 11.



Figur 9.

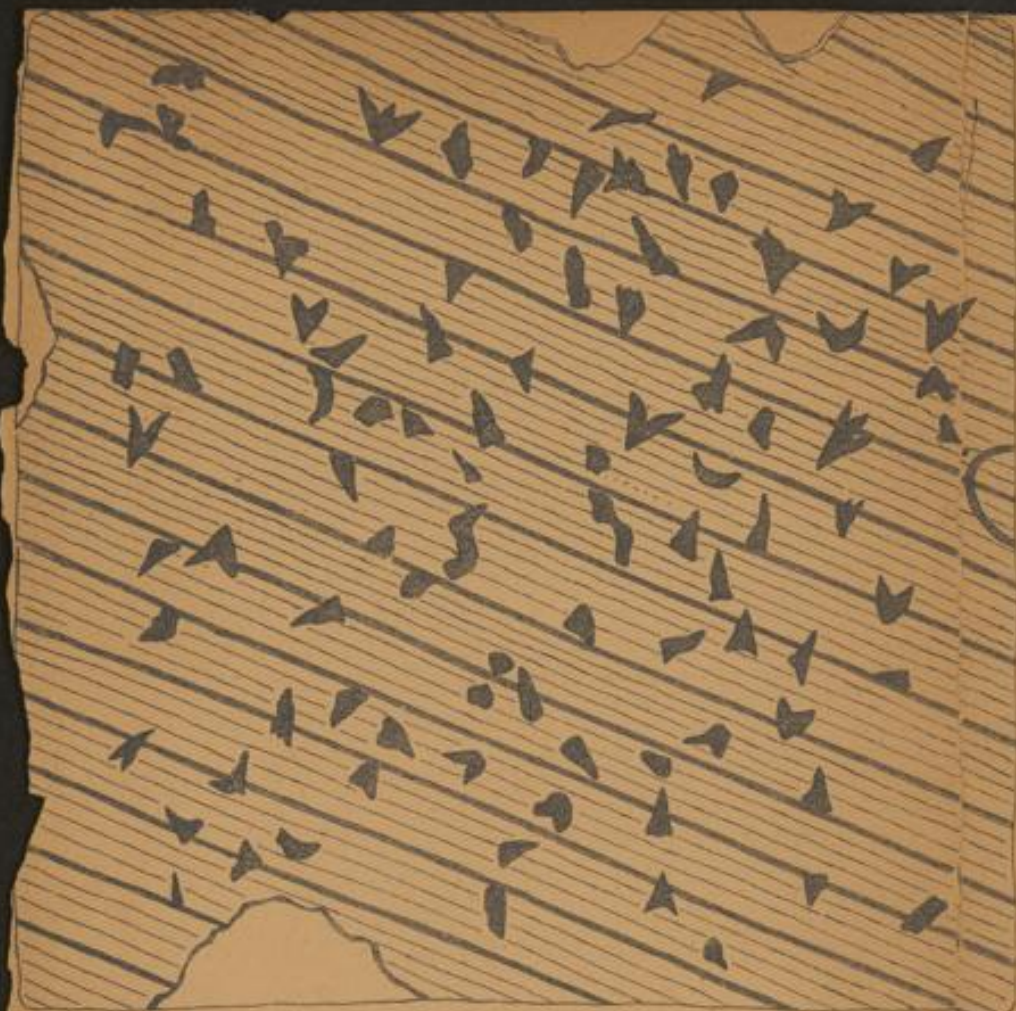


Tabelle II

1.	2.	3.	4.	5.
o	t	t	o	o
t	o	t	b	o
r	s	i	t	o
l	o	l	s	o
l	s	o	l	s
o	t	t	a	l
f	o	t	f	o
s	k	a	t	n
o	k	u	l	a
t	a	l	n	o
s	o	l	b	u
b	a	l	s	o
t	o	s	a	o
t	t	y	l	o
a	f	s	o	t
n	a	u	t	l
o	t	a	l	a
t	o	u	s	o
t	o	t	o	t

Tabelle III

Runen

deutsche

Gothisches Alphabet

bei Hrabanus Maurus. Im St. Galler Codex. 8^{te} age.

des Ulfilas in den neapol. Urk.

nordische	angelsächsische	Runen	deutsche	Gothisches Alphabet
Â	â	âc. quercus	â (afsch. fraxinus)	âc.
B.	b	beorc, betula	B birith, betula	B borg.
C.	c	cæn	C cæn	C cæn.
D. TH	þ	thurs, gigas	Ð thorn, spina	Ð dorn.
E.	e	eh	M ech, eh, equus	M eh
F.	f	fec, pecus, porcus	P P fec, pecus porcus	P feh.
G.	g	gyfu, donum	X gibu, donum	X gebo
H.	h	hagl, grando	X hagale, grando	H hagel.
I.	i	is, glacies	J his, glacies	I us
K.	k	kæn, ulcus	* gilh, chilch?	K
L.	l	lagu, aquor	l lagu, aquor	l lago.
M.	m	man, vir	Ð man, vir	Ð man
N.	n	nead, necessitas	d nœt, necessitas	n nœd.
Ô.	ô	ôst, ostium	Ê ** (ôthil, patria)	Ê oos.
P.	p	peord, anteaambula?	Ê K porcti, mœne	Ê perod.
Q.	q	cneorn, mola	q chœn	q
R.	r	rœd, equitatio	R rehit, equitatio	R rât.
S.	s	fol, fol	ŷ jugel, fol?	ŷ figu(l).
T.	t	tær, dominus	† ** (tac, diti)	† ti.
U.	u	ur, bos	n hur, bos	U uur.
V. W.	v	wæn, spes	W helake?	W huun.
X.	x	iolæ, carex	W huyri.	X elux.
Y.	y	yr, ortus	W zui.	Y yur.
Z.	z			Z
a	æ	æsc, fraxinus	* ()	æ asch.
o (æ)	œ	œthil, patria	** ()	œ ôthil, patria
ing	inc	inc.		inc.
g	gær	gær, annus		gær, annus
i	ich	ich, quercus?		ich, quercus?
d	dag	dag, dies		dag, dies
ea	ear	ear?		ear?
g	gær	gær, jaculum		
fs	stân	stân, lapis		

B beope

M^{ch.}

d^{des} n M^{an}

M^{la}zu

X^{uz}

O^{epel}

mann M^{das}

N^{ac}

re F^{æfe}

y M^{yr}

o *^{io}ap

an^{tir} W^{cap}

peop^ð Y

q H

flon M

A Z

gar S



Figure 6.

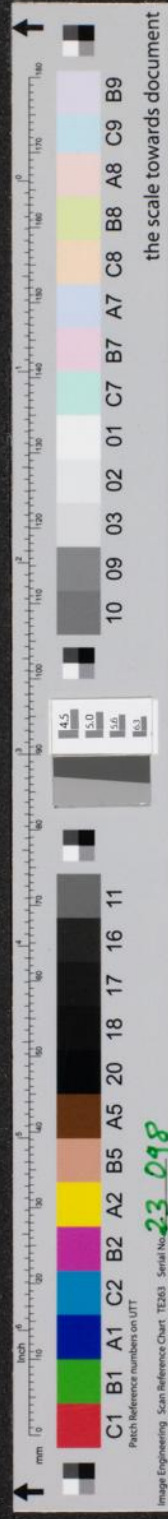
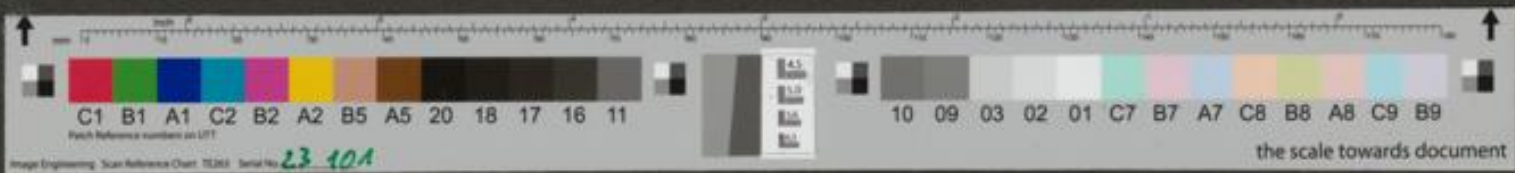


Tabelle IV
Geheimschrifts Künstschrift.

f	^{peoh} ƒ	b	^{beope} B
u	^{uyn} u	e	^{ch.} M
ð	^{ðopn} ð	æ	^{æn} æ
o	^{nyr} o	l	^{la3u} l
n	^{nad} R	m	^{u3} x
c	^{ecn} h	ot	^{ot} o
3	^{3yru} X	ð	^{ðes} ð
uu	^{pen p} p	a	^{ac} æ
h	^{huzl} H+N	æ	^æ æ
n	^{nyd} +	γ	^{γp} γ
i	ⁱ I	io	^{io} *
38	^{38p} 3	cap	^{cap} cap
eo	^{eo} 3Z	9	⁹ 9
p	^{pap} H	fl	^{fl} fl
x	^{colh} ψ	z	^z z
r	^{sigel} u	3	³ 3
τ	^τ ↑		



The work itself and the containing map(s) were digitized with different types of scanners. The Colorchecker shown here refers to the map(s) only.

Das Werk selbst und die enthaltene(n) Karte(n) wurden mit unterschiedlichen Scannern digitalisiert. Dieser Colorchecker gilt nur für diese Karte(n).

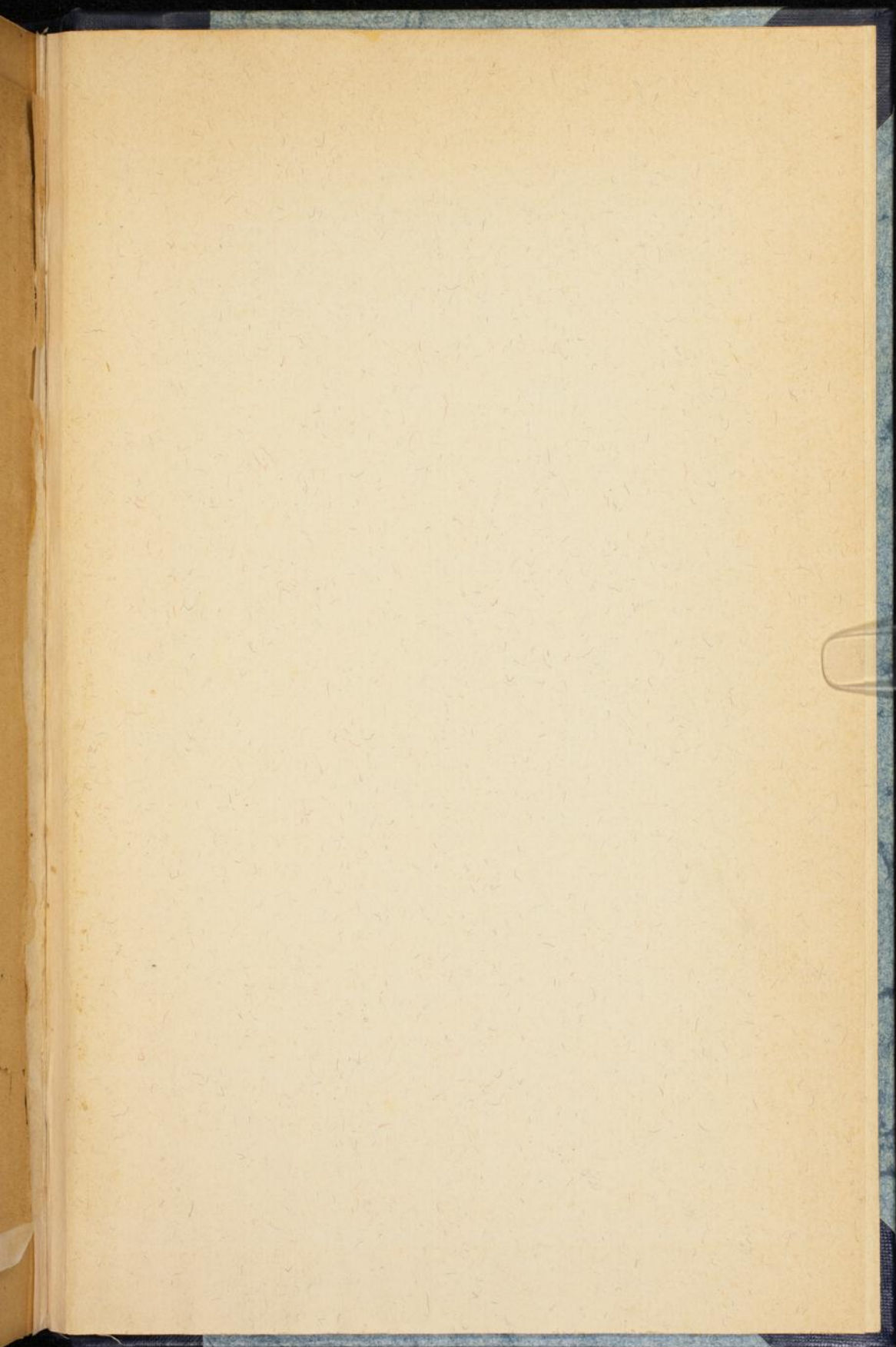
Figur 3.

Figur 4.

Figur 10.

Figur 9.

Figur 11.



PETERSEN

23/200

4/40 LMS:

Bv

